Darstellungen

von

W. G. Becker.

Erstes Bändchen.

Leipzig 1798.

bei Wolf und Compagnie.

Die Reise nach Paris.

Die Reise nach Paris.

Ich hatte schon den rechten Fuß auf den Wagentritt gesetzt, als ich ihn plötzlich wieder zurückzog, weil ich im Hintergrunde des Wagens ein Frauenzimmer und einen Officier erblickte. Was ist das? sagte ich verdrüßlich zum Fuhrmann; er hat mir ja von drei Herren gesagt, die mit nach Paris reisen wollten? Er fing an zu stottern, und gab vor, diese Herren hätten sich anders besonnen. Und wer ist denn dieses

Frauen-

Frauenzimmer? fragte ich. Ja, das weiß ich selbst nicht, war seine Antwort; steigen Sie nur ein; Sie können mit dem Tausche gewiß zufrieden seyn, und der Officier ist fast noch einmal so alt als Sie. Allons Monsieur! Komm sie herin, rief der Officier. Ich setzte mich also ohne weitere Umstände in die Kutsche, drückte meinem Freunde S. nochmals die Hand, und der bepackte Landauer rumpelte auf dem Pflaster fort.

Die erforderliche Krümmung meines Rückens beim Einsteigen und meine kalte Begrüßung der beiden Reisegefährten waren so ziemlich in eines zusammen geschmolzen. Ich mußte rückwärts sitzen, und das war mir um so lieber, weil ich Niemanden neben mir haben

haben durfte. Es ärgerte mich nicht wenig, daß mich der Fuhrmann hintergangen hatte. Als ich eine Weile in die Morgendämmerung hinausgeschaut hatte, ohne daß meine Augen auf einem bestimmten Gegenstande geruht hätten, warf ich zum ersten Male einen förmlichen Blick auf meine beiden Gefährten, und die Vorstellung, die ich mir von ihnen machte, mußte sich ganz natürlich bestätigen, weil ich schon vorläufig darüber mit mir einig geworden war. Das Frauenzimmer war eine artige junge Brünette, die ich sogleich für ein schönes Mädchen erklärt haben würde, wenn ich sie in einer anständigen Gesellschaft und in keiner Gelegenheitskutsche mit einem Officier gefunden hätte, dem sie, nach der Unterhaltung zu schließen, weder Frau, noch Schwe-

ster;

ſter, noch Couſine ſeyn konnte. Der Officier war ein hageres Männchen von einem ganz unbedeutenden Geſicht, in welchem ich nichts als Spuren von Liederlichkeit und Pöbelſinn wahrzunehmen glaubte. Er ſchien ſich ohngefähr zwiſchen vierzig und funfzig zu befinden, und war, wie ich nachher erfuhr, Capitain bei dem Regimente Beaujolois. An ihm war das Sprüchwort, daß, wenn ein junger franzöſiſcher Officier die Hörner abgeſtoßen, gemeiniglich ein artiger und angenehmer Mann aus ihm werde, ſichtbar zum Lügner geworden. Der Capitain hatte ſeine Hörner noch; ſie waren nur ſtumpf, nicht abgeſtoßen. Er plauderte unaufhörlich, ſchwatzte das hundertſte durch das tauſendſte, that mit dem Frauenzimmer als ein alter Bekannter, ſcherzte mit ihr, fluchte ein-

einmal dazwiſchen, trällerte wieder ein altes Operettenfragmentchen — ich hätte ihn aus dem Wagen werfen mögen, ſo ärgerlich war ich. Und dieſe ſchöne Geſellſchaft, die mir noch mancherlei Erbauungsſcenen verſprach, hatte ich, ſieben ganze lange Tage zu behalten, die fatalſte Ausſicht von der Welt.

Es hatte ſich damals etwas bei mir eingeniſtet, was man Hypochonder nennt. Ich war überdieß eine Zeit lang unpäßlich geweſen, und hatte mich noch nicht ganz wieder erholt. Die Nacht hatte ich wenig geſchlafen, und obendrein that mir der Kopf weh. Die Trennung von meinen Straßburger Freunden lag mir ebenfalls im Sinne; und manche andere Trennung, die mich ehemals bekümmert hatte, erwachte

wachte wieder. Es war zwar ein schöner Morgen des angehenden Frühlings. Die Lerchen feierten ihn mit ihren lieblichen Gesängen, aber sie drangen nicht bis in mein inneres Ohr. Ich umfaßte in dem weiten Kessel umher die Schönheit der Natur, ohne daß ich mich dadurch aufgeheitert fühlte. Endlich ward mein Blick, und mit ihm meine Seele von dem herrlichen Münsterthurm angezogen, der so oft ein Gegenstand meiner Bewunderung gewesen war. Der Anblick dieses Meisterwerks altdeutscher Kunst, des ältesten und einzigen seiner Art, verdrängte in mir nach und nach einigermaßen die Spuren des Unwillens und des Mismuths. Ich sank unvermerkt in stille Betrachtungen über den kühnen Schwung des erhabenen originellen Genies.

Auf einmal störte mich der unbescheidene Capitain, der bisher bloß mit dem jungen Frauenzimmer beschäftiget gewesen war, in meinen Träumereien, indem er mir seine Dose vorhielt, die, der Größe nach, eher einem Magazin als einer Dose zu vergleichen war. Er wollte mich aufmuntern; die artige Brünette fragte mich, ob mir nicht wohl sei. Ich habe Kopfweh, sprach ich, und will versuchen, ob ich es verschlafen kann. Und nun machte ich die Augen zu, und that wenigstens, als ob ich schlief — bloß um nicht reden zu dürfen.

Meine Gefährten mochten mich vielleicht für einen eben so unangenehmen Reisegefährten halten, als sie mir waren; und ich kann es nicht läugnen, ich gab ihnen noch mehr Gelegenheit dazu

dazu als sie mir. Es war ja noch nicht ausgemacht, daß das Frauenzimmer das wirklich war, wofür ich sie hielt. Der Officier that freilich zu bekannt mit ihr, als daß bloßer Zufall sie in diesem Wagen zusammengeführt haben konnte; und wenn sie auch einander fremd waren, wie ließ sich vermuthen, daß ein junges Frauenzimmer von guten Sitten, in einer Miethkutsche, so ganz allein, auf Gerathewohl, eine Reise von Straßburg nach Paris unternehmen würde?

Dieß war es eben, was mich eigentlich verstimmte. So wie sich ein Reisewagen näherte, zog ich mich in den Winkel des Wagens zurück, gleich als ob ich lauter Bekannte vermuthete, die sich wundern möchten, mich mit einem

nem zweideutigen Frauenzimmer auf einer Reiſe nach Paris begriffen zu ſehen. Zehnmal lieber hätte ich den unleidlichen Officier allein zum Gefährten behalten, wenn ich nur das Frauenzimmer los geweſen wäre. Ich muß noch jetzt über meine Aengſtlichkeit lächeln: aber die Urſache davon lag in meinem Gemüthszuſtande.

Als wir zu Zabern, der Reſidenz des Biſchoffs von Straßburg ankamen, erbot ſich der Officier, das Mittagsmahl zu beſorgen, um gut und wohlfeil zu eſſen. Dawider konnte ich eigentlich nichts haben; und es fand ſich, daß er Meiſter darin war. Er accordirte mit der Wirthin aufs genaueſte, und rechnete ihr den Preiß von jedem Ei vor. Hierauf ward beſchloſſen, uns

bis

bis zur Essenszeit im Schloß umzusehen. Der Capitain machte seine Capriolen um das Frauenzimmer her, und bot ihr den Arm an. Sie schlug ihn aus. Dieß bewog mich, ihr zum ersten Male schärfer ins Gesicht zu sehen. Dem Capitain fiel izt noch ein, der Wirthin die weichen Eier zu empfehlen; und ich sah mich also mit dem Frauenzimmer einige Augenblicke allein vor der Thüre. Das ist ein unleidlicher Mensch, sagte sie: ich hätte uns wohl eine bessere Gesellschaft gewünscht. Ich sah sie steif an, so verwundert war ich über diese Aeußerung. Ja wohl, gab ich ihr zur Antwort, und wußte nicht, was ich weiter sagen sollte. Darf ich Sie um die Erlaubniß bitten, Ihnen meinen Arm zu geben? fuhr sie fort; ich fürchte die Zudringlichkeit dieses Menschen

schen. Dieß setzte mich wieder in Verlegenheit, und ich gab ihr meinen Arm, ohne weiter etwas zu erwiedern. Indem hüpfte der Capitain zur Thüre heraus. Ich glaubte, es würde ihn verdrießen, daß mir das Frauenzimmer den Arm gegeben; aber er schien nicht darauf zu achten, war lustig und guter Dinge, und führte uns nach dem Schlosse. Wir fanden einen großen ansehnlichen Pallast, der freilich nicht im modischen Geschmack, aber doch immer so gut meublirt war, daß der Erzbischoff, auch als Prinz von Rohan, gewiß keine Ursache haben konnte, sich seiner Residenz zu schämen. Dieser Pallast brannte nachher ab, und man glaubte nicht, von ohngefähr. — Der neue mußte freilich moderner gebaut und geschmackvoller eingerichtet werden. —

Was mir am meisten gefiel, war die schöne große Wasserparthie, die sich durch den Wald hin aus den Augen verlor.

Als wir zurück gingen und der Officier das Trinkgeld für uns berichtigte, drehte sich das Frauenzimmer auf meine rechte Seite, und gab mir wieder mit einer Verbeugung den Arm. Wir kehrten in das Wirthshaus zurück, nahmen unser Mittagsmahl ein, und setzten darauf unsere Reise weiter fort.

Meine Laune hatte sich in etwas verändert; sie war nicht mehr so mürrisch als vorher. War ich etwa durch Eitelkeit bestochen, weil mich das Frauenzimmer vor dem Officier auszeichnete? — Ich glaube nicht; denn darauf konnte ich mir wohl nicht viel zu

Gute

Gute thun. Hatten vielleicht die groſſen ſchönen Augen der artigen Brünette einigen Eindruck auf mich gemacht? — Auch das nicht; ich hatte noch immer viele Vorurtheile wider ſie: und übrigens war ich eben nicht ſo geſtimmt, mich wider meinen Willen auf eine ſolche Art überraſchen zu laſſen. Die wahre Urſache mochte vielleicht darin liegen, daß ich kein Complott wider mich entdeckte, welches durch Einverſtändniß dieſer beiden Perſonen auch mir gewiſſermaßen gegolten hätte, und daß ich nicht durch Übermacht genöthigt war, meine eigene natürliche Rolle aufzugeben, und wie ein Taubſtummer nach Paris zu reiſen. Wo unter drei Perſonen jede für ſich ſelbſt gilt, da fühlt man ſich immer freier, als wenn man es mit zweien aufzunehmen hat. Hierzu

kam

kam freilich noch, daß das junge Frauenzimmer dadurch, daß sie mit dem Capitain in keiner Verbindung stand, allerdings einen Stein im Brete bei mir gewonnen hatte. Sie war doch wenigstens nicht so tief gesunken, daß sie als ein junges hübsches Mädchen mit diesem ausgemergelten Geck durchgehen wollte.

So mochte sich es ohngefähr mit meiner Gemüthsstimmung vertragen, daß ich des Nachmittags etwas mehr sprach. Der Officier, welcher die Bemerkung gemacht hatte, daß sich das Frauenzimmer lieber mit mir unterhielt (ob ich ihr gleich wenig Veranlassung dazu gab) theilte jetzt seine Gespräche zwischen uns beide. Ich nahm wahr, daß sie sich gegen ihn immer anständig

und

und höflich betrug, aber doch gegen mich mehr Zutrauen äußerte. Konnte sie mich aber nicht durch bescheidene Artigkeit gewinnen wollen? Und wer verstehet dieses besser als eine Französin? — Dieß konnte sie also in meinen Augen nicht rein waschen; denn wie konnte sie, wenn sie ein honnettes Frauenzimmer war, sich entschließen, eine so weite Reise allein zu machen.

Wir kamen ins Nachtquartier. Ich machte mir sogleich ein eigenes Zimmer aus, damit ich nicht etwa den Capitain zum Schlafgefährten bekommen möchte. Der Capitain besorgte die Küche. Das Frauenzimmer ging mit der Wirthin auf die Seite, und wir sahen sie nicht eher wieder, als bis das Essen aufgetragen war. Wir waren beinahe

fertig damit, als unser Kutscher ins Zimmer trat, und mir sagte, (denn die andern beiden verstanden nicht Deutsch und der Kutscher kein Wort Französisch) daß ein böhmischer Glashändler unten wäre, der gern mit nach Metz fahren wolle. Ich trug sein Anbringen gleich auf eine beifällige Art vor, aber der Capitain machte Einwendungen dagegen. Das Frauenzimmer sah mich steif an und sagte: warum sollten wir den ehrlichen Mann nicht mitnehmen? wir haben ja Platz. Der Capitain ward also überstimmt, und ohne weiter auf sein Geplaudere zu hören, ertheilte ich dem Kutscher den Bescheid, daß wir ihn mitnehmen wollten. Indessen nahm das Frauenzimmer ihr Licht, und sagte uns gute Nacht.

Als ich in meinem Bette lag, dachte ich über die ganze Begebenheit nach. Ich wünſchte, der dreiſte Capitain möchte das Mädchen ein wenig ausfragen; aber wahrſcheinlich hatte er das ſchon gethan, ehe ich des Morgens eingeſtiegen war. Der böhmiſche Glashändler war ein wahrer Fund für mich, und es that mir leid, daß ich ihn nicht länger als bis Metz behalten konnte.

Seine Geſellſchaft wurde mir auch in der That ſehr angenehm. Er war ein gutgewachſener junger Mann von ſechs und zwanzig Jahren, der ſich recht gut zu benehmen wußte. Ich konnte deutſch mit ihm ſprechen, und das war mir ſchon recht. Er mußte mir von ſeinem Handel, von ſeinen Reiſen, von ſeinem Vaterlande erzählen, und ich

hatte

hatte ihn immer etwas zu fragen. Mit dem Capitain unterhielt ich mich faſt gar nicht mehr, und mit dem Frauenzimmer wenig, außer etwa bei Tiſche. Sie ſah bisweilen ernſthaft aus, ſah mich öfters von der Seite an, und lenkte die Augen langſam weg, wenn ich es bemerkte. Anfangs ſchien ſie mich zwar wieder in ihre Unterhaltung hineinziehen zu wollen; da ich aber in meinen Antworten immer etwas lakoniſch blieb, ſo ſchien ſie ſich weiter keine Mühe zu geben, blieb aber dennoch ſo artig gegen mich als vorher.

So ging es bis Metz. Wir langten des Vormittags an. Es that mir leid, daß ich meinen Böhmen verlor; er bezahlte den Kutſcher und nahm Abſchied. Da es eben Sonntag war,

ſo

ſo fragte mich das Frauenzimmer, ob ich mit in die Meſſe gehen wollte. Ich bin ein Ketzer, ſagte ich etwas munter, aber ich will mitgehen, um die Cathedrale zu beſehen. Sie ſind ein Ketzer? erwiederte ſie lächend: nun deſto eher kommen Sie mit; vielleicht bekehren Sie ſich noch. Der Capitain bedauerte, daß er uns nicht begleiten könne, weil er einen alten Bekannten aufzuſuchen habe. Wir gingen alſo allein.

In der Kirche trennten wir uns. Sie näherte ſich einem Seitenaltar, wo eben Meſſe geleſen werden ſollte. Ich beſah indeſſen die Kirche und beobachtete die Menſchen. Ich geſtehe, daß es unartig iſt, während des Gottesdienſtes ſeine Neugier zu befriedigen, und in den Kirchen herum zu ſpazieren.

Freilich ſind es die Katholiken gewohnt; aber es iſt ein Mißbrauch, den man abſtellen ſollte. Noch weniger ſollten die Küſter oder Sacriſtaner ſelbſt Gelegenheit dazu geben, und die Fremden während des Gottesdienſtes herum führen, wie es mir oft geſchehen iſt; ja man zog ſogar zuweilen, nicht ohne ziemliches Geräuſch, die Gardinen auf und zu, die vor guten Altarblättern hingen.

Als ich muthmaßte, daß die Meſſe bald geendiget ſeyn würde, ſchlich ich zu dem Altare, wo ich meine verdächtige Unbekannte gelaſſen hatte. Ich fand ſie noch knieend. Ihr Auge und ihre Geſichtszüge verriethen eine reine innige Andacht; ſie wendete ſich weder rechts noch links, und ſchien bloß mit

Gott

Gott und mit ihrem Herzen beſchäftiget zu ſeyn. Als ſie aufſtand, drehete ſie ſich nach der andern Seite zu, und ſah rings umher, bis ſie mich gewahr wurde. Sie kam mir mit einer gewiſſen Heiterkeit entgegen, die ſie ungemein wohl kleidete. Haben Sie ſich umgeſehen? ſagte ſie. Ich bejahete es. Nun ſo laſſen Sie uns nach dem Wirthshauſe zurückkehren ſetzte ſie hinzu, wir möchten eben keine Zeit übrig haben.

Das Eſſen war fertig, aber der Capitain war noch nicht zurück. Wir warteten; aber er kam nicht. Vermuthlich hat ihn ſein alter Bekannter eingeladen, ſagten wir einander und nahmen Platz. Es war uns ſchon bang, daß er zu lange tafeln möchte, als ein Hausknecht aus einem andern

Wirths-

Wirthshause uns ein Compliment und die Nachricht von ihm brachte, daß er eine Gelegenheit nach Lille gefunden habe, und schon vor einer Stunde abgereiset sei. Wir sahen einander an, als wenn sich ein Wunder zugetragen hätte. Ich wußte in dem Augenblicke nicht, ob mir seine Trennung von uns lieb oder unlieb seyn sollte. Ich lief sogleich zu unserm Kutscher, um zu hören, wie das zugegangen wäre. Der arme Teufel stutzte gewaltig, und blieb einige Minuten stumm. Hat er denn seine Sachen nicht abholen lassen? fragte ich. Er hat nichts bei sich gehabt, erwiederte er mir, als ein kleines Päckchen in ein Schnupftuch geschlagen, was im Kutschkästchen lag. In dem Augenblicke sah er darnach; aber das Päckchen war weg, und der Kutscher unbezahlt.

Der

Der arme Mann dauerte mich; es war seine erste Reise nach Paris. Er hatte auf vier Personen gerechnet, und hatte nur drei bekommen. Die dritte hatte ihn obendrein betrogen; und auf einen Ersatz durch die Rückfracht konnte er wenig rechnen, weil er in Paris nicht bekannt war, und nicht französisch sprach. — Ich tröstete ihn damit, daß ich in Paris dafür wollte sorgen helfen.

Es war mir sonderbar zu Muthe, daß ich nun mit dem unbekannten Frauenzimmer ganz allein reisen sollte. Auch sie schien in sichtbarer Verlegenheit zu seyn, ohne mir es merken lassen zu wollen. Über den Vorfall selbst sprachen wir wenig, als in so fern er den Kutscher betraf. Wir hatten schon

die

die Stadt eine ziemliche Strecke im Trocken, als ein gemeiner Mensch, den ich erst itzt bemerkte, vom Kutscher Abschied nahm, und ihm sagte, er könne nun nicht mehr fehlen. Ich lachte über des Kutschers Einfalt, daß er sich noch außer der Stadt für ein Trinkgeld die Chaussee nach Paris zeigen ließ.

Jedes von uns hing eine lange Weile seinen eigenen Betrachtungen nach. Die bescheidene Munterkeit meiner Reisegefährtin hatte sich in stillen Ernst verwandelt. Sollte ich ihr wohl Unrecht gethan haben? sagte ich bei mir selbst. Ihre Andacht schien so wahr, so aufrichtig zu seyn. Und itzt — so unleidlich ihr auch der Capitain zu seyn schien — itzt da wir seiner los sind, scheint sie über seine Abreise verlegen zu

seyn

seyn. Es fuhr mir dabei ein halber Verdacht durch den Kopf; aber ich ließ ihn nicht zur Reife gelangen. Ich war deswegen unwillig auf mich selbst. Ihre betende Stellung, die ruhige Andacht, die ich während derselben in ihrem Gesichte wahrnahm, widersprach allem, was ich beinahe geargwohnt hätte. Du willst gerecht seyn, sprach ich zu mir selbst, dabei läufst du nie Gefahr, eine Ungerechtigkeit zu bereuen.

Ich unterbrach unser Stillschweigen zuerst. Ist Ihnen nicht wohl? fragte ich gutmüthig. O ja, antwortete sie mir freundlich. Aber bemerken Sie nicht, daß wir keinen so guten Weg mehr haben? fuhr sie fort. Ich hatte wirklich nicht darauf Acht gegeben. Sogleich sah ich zum Wagen hinaus, und

und bemerkte, daß die Gleise ziemlich tief und holpricht waren. Wie geht das zu? sagte ich. Man ruhmt ja die französischen Straßen vor allen andern, und diese scheint so schlecht als möglich zu seyn. Ich weiß es nicht, gab sie zur Antwort; es befremdet mich ebenfalls, ob ich gleich diese Straße noch nicht gereiset, sondern auf der Poststraße über Epernay gegangen bin. Vielleicht ist es nur ein Stück, das nicht lange dauert, versetzte ich.

Es war mir gewissermaßen daran gelegen, das Unrecht, was ich ihr in meinen Gedanken, und zum Theil durch mein Betragen zugefügt hatte, wieder gut zu machen; auch war es mir doch nicht ganz gleichgultig, für einen plumpen und unhöflichen Deutschen von ihr gehal-

gehalten zu werden, zumal da sie mir so ein belehrendes Beispiel gab. Ich ließ es mir also angelegen seyn, mich mit ihr zu unterhalten, und sprach von ernsthaften Dingen, wobei sie einen gut gebildeten Verstand äußerte, aber immer ihre gewöhnliche Bescheidenheit beobachtete. Indessen behielt sie doch ihr ernsthaftes Wesen, und etwas Nachdenkendes in ihren Blicken, wenn sie selbige auf Gegenstände außer unsern Wagen warf.

Je weiter wir fortfuhren, desto schlechter wurde der Weg. Ich will ein wenig aussteigen, sagte sie. Ich dachte anfangs an Yoricks ehrbare Dame und an ihr Rien que pisser, und blieb im Wagen sitzen. Als ich aber sah, daß sie neben dem Wagen hin-

hinging, und nur den heftigen Stößen desselben zu entgehen suchte, so stieg ich auch aus, und bot ihr meinen Arm an. Sie schlug ihn mit vieler Artigkeit aus, und ich ging also bloß neben ihr. Ich war verdrußlich darüber. Sonderbar! dachte ich bei mir selbst, itzt, wo du dich artiger gegen sie beträgst, mag sie deinen Arm nicht annehmen, da sie dir doch den ihrigen selbst anbot, als du sie kaum einer Antwort würdigtest. Kurz es war mir nicht recht. — Aber so ist nun einmal das menschliche Herz.

Es fing bereits an zu dämmern, und das Dorf, wo wir übernachten sollten, war noch fern. Wir stiegen wieder in den Wagen, und fanden, daß er seine Mucken noch nicht abgelegt hatte. Der Weg wurde immer schlechter. Unmöglich

möglich sind wir auf dem rechten Wege, sagte ich zum Kutscher. Die Straße ist ja breit genug, gab er zur Antwort, warum sollten wir nicht auf dem rechten Wege seyn; ich bin ja nicht davon abgekommen. So schwer es mir auch wurde, so mußte ich es doch glauben. Es wurde immer dunkler, und meine Gefährtin schien darüber ängstlich zu werden. Sie schaute beständig aus dem Wagen, ob das Dorf nicht zu entdecken wäre. Begegnet war uns auch schon lange Niemand; und im Felde konnten wir keinen Menschen erwarten, weil es Sonntag war. Endlich versetzte uns der Wagen solche Stöße, daß wir alle Augenblicke befürchteten, umgeworfen zu werden. Der Kutscher hielt selbst an. Aber warum bleibt er denn in diesem Gleise, sagte ich ein wenig ärgerlich;

lenke

lenke er doch dorthin. Dort iſts noch ſchlimmer, ſprach er. Iſt es doch, als wenn mir alles au contraire gehen müßte! ſetzte er ungeduldig hinzu.

So unangenehm es mir war, bei ſo ſchlechtem Wege von der Nacht überraſcht zu werden, ſo mußte ich doch über den franzöſiſchen Brocken des Kutſchers lachen. Er muß ſchlechterdings irre gefahren ſeyn, verſetzte ich; denn das iſt unmöglich die Straße nach Paris. Die Straße nach Paris iſt es wohl, erwiederte er, nur nicht die gewöhnliche. Und er hat das gewußt? ſagte ich. Freilich habe ich es gewußt, antwortete er mir; aber wer hätte glauben ſollen, daß ſie ſo ſchlecht wäre. Warum iſt er aber nicht die gewöhnliche gefahren? fragte ich ärgerlich. Nun erzählte mir der

arme

arme Tropf, daß er es aus Sparſamkeit gethan, weil er auf dieſer keine Zölle zu bezahlen brauche. Ein Straßburger Kutſcher, der in dem nämlichen Wirthshauſe eingekehrt war, hatte ihm dieſes gerathen, um ſeinem Schaden, wegen der Betrügerei des Capitains, wieder in etwas beizukommen. Hätte ich aber gewußt, daß es ein ſo vermaledeiter Weg wäre, fügte er endlich hinzu, ſo hätte ich es meinem Vieh und Fuhrwerk gewiß nicht zum Schabernack gethan. Das Mal nach Paris gefahren, und nimmermehr wieder!

Was konnte ich ihm darüber ſagen? Ich ſchwieg und verdollmetſchte den ganzen Handel meiner Reiſegefährtin. Wir waren einig mit einander, ihm etwas mehr zu verſprechen, als wir zu bezahlen

len ſchuldig waren, um nur die rechte Straße den folgenden Tag wieder zu erreichen. Ich bot ihr meinen Arm abermals an, weil man den Weg kaum mehr erkennen konnte; ſie ſchlug ihn jedoch mit vieler Artigkeit, zum zweiten Male aus, weil ſie, wie ſie ſagte, mir nicht laſtig werden wolle. Dieß war mir nun wieder nicht recht; denn ich wollte ja meine Sottiſen wieder gut machen. Ich ging alſo neben ihr hin. Eine halbe Viertelſtunde mochten wir ſo fortgegangen ſeyn, als ſie mit dem einen Fuß in ein ziemliches Loch fiel. Dieß machte ſie furchtſam, und ſie bat mich nun ſelbſt um Erlaubniß, mir ihren Arm geben zu dürfen. Nach einiger Zeit erblickten wir Licht, worüber wir ſehr erfreut waren; wir ſetzten uns wieder in den Wagen, aber es dauerte

beinahe eine halbe Stunde, ehe wir den Ort erreichten.

Als wir in den Hof des Wirthshauſes hineinrumpelten, umringten uns eine Menge Leute, die über unſere Ankunft verwundert zu ſeyn ſchienen. Einige lachten und ziſchelten einander ins Ohr. Eine dicke Frau, die ein Licht in der Hand hatte, und ſich als Wirthin ankündigte, nöthigte uns die Treppe hinauf, und führte uns über einen Gang in eine groſse Stube, die an Gröſse und Leere einer ausgeräumten Scheune glich. Zwiſchen den beiden mittelſten Fenſtern ſtand ein Bette, welches das Gegenſtück zum Ofen machte, und mit dieſem und dem Zimmer ziemlich in Verhältniß ſtand. Im Nothfall würden ſechs Perſonen darin Platz gehabt haben.

den. Sie fragte uns sogleich, ob wir etwas zu essen verlangten. Allerdings, gaben wir zur Antwort. Viel wird es aber nicht werden, sagte sie. Wir sind auch mit weichen Eiern und einem dünnen Eierkuchen zufrieden, erwiederte ich. Sie wollte gehen. Wir brauchen zwei Zimmer, sagte meine Gesellschafterin: will Sie mir wohl erst das meinige anweisen? Die Wirthin machte große Augen, und fragte scherzhaft, ob uns denn das Bette nicht groß genug wäre. Ich fiel ihr in die Rede, und suchte sie zu verständigen, daß das Frauenzimmer und ich einander nichts angingen. Sie lachte darüber und meinte, sie ließe sich nichts weiß machen; umsonst und um nichts hätten wir diese unbesuchte Straße gewiß nicht gewählt. Und was hat es denn zu bedeuten? sagte sie. Ein paar

se junge Leute — Wie ich noch jung war, hatte ich so viele Umstände gewiß nicht gemacht, mich von einem hübschen jungen Kerl bewachen zu lassen. Und hier kennt sie ja kein Mensch. — Das Frauenzimmer bestätigte ganz gelassen, was ich bereits geäußert hatte, und befand bloß auf ein anderes Zimmer. Die Wirthin versicherte, es wäre alles besetzt, denn das ganze Haus sei voll Wiener Käufer. Es wird doch noch ein Winkel oder eine Bodenkammer für mich zu finden seyn, sagte ich. Nein, nicht ein Loch, erwiederte die Wirthin. Nun so setze ich mich in den Wagen, sagte ich. Daraus wird nichts, fiel mir das Frauenzimmer in die Rede: Sie sind krank gewesen, Sie sind noch nicht wieder wohl: ich gebe dieß schlechterdings nicht zu: Sie müssen dieses Zimmer behalten

halten. Indem trat der Kutſcher in die Stube, und brachte uns unſere Nachtſachen. Er bat mich, Heu und Hafer für ihn zu fordern, ein Geſchäft, was mir von nun an bis Paris zulam. Ich ging mit ihm aus dem Zimmer und die Treppe hinunter, um mein neues Amt zu verrichten. Als ich wieder in das Zimmer trat, fing ſich unſer edler Wettſtreit vom neuen an. Sie behalten dieſes Zimmer, ſagte ſie, das iſt ſchon ausgemacht: und für mich iſt auch geſorgt. Und wie? ſprach ich; das ganze Haus iſt ja voll Menſchen. Ich bat, erwiederte ſie, die Wirthin gebeten, ihren Mann im Dorfe ſchlafen zu laſſen, und ihr Bette mit mir zu theilen. Ich wollte ihr das ausreden, und brachte wieder den Wagen für mich in Vorſchlag; aber es war umſonſt, ſie blieb

unbe-

unbeweglich. Als wir unſer mageres Abendeſſen verzehrt hatten, fragte uns die Wirthin nochmals, ob wir uns denn nicht zuſammen hier vertragen wollten; und als ſie hörte, daß es bei der Abrede bliebe, ſtemmte ſie beide Arme unter, ſchüttelte lachend den Kopf, und ſagte, ſie wollte ihren Kopf verwetten, wir würden, ehe wir noch nach Paris kämen, ſchon ein bischen näher mit einander bekannt ſeyn.

Das Frauenzimmer hatte ſich indeſſen mit ihren Nachtſachen beſchäftiget, und nun folgte ſie der Wirthin, und wünſchte mir eine gute Nacht. Das erſte, was ich that, war eine genaue Unterſuchung, die ich mit meinem großen Bette anſtellte. Ich wunderte mich, daß es ſo reinlich war. Als die Wirthin

thun zurückkam, bat ich sie, mir es frisch zu überziehen. Der Überzug ist ganz neuwaschen, sagte sie, denn hierein lege ich nicht leicht Jemanden: es sind meine Brautbetten gewesen, und einem Paar junger Leutchen, wie Sie sind, hätte ich sie schon zu einer Hochzeitnacht geliehen. Mein Alter und ich machten auch erst Hochzeit mit einander, und die Trauung kam erst ein Vierteljahr hinter drein. Hierauf räumte sie den Tisch vollends ab, und verließ mich.

Ich legte mich sogleich nieder, denn ich war der Ruhe bedürftig; aber ich konnte nicht schlafen. Nicht etwa, daß die Plaudereien der Wirthin einigen Eindruck auf mich gemacht und meine Einbildungskraft rege gemacht hätten: nein! sie brachten vielmehr die entgegengesetzte

Wir-

Wirkung in mir hervor. Die Art, mit welcher sich das junge Frauenzimmer bei dem Geschwatze der Wirthin benommen hatte, vollendete den bessern Begriff, den ich mir von ihr gemacht hatte, und es bedurfte nun bei mir keiner Anstrengung weiter, ihr vollkommene Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sie nahm sich nicht die Mühe, über die falschen Vermuthungen der Wirthin viel Worte zu verlieren; sie befand bloß mit einem anständigen Ernste auf ein anderes Zimmer; sie verzog keine Miene bei den ausgelassenen Scherzen der alten Plauderta-sche, und wünschte mir mit dem völligen Bewußtseyn einer reinen tugendhaften Seele, eben so artig eine gute Nacht, wie gewöhnlich, ohne daß sie meine Begriffe von ihrem Charakter und von ihrer Reise zu furchten schien. Diese sanfte

Würde

Würde in einer solchen Lage, wo manches andere Frauenzimmer sich entweder zornig gegen die Wirthin gezeigt, oder verschämt die Augen niedergeschlagen und die Wirthin dennoch ausgehört, oder sich gerechtfertiget und der Wirthin den Mund zugehalten hätte, nahm mich völlig für sie ein. Nur die weite Reise eines schönen jungen Mädchens von Straßburg nach Paris mit zwei unbekannten Mannspersonen konnte ich nicht damit zusammenreimen. Sollte ihr die Liebe einen Streich gespielt haben, und sie ihrem Geliebten heimlich nachreisen? — Bei diesem Gedanken blieb ich stehen, um so mehr, da der Kutscher nicht das geringste von ihr wußte, als daß sie einen Platz in seinem Wagen bestellt hatte. Alles Grübeln konnte indessen zu nichts nützen. Ich schlief ein. Bevor

aber

über mein Entſchlummern noch in feſten Schlaf übergegangen war, weckte mich eine Maus wieder auf, die mir quer über das Geſicht lief. Zu gleicher Zeit hörte ich, daß ſich im Zimmer eine ganze Geſellſchaft ähnlicher Thierchen luſtig machte, während über der Decke meines Zimmers die Ratten einen Ball zu haben ſchienen. Dieß war nun freilich nicht tröſtlich für mich; ich raſſelte mit dem Stuhle, um ſie zur Ruhe zu bringen. Ich mußte dieſes Mittelchen oft wiederholen, und darüber ward ich zu munter, um bald wieder einſchlafen zu können. Endlich ſiegte die Müdigkeit, und ich erwachte erſt mit anbrechendem Tage durch ein Geniſſere, was ich in meinem Bette hörte. Ich ſtand auf, kleidete mich an, und als ich die Urſache davon näher unterſuchte, fand ich in dem Bette ein anſehnliches

Mäu-

Mannschaft, wovon sich mehrere Inwohner sogleich in die Stube zerstreueten.

Der Kutscher fütterte bereits seine Pferde, als ich zu ihm hinab kam. Die Mamsell ist auch schon munter, sagte er. Nun so mache er, daß wir bald fortkommen, wo meine Antwort, und sorg' er, daß wir bald wieder auf die rechte Straße treffen; wir wollen ihm gern noch etwas zulegen. Nun müssen wir schon noch eine Weile darauf bleiben, erwiederte er, wenn wir nicht nach Metz umkehren wollen.

Als das Frauenzimmer aus ihrem nächtlichen Aufenthalte heraus kam, lächelte sie mir entgegen und fragte mich, wie ich geschlafen hatte. Ich erzählte ihr die Jagden, die ich gehabt hatte, und

und tröstete sie, daß sie das Zimmer nicht angenommen habe. Nun erzählte sie mir, daß es ihr nicht viel besser gegangen, denn ungeachtet sie sich ganz an den Rand des geräumigen Bettes gelegt hatte, sei sie doch mehrere Mahle in Gefahr gewesen, von der dicken Wirthin herausgedrängt zu werden, anderer Umstände zu geschweigen. Sie lachte noch den ganzen Tag herzlich darüber, und so oft ihr diese Nacht nachher einfiel, brach sie in ein anhaltendes Lachen aus.

Das Beste bei den äußerlichen Umständen unserer Reise war, daß wir vortreffliche Witterung hatten. Der Morgen war sehr schön, und meine liebe Unbekannte heiterer als gestern. Ich bemühete mich, ihr auf alle Art zu erkennen zu geben, daß ich Hochachtung für

sie

sie fühlte, nicht wie ein junger Mann, der sich zum Zeitvertreib oder aus andern Absichten in ihrem Herzen einzunisten suchte, auch nicht auf eine solche Art, die ihr eine reinere Leidenschaft hätte verrathen können, sondern auf eine uneigennützige gerade Weise, daß sie einsehen mußte; ich könne ein liebenswürdiges weibliches Geschöpf hochschätzen, ohne mich auf eine oder die andere Art in sie zu verlieben. Im Grunde lief auch beides wider meine Grundsätze, ob sich schon die edlere Art von Verliebung nicht immer darnach zu richten pflegt. Indessen glaubte ich doch, daß ich auch diese in meiner Gewalt hätte. Wir waren ein wenig ausgestiegen und vor dem Wagen hergegangen, wie wir nachher öfters zu thun pflegten. Ich bemerkte zum ersten Male, daß das liebe Mädchen einen schö-

nen

nen ſchlanken Wuchs hatte. Überhaupt war ſie mir nun weit ſchöner geworden. Ein Paar große ſchwarze Augen mit ſchönen Augenbraunen überwölbt, gaben ihrem wirklich reizenden Geſichte eben ſo viel Ausdruck, wenn es ſich der Munterkeit überließ, als Sanftheit, wenn es ſich bei ernſten Empfindungen zu ſtillem Nachdenken ſammelte. Wenn ich ſo neben ihr herging, oder im Wagen neben ihr, oder auch wohl zuweilen ihr gegenüber ſaß, ſo konnte ich mich nicht genug wundern, wie ein ſolches Geſicht mir hatte Verdacht einflößen können. Eine Tugend mehr, die ich an ihr bemerkte, war die Reinlichkeit und Ordnung, die beſtändig in ihrem Anzuge und in ihren wirklich ſchönen Haaren herrſchte, die auf den Seiten etwas lang gelockt und hinten geflochten, aber dann wieder

hinauf

hinauf geschlagen waren. Sie trug einen schwarzen runden Mannshuth, war weiß gekleidet, und mit einer langen schwarzen Enveloppe bedeckt, die ihr bloß des Morgens und Abends zur Wärme, keineswegs aber zur Bedeckung des Anzugs diente; denn ihr Hals war bis oben verwahrt, und selbst der scharfste Blick hätte nichts von der Form ihres Busens errathen können. Überhaupt war sie von aller Koketterie, die man in einem gewissen unschuldigen Grade an guten Frauenzimmern noch verzeiht, und in ein erlaubtes Bestreben zu gefallen umtauft, so ganz frei, daß es unbegreiflich war, wie eine junge schöne Französin, die nicht über achtzehn oder höchstens neunzehn Jahre alt seyn konnte, bei so viel Erziehungsform, Freiheit und Anstand, so unbefangen hatte bleiben können. War

sie

ſie mir ihres Standes und ihrer Reiſe wegen ein Räthſel geweſen, ſo war ſie es mir ihrer Vollkommenheiten wegen noch mehr.

Man wird es mir nicht verdenken können, daß es mir nun ſehr lieb war, den Capitain nicht mehr zum Reiſegefährten zu haben. Die Zeit verging mir ſehr angenehm, und ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn die Reiſe noch vierzehn Tage gedauert hätte. Ich unterhielt mich itzt beſtändig mit meiner ſchönen Unbekannten, und fand ſo viel richtiges Gefühl, einen ſo beſcheidenen Verſtand, und ſo viel guten Geſchmack in ihr, daß ihre Geſpräche, die oft ſehr ernſthafte Gegenſtände betrafen, eine wahre Nahrung für meinen Geiſt wurden. Bei allem dem beſaß ſie die lie-

benswürdigste Offenheit, die von Tage zu Tage gegen mich zunahm. Nur von sich selbst sprach sie nie, und ich war zu schüchtern, sie auszufragen.

Andere mögen die Merkwürdigkeiten der Oerter und Gegenden erzählen, durch welche sie reiseten. Frankreich hat der Beschreiber unzählige. Ich habe die Absicht, mich nur auf einige wenige Dinge einzuschränken, die mit meiner liebenswürdigen Reisegefährtin in einiger Beziehung stehen. Als ich eines Morgens in dem armseligen Champagne, das fast nichts als seinen Wein hat, zehn Pferde vor einem Pfluge erblickte, war ich nicht wenig darüber verwundert. Die umgerissenen Schollen dieses harten Kreidebodens lagen wie niedrige und umgestürzte Mauern über einander, die alsdann zerklopft

klopft werden mußten. Der Roggen ſtand ſo niedrig und ſo dünn, daß man darin hätte ſpazieren gehen können, ohne einen Halm zu zerknicken. Welch ein armſeliges Land, ſagte ich, was oft Ausländer, ſeines Weins wegen, wie ein Paradies ſich denken! — Es giebt wohl einige beſſere Gegenden, erwiederte ſie, aber im Durchſchnitt iſt es doch eine arme Provinz. Die fruchtbarſten Gegenden, ſo wie die Weinberge, gehören dem Adel; der Bauer muß ſie bearbeiten, ohne ſich an ſeinen Produkten laben zu können, und die Guthsbeſitzer verſchwenden ihre Einkünfte in Paris. Daher kömmt es auch, daß die Bauern in Champagne meiſt wie Bettler ausſehen. — Ich fand dieſes auf unſerm Wege faſt durchgängig gegründet. Der Wein würde dieſer Provinz immer noch Wohlſtand genug ver-

verschaffen, wenn der Ertrag innerhalb derselben wieder verzehrt würde. Der gewöhnliche Wein, wie man ihn in Wirthshäusern bekömmt, ist roth. Den besten, der seine jugendliche Faselei, welche die Deutschen so sehr lieben, durch sein Alter verloren hat, lernen wir in Deutschland selten kennen, weil man den jährigen jungen und schlechtern Wein mit großem Vortheil an uns Deutsche und andere Ausländer verkaufen kann. In Epernay mußte ich mit zwei andern Reisenden für eine Bouteille des allerbesten Champagner einen halben Carolin bezahlen; er mouſſirte freilich nicht, aber er war wie Oel, und hatte etwas ähnliches von einem alten Tokaier.

Wir waren nicht weit gefahren, so fanden wir zwölf Pferde vor dem Pfluge.

Frei-

Freilich waren auch die Pferde darnach, aber doch gaben sie eben so viel mageren Kühen gewiß nichts nach. Der Boden sah überall wie beschneit aus. Der Ort, wo wir des Mittags einkehren sollten, lag auf einer Anhöhe; die Hütten davon blitzten uns mit blendender Weiße entgegen. Sie sind alle von Kreide erbaut, und wenn sie der Regen zusammen geweicht hat, so bauet man sie vom neuen auf. Das Wirthshaus schien das ansehnlichste von allen zu seyn; und doch war die Hausflur zugleich die Küche und auch das Speisezimmer. Die Wirthin trug einen langen Schaafspelz, der an der linken Seite zugeknöpft war. Zwischen dem Schoos und den Knien war ein großer runder Fleck an demselben zu sehen, der das gewöhnliche Nachtstühlchen ihres kleinen Kindes zu seyn schien, wel-

welches sie bei unserer Ankunft auf dem Schooße hatte. Dieß erweckte keinen großen Appetit bei uns. Ein dünner Eierkuchen von weichen Eiern war übrigens alles, was wir haben konnten. Meine Reisegefährtin gab sich mit dem Kinde ab und liebkoſete es, während sich die Wirthin zur Bereitung unsers Mahls anschickte. Sie setzte sich uns gegenüber, machte eine Vertiefung in ihren Pelz, gerade auf dem Flecke, welcher mir so aufgefallen war, schlug die Eier hinein, und schnellte die ganze Paſtete in den Tiegel. Dieß bewog uns denn, daß wir den Eierkuchen unter die Kinder unserer Wirthsleute vertheilten, und bloß mit weichen Eiern vorlieb nahmen, die durch ihre äußere Schaale vor aller Unreinlichkeit geschützt waren.

So langweilig unsere Reise an sich selbst war, so gewährte sie mir doch viel Vergnügen und Zufriedenheit. Meine liebenswürdige Reisegefährtin betrug sich immer freundschaftlicher gegen mich, jedoch mit der klugen Zurückhaltung, die immer Hochachtung einflößt. Sie ließ mich dadurch empfinden, daß sie einigen Werth in mich setzte, und ich lernte mich dadurch gleichsam selbst mehr schätzen. Ihre Hochachtung auf immer zu besitzen, würde für mich schon Bewegungsgrund genug gewesen seyn, mich immer mehr zu bestreben, diesen Werth in mir zu erhöhen. — O es ist unaussprechlich wahr, ihr guten reizenden Geschöpfe, daß ihr die Herzen der Männer in eurer Gewalt habt, und daß es nur von euch abhängt, sie tugendhaft zu machen. — Und doch — wie oft muß ein tugendhafter junger

Mann,

Mann, selbst bei unbescholtenen Frauenzimmern, einem leichtsinnigen nachstehen, dessen zweideutiger Lebenswandel ihnen nicht verborgen seyn kann.

In Clermont trug sich mit meiner unbekannten Freundin etwas zu, was meine Neugier erregte. Wir kamen etwas spät an, und übernachteten im Posthause. Sie fragte sogleich den Postmeister, wenn die Post nach Paris gehe. In einer halben Stunde, sagte der Postmeister. Sogleich bat sie sich Papier, Dinte und Feder aus, und schrieb. Sie siegelte den Brief und überschrieb ihn. Ich erbot mich, ihn dem Postmeister einzuhändigen, aber sie neigte sich freundlich und trug ihn selbst aus dem Zimmer. Auch diese Gelegenheit mußte mir also fehl schlagen, ein Fünkchen Licht zu bekommen, was mir

ihre

ihre Geſchichte vielleicht in der Folge hätte aufklären können. Sie kam zurück, und war ſehr vergnügt darüber, daß die Poſt noch nicht abgegangen war. Wir aßen zum erſten Male wieder mit gutem Appetit, und gingen dann in unſere Schlafzimmer, die ich gewöhnlich gleich beim Ausſteigen beſtellte.

Es war faſt ſichtbar, daß man uns überall für ein paar getraute oder ungetraute Eheleute hielt; aber ſie that nie, als ob ſie es bemerkte, und betrug ſich nur um ſo höflicher gegen mich. Dieß mochte für die Neugier der Leute noch anziehender ſeyn, um ſo mehr, da von dem Kutſcher ſchlechterdings nichts zu erfahren war. Man betrachtete uns mehr, als man gewöhnlich Fremde zu betrachten pflegt; und ich ſpielte dabei

eine

eine Rolle, die ich mir, unter ſolchen Umſtänden, wohl gefallen laſſen konnte. In Montmirail gaben wir noch ein intereſſanteres Schauſpiel.

Als wir daſelbſt ankamen, fragte man uns, ob wir etwa während der Zubereitung des Mittagseſſens in den Park gehen wollten. Ich ſah meine Geſellſchafterin an, um ihren Willen zu vernehmen. Gehen Sie hin und ſehen Sie ſich um, ſagte ſie, ich will mir indeſſen ein Zimmer anweiſen laſſen. Ich wußte, daß ſie ſich gewöhnlich wuſch und umkleidete; ich entfernte mich alſo und ging in den Park. Wie angenehm wurde ich nicht überraſcht, als ich aus dem geräumigen Schloßhofe in dieſen herrlichen Park trat. Er machte zu den magern Gegenden, durch die wir ſeit einigen

Tagen

Tagen gekommen waren, einen erſtaunlichen Contraſt. Seine Anlage war vortrefflich; das junge mannichfaltige Grün der Bäume und des Graſes war noch in ſeiner erſten Schönheit; der ganze Park wimmelte von Nachtigallen, die um die Wette ſchlugen; an dem einen Ende deſſelben ſah man in ein ſchönes Thal hinab, auf deſſen ſammetnen Wieſen ſich zerſtreuete Häuſer und Mühlen hinzogen: mit einem Wort, es war ein entzückender Aufenthalt. Ich durchlief einige Parthien deſſelben, ohne einen Menſchen wahrzunehmen, und eilte wieder ins Wirthshaus, um meiner lieben Reiſegefährtin meine Entdeckung mitzutheilen. Ich klopfte an die Thüre des Zimmers und fand ſie noch verſchloſſen. Nicht lange darauf kam ſie zum Vorſchein. Meine Beſchreibung machte, daß

ſie

sie nach dem Essen mit mir hinzugehen beschloß. Als wir damit fertig waren, bezahlten wir den Wirth und gingen hin. Hier lernte ich sie nun von einer neuen Seite kennen. Der Park machte nicht geringern Eindruck auf sie, als er auf mich gemacht hatte; ihr reges Gefühl malte sich in ihren Blicken; ihr Lob ergoß sich über die Schönheiten desselben mit einer Wärme, die ich noch nie an ihr bemerkt hatte; sie besah sich die schönsten Parthien wie ein Landschaftsmaler, der alle Ansichten einer schönen Gegend aufsucht, um die schönste darunter zu wählen; sie konnte des Schauens und Bewunderns nicht müde werden. Das Schmettern und Klagen der Nachtigallen entzückte sie. Sie setzte sich endlich auf eine Bank, um sie gemächlicher zu belauschen: ich setzte mich neben sie, um

sie

ſie ſelbſt zu betrachten. Horchend heftete ſie bald den Blick auf einen benachbarten Strauch, bald wieder auf einen Baum, bald wieder auf mein Geſicht, als wenn auch da eine Nachtigall geſeſſen hätte. Trunken von Gefühl ſchweifte ihr ſchönes Auge in den nahen und fernen Ausſichten dieſes reizenden Parks umher: ſie verlor ſich ganz in den umherliegenden Schönheiten der Natur, und ich mich zugleich in den ihrigen. Wir vergaßen uns — oder vielmehr die Fortſetzung unſrer Reiſe. Indeſſen war es doch ſie, welche zuerſt daran dachte. Eilfertig ſtand ſie auf, und ſagte: wir müſſen fort, was wird unſer Kutſcher ſagen?

Im Wirthshauſe war man ſehr verwundert, uns wieder zu ſehen. Von allen Seiten hörten wir beträftigen und

bethen-

bedeuern, daß der Kutscher schon seit einer Stunde weg sei. Das war ein sonderbarer Streich. Ich schickte sogleich Jemanden zu Pferde nach, der ihn einholen und zurückbringen sollte, und wir beschlossen ihm entgegen zu gehen. Das Frauenzimmer war so betreten darüber, daß sie mir von freien Stücken den Arm gab. Als wir den kleinen Flecken durchwanderten, steckten alle Leute die Köpfe zu den Fenstern heraus, und es kamen uns einige nicht undeutliche Aeußerungen zu Ohren, welche Vermuthungen von einer Entführung enthielten. Meine liebenswürdige Gefährtin schlug die Augen nieder, und als ich der Neugier dieser Leute erwähnte, mußte sie selbst darüber lachen.

Ich schalt ein wenig auf den Kutscher.

ſcher. Wir ſind ſelbſt Schuld, ſagte ſie: wir hätten ihm ſagen ſollen, daß wir in den Park gingen: denn er iſt gewohnt geweſen, daß wir nach dem Eſſen zuweilen ein wenig voraus gegangen ſind. Ohngefähr nach drei Viertelſtunden trafen wir wieder mit dem Wagen zuſammen. Der arme Teufel entſchuldigte ſich eben ſo, wie ihn das Frauenzimmer bereits entſchuldiget hatte. Indeſſen bekam er eine kleine Lection von mir, die jedoch nicht böſe gemeint war — und die er auch im Grunde nicht verdient hatte.

Als wir wieder in den Wagen geſtiegen waren, belachten wir erſt unſer Abentheuer, und es konnte nicht fehlen, daß die dicke Wirthin ebenfalls wieder aufs Tapet kam. Aber die Erinnerung an den reizenden Park war zu lebhaft,

als daß sie nicht hätte die Oberhand behalten sollen. Ich hätte gewünscht, sagte ich, diesen halben Tag an diesem angenehmen Orte zubringen zu können, aber ich wagte es nicht, Ihnen diesen Vorschlag zu thun. Ich hatte den nämlichen Gedanken, erwiederte sie; das Wirthshaus war gut, und wir hätten einmal ausruhen können. Ei warum haben Sie mir das nicht gesagt? sprach ich. Ich wußte ja eben so wenig, ob es ihnen recht seyn würde, versetzte sie lächelnd. — Es war mir nicht lieb, daß wir uns einander über dieses Anliegen nicht früher entdeckt hatten. Ich fragte den Kutscher, ob er heute gern dort geblieben wäre. Recht gern, war seine Antwort, die ich nun weit lieber verneinend gehört hätte. Es ist so doch besser, sagte die reizende Unbekannte.

Viel-

Vielleicht hatte ſie nicht unrecht. Einige Stunden länger in jenem anmuthigen Park hätten mich um den Sieg meiner Grundſätze und um meine Freiheit bringen können. Eine einzige warme Frühlingsnacht nach einem erquickenden Regen iſt hinlänglich, die Natur in ihr feſtliches Grün zu kleiden: noch ſchneller reifen Empfindungen in einem gerührten Herzen. Überhaupt war es gut, daß Paris nicht noch hundert Meilen weiter lag.

Als wir in Meaux ankamen, begehrte ich ein kleines Zimmer für uns allein, weil der Saal, in welchen man uns führen wollte, ſchon ziemlich beſetzt war. Laſſen Sie uns lieber in den Saal gehen, ſagte ſie auf eine bittende Art; ich will Ihnen meine Gründe nachher ſagen.

Kaum war sie hineingetreten, so ward sie von einigen Herren belagert, gegen die sie sich mit ihrer gewöhnlichen Höflichkeit betrug. Als sie wahrnahm, daß ich mich an das Fenster gesetzt hatte, um auf die Straße zu sehen, verließ sie diese Herren, und setzte sich zu mir. Ich war neugierig zu wissen, aus was für Gründen sie den allgemeinen Saal einem eigenen Zimmer vorgezogen; ich mochte sie nicht darum fragen, und sie fing nicht eher davon an, als bis wir wieder in dem Wagen saßen. Sie werden sich gewundert haben, sagte sie, daß ich heute lieber in den Gesellschaftssaal als in ein besonderes Zimmer ging: glauben Sie ja nicht, daß ich irgend eine Ursache hatte, die Sie betraf. Ihre Gesellschaft ist mir lieb geworden, und ich könnte nicht den geringsten Grund haben, warum ich nicht

lieber

lieber auf einem Zimmer mit Ihnen allein, als unter einem Haufen von Menschen seyn wollte, die ich weder kenne, noch suche. Nein! Sie verdienen vielmehr mein ganzes Zutrauen. Alles dieses sagte sie mit einer so feierlichen Miene, daß mir dabei ordentlich das Herz zu klopfen begann. Ich darf Sie meinetwegen nicht länger in Ungewißheit lassen, fuhr sie fort; ich muß gestehen, ich bewundere die Discretion, die Sie bisher gegen mich bewiesen haben. Ich bin Frau. Meiner Pflicht wegen wählte ich den Saal; denn wie leicht könnte bei dieser Nähe von Paris ein Bekannter meines Mannes da gewesen seyn, der mich vielleicht falsch beurtheilt hätte, wenn ich mit einem fremden jungen Manne in ein besonderes Zimmer gegangen wäre. Ich weiß, daß ich mit Ihnen überall allein

seyn kann; aber eine Frau, die sich schlechterdings nichts vorzuwerfen haben will, muß auch den geringsten Schein vermeiden, um nicht verkannt zu werden. — Ich hörte ihr mit stiller Bewunderung zu, und meine Neugier war äußerst gespannt. — Nach diesen Aeußerungen, fuhr sie fort, wird es Sie jedoch ein wenig befremden, daß ich eine so weite Reise ganz allein unternommen habe. Auch hierüber will ich Ihnen Aufschluß geben. Bald nach meiner Verheirathung überkam mein Mann ein Amt unter dem Intendanten in Straßburg. Ich folgte ihm, und kaum hatte er sich daselbst eingerichtet, als er Befehl erhielt nach Paris zurückzukommen, und die Papiere und Angelegenheiten des Prevôt des Marchands, der vor einigen Monathen gestorben ist, in Ordnung

nung zu bringen. Meine bevorstehende Niederkunft hielt mich ab, ihn zu begleiten, und seine Reise litt keinen Aufschub. Die Unruhe, welche mir diese so unangenehme Lage verursachte, war vielleicht Schuld, daß mein Kind nur einige Tage überlebte. (Hier entfielen ihr einige Thränen.) Mein Mann bat mich, die Reise nicht eher anzutreten, als bis ich mich ganz wieder erholt hätte, und die schöne Jahrszeit abzuwarten. Ich hatte wenig Bekannte; mein Herz war in Paris: ich war wie auf Kohlen. Den Bedienten hatte ich bereits mit unsern Sachen vorausgeschickt: ich hatte also nur noch das Mädchen bei mir, das ich von Paris mitgebracht hatte; einer angesponnenen Liebschaft wegen wollte sie aber nicht wieder mit zurückgehen. Ich bemühete mich seit einiger Zeit um eine

schick-

ſchickliche Gelegenheit, weil ich weder Poſt nehmen, noch mit der Diligence gehen wollte. Acht Tage ſpäter hätte ich zwar eine ſehr bequeme Gelegenheit haben können, aber ſie war mir um anderer Urſachen willen nicht anſtändig. Endlich erfuhr ich von meiner Hauswirthin, die eine Bekannte von der Ihrigen war, daß Sie ebenfalls nach Paris reiſen wollten. Die vortheilhafte Schilderung, die man mir von Ihnen gemacht hatte, und die ich vollkommen beſtätigt gefunden habe (ſetzte ſie höflich hinzu) bewog mich, meine Hausfreundin zu bitten, ſich nach einem Miethkutſcher umſehen zu laſſen, und dieſer wurde dann zu Ihnen geſchickt, um zu hören, ob Sie mitfahren wollten. Ich hatte jedoch die Grille, daß Sie vorher auf keine Weiſe mit mir bekannt werden, oder etwas von

mir

mir erfahren ſollten; ſo wie ich auch den Capitain, der zufälliger Weiſe unſer Gefährte wurde, dabei ließ, daß ich unverheirathet ſei. Freilich hätte ich mir, ohne dieſe Grille die Demüthigung erſpart, für ein leichtſinniges Geſchöpf von Ihnen gehalten zu werden, wie ich in den erſten Tagen unſerer Reiſe mit nicht wenigem Mißvergnügen bemerkte. — Ich wollte mich entſchuldigen; es war mir aber eben ſo lieb, daß ſie mich nicht zum Worte kommen ließ. — Sie hatten auch vollkommen Recht dazu, fuhr ſie fort, denn der Schein war offenbar wider mich. Auch hätte ich Ihnen dieſes Geſtändniß eher gethan, wenn ich nicht mit Vergnügen wahrgenommen hätte, daß ſich Ihre Begriffe von mir geändert hätten. Aber noch einmal muß ich es ſagen: ich bewundere Ihre Delicateſſe

und

und Discretion. Mein Mann wird für die vielen Höflichkeiten, die Sie mir während unserer Reise bewiesen haben, dankbar seyn: ich habe ihm schon schriftlich Ihre Bekanntschaft gemacht.

Ihre Erzählung überraschte mich dergestalt, daß ich ihr für die gute Meinung, die sie von mir hatte, kaum danken konnte. Es war mir lieb, daß ich sie richtig beurtheilt hatte. Einer Rechtfertigung bedurfte sie zwar schon längst nicht mehr bei mir: indessen wußte ich doch nun, woran ich war. Sie verzeihen mir also, sagte sie mit unbeschreiblicher Güte, daß ich zu Meaux lieber in den Saal ging? Ich hätte es vielleicht aethan, wenn Sie auch mein Bruder gewesen wären. Wäre ich es doch! gab ich ihr zur Antwort: eine so liebens-

wür-

würdige Schweſter zu verehren, ſollte meine liebſte Pflicht ſeyn. Sie ſind ſehr gütig, ſagte ſie. Haben Sie keinen Bruder? fragte ich. Ja, ich habe deren zwei, gab ſie mir zur Antwort; aber Sie nähme ich ſchon zum dritten an. Nun ſo ſeyn Sie meine Schweſter, verſetzte ich; an einem ſo gefahrvollen Orte, wie Paris, iſt eine ſo weiſe Schweſter, wie Sie ſind, als ein wahrer Schutzengel anzuſehen. Für Sie, erwiederte das liebe Weibchen, wird Paris der Gefahren weit weniger haben, als für ſolche, die in der Welt neu und ohne Grundſätze ſind.

Man glaube nicht, daß die reizende junge Frau nach dieſer ſo artigen Verſchwiſterung in ihrem äußerlichen Benehmen vertraulicher gegen mich wurde.

Dieſe

Dieſe Vertraulichkeit erſtreckte ſich bloß auf ihre Sieden. Sie blieb ſich in allem gleich, ſelbſt in ihren Höflichkeiten. — Unſtreitig machen dieſe in der weiblichen Klugheitslehre ein Hauptcapitel aus. Durch zuvorkommende Höflichkeit gegen Frauenzimmer wird den neidiſchen und mißgünſtigen der Mund geſtopft. Durch allgemeine Höflichkeit gegen Mannsperſonen gefällt ein Frauenzimmer allen, und vergiebt ſich nichts; keine fühlt ſich hintangeſetzt, und keine ausgezeichnet. — Jedermann glaubt ihr Achtung ſchuldig zu ſeyn.

Unſer letztes Nachtquartier war einige Stunden vor Paris. Wir fuhren am andern Morgen zeitig aus, und meine Neugier war hoch geſpannt, welchen Eindruck der Anblick der berühmten Bun-

Wunderſtadt Paris auf mich machen würde. Wie wunderte ich mich aber, als wir uns nach einigen zurückgelegten ſchmutzigen Dörfern in der Vorſtadt befanden, ehe wir Paris geſehen hatten.

Der Weg zur Wohnung meiner liebenswürdigen Reiſegefährtin, die ich ganz natürlich dahin begleiten mußte, ging ein ziemliches Stück auf den Boulevards hin, und dann durch einige Straßen. Endlich gebot ſie dem Kutſcher zu halten. Wir waren kaum ausgeſtiegen, als ihr Mann ſo gleich ins Haus herunter eilte, und ſie ihm in die Arme flog. Hierauf riß ſie ſich plötzlich wieder von ihm los, kam zu mir hingelaufen, faßte mich bei der Hand, welches ſie noch nie gethan hatte, und ſtellte mich ihrem Manne vor. Dieſer nannte mich ſogleich bei meinem

Namen,

Namen, und überhäufte mich wegen der seiner Frau erwiesenen Höflichkeiten mit einer Menge verbindlicher Reden, während welchen sie an seinem Arme hing, und immer in dieselben mit einstimmte. Sie müssen mit uns frühstücken, hieß es, und der Kutscher muß warten. Als wir auf das Zimmer gekommen waren, begannen die Höflichkeitsbezeigungen vom neuen; meine schöne Begleiterin that in der Gegenwart ihres Mannes weit unbefangener und vertraulicher mit mir, als auf der ganzen Reise. Sie war nun weit munterer und scherzhafter, als ich es vermuthet hatte. Nach dem Frühstück empfahl ich mich, um mich in mein angewiesenes Wirthshaus zu begeben. Die liebe Frau wünschte, daß ich an einem guten Orte unterkommen möchte, und ihr Mann bat mich, sein Haus so

oft

oft als möglich zu besuchen; nur bat er schon voraus um Verzeihung, daß er seiner vielen Geschäfte wegen nicht immer würde zugegen seyn können.

Ich war sehr geschäftig, die Merkwürdigkeiten von Paris zu sehen. Die Luxemburger Gallerie von Rubens und das alte Louvre waren die ersten Gegenstände, die meine Neugier reizten. Ich durchkroch alles, was nur irgend der öffentlichen Beschauung für Geld und gute Worte bloß gestellt ist; und durch den Mann meiner Reisegefährtin, so wie durch einige andere Freunde, die sich für mich interessirten, bekam ich manche wichtige Privatsammlung zu sehen. Mit den Gegenden um Paris machte ich mich nicht weniger vertraut. Bald besuchte ich Versailles und Marly, bald St. Cloud

und

und Bellevüe, bald das einsame Meudon, bald eilte ich nach Chantilly — wenigstens waren dieß die Orte, die für mich die meiste Annehmlichkeit hatten. Ich sah am Pfingstfeste den Hof in seiner Pracht: Madame Elisabeth erschien bei der Procession der Ritter vom Heiligen-Geistorden zum ersten Male öffentlich. Ich sah den unglücklichen König oft, dessen bloße Rückkehr von der Jagd beinahe einem Triumphe glich. Ich sah das große Schauspiel der Revüe beider Garde-Regimenter, welche der Comte d'Artois commandirte. Mehr als hunderttausend Menschen befanden sich auf dem Champ de Mars und auf dem Wege, durch welchen alle Glieder des Hofs mit ihrem Gefolge prachtvoll vorüber zogen. Viele tausend Carossen bildeten in verschiedenen Reihen einen halben Zirkel von

einem

einem Theile der Stadt zu dem andern. Überall waren auf dem ganzen Wege, den der König nehmen mußte, auf beiden Seiten zwiſchen den Bäumen Bühnen errichtet, um den König ungehinderter für Geld ſehen zu laſſen. Ein fernes dumpfes Vive le Roi kündigte ſeine Ankunft an, und durchlief die ganze Gegend wie ein Lauffeuer. So weit das Auge reichen konnte, ſtand alles mit entblößtem Haupte da, obſchon ein großer Theil von Menſchen ihn nicht von Angeſicht zu Angeſichte ſehen konnte. Der König ritt in ſeiner Uniform einher, und wendete nur zuweilen den Kopf ein wenig, ohne jedoch den Huth ein einziges Mal mit ſeiner Hand zu berühren. Sein Bruder bückte ſich faſt zur Erde, als er ihn ſalutirte; aber es ſchien wider die königliche Würde zu ſeyn, dieſe militairiſche

rische Ehrenbezeigung anders als mit ein wenig Lüftung des Huths zu erwiedern. Welch ein schrecklicher Contrast zwischen jener orientalischen Größe Ludwigs XVI. und dem jammervollen Schicksale Ludwigs des Unglücklichen. Von eben dem Volke, daß sich selbst um die Zahl seiner täglichen Stuhlgänge bekümmerte, noch kurz vorher bis zur Ausschweifung geliebt, und dann auf einmal, aus keinen neu entstanden Gründen, nicht bloß verachtet, nicht bloß gemordet — nein! unmenschlich und ungerecht zu Tode gemartert! — Ludwig der Unglückliche war freilich nicht zum König, am wenigsten zum Könige eines solchen Reichs geboren. Und wer will ihm unter solchen Voraussetzungen Frankreichs Drangsale aufbürden? Wodurch hat er diesen schimpflichen Tod verdient! — Er war gutden-

kend

kend und wohlthätig: er wäre gewiß ein guter Privatmann geworden. Eine Anekdote, die mir meine Reisegefährtin von ihm erzählte, als ich nach der beschriebenen Revüe zu ihr kam, macht seinem Herzen Ehre, und es freut mich, sie von ihm erzählen zu können. Als er einst beim Lombrespiel einen Louisd'or fallen ließ, und dem Pagen, der ihn suchte, selbst dazu leuchtete, strich Prinz von Conde oder Conti (denn ich schreibe aus der Erinnerung) mit seinem Aermel einen ganzen Haufen Louisd'or unvermerkt vom Tische herunter. Die Pagen waren ebenfalls mit Aufsuchung der Goldstücke beschäftiget, und wollten sie wieder auf den Tisch legen; aber der Prinz wies sie damit zurück. Das können Sie wohl thun, sagte der König zum Prinzen, der ihm damit hatte eine Lection geben wollen:

len: Sie ſind reich, aber ich lebe bloß von meinen Unterthanen.

Zu meinen eigentlichen Vergnügungen machte ich die Schauſpiele und die Promenaden, beſonders in den unvergleichbar ſchönen, und hochgewölbten Linden-Alleen des Palais Royal, die der namenloſe Beſitzer, der damalige Duc de Chartres und nachherige Duc d'Orleans, den die Pariſer damals verachteten, als ſie ihren König noch liebten, nachher umbauen laſſen, um Baraken hinzubauen und ſie zu vermiethen. — Wer dieſe herrliche Alleen geſehen, muß dieſe Nachricht mit Unwillen gehört haben. Ein ſcharfſichtiger Phyſiognomiker hätte aus dieſer Handlung, die Phyſionomie des Thäters daneben gehalten, ſchon damals auf Anlagen zu Königs- und Verwand-

ten-

kennend ſchließen können. — Hier in dieſen herrlichen Alleen, gegen welche die Thuillerien, die Champs Elyſees und das Bois de Boulogne nichts waren, hier gleichſam im Mittelpunkte von Paris, war der Sammelplatz der ſchönen Welt und der Fremden. Die Erlaubniß, den Spaziergängern Stühle zu ſetzen, war um 40,000 Livres verpachtet, und doch gab man für eine Sitzung in dieſer ſchönen Welt, ſie mochte ſo lange dauern als ſie wollte, nicht mehr als zwei Sous. Welch ein Gewühle von lebendigen Modepuppen! Der ganze Platz glich einer ungeheuern Marionettenbude, von dem feinen Menſchenbelauſcher und Sittenſchilderer Chodowiecki in Leben und Handlung geſetzt. Jedes Individuum glich einem künſtlichen Uhrwerke, von einem zauberiſchen Mechaniker dem Schöpfer

der

der Natur zum Hohn aufgestellt. Hier erblickte man alle Moden von Kleidern, Stoffen, Farben, Schnallen, Frisuren, Knöpfen und Bändern, die man in den Kramläden einzeln hätte zusammen suchen müssen. Hier drängten sich alle Intriguen, Possen, Karrikaturen, Liebeshändel und komische Charakterrollen zusammen, welche die Dichter der komischen Pariser Schaubühnen, wie die verstellten Grafen und Barone die Kleider aus den Trödelbuden, zu ihrem Gebrauche nur aussuchen durften. Auch für Contraste aller Art war gesorgt, um Effect in das Ganze zu bringen. Alte Gecken, die mit jungen Mädchen jung thun wollten; bejahrte petites Maitresses mit jung scheinenden Gesichtern; auf die Folter gespannte Grazie in häßlichen Fratzen; buhlerische Frechheit bei

reizen-

reizenden Gesichtszügen — welche reiche Ausbeute für den Menschenbeobachter! Den sonderbarsten Contrast unter diesem buntgemischten Haufen gaben hie und da junge Engländer, die sich wie ungeleckte Bäre in ihren Reitkleidern mit besprützten Stiefeln und zerzausetem Haaren, mitten durch die zierlichen Gesellschaften hindurchschoben, oder hindurch stolperten, und noch mehr Ungelenkigkeit und Plumpheit affectirten, als sie vielleicht haben mochten. Die lächerlichsten Figuren von allen machten jedoch junge Deutsche und andere Ausländer, welche sich es hier, wie das Studiren auf den hohen Schulen, äußerst angelegen seyn ließen, die Sitten der großen Welt nachzuahmen, aber sich zu allen den mechanischen Figuren, wie die Bewegungen eines Gliedermannes zu den Schönheitslinien

linien eines Veſtris verhielten. Man ſah ſogleich, daß ſie nicht von dem nämlichen Mechaniker organiſirt, ſondern bloß Übungsſtücke ſeiner Lehrlinge waren. — Hier ſaß ich oft, und hatte in den gewöhnlichen eleganten Stunden, die ſo pünktlich gehalten werden, wie der Wechſel der Frühlings- Sommer- Herbſt- und Wintertleider, für meine zwei Sous das intereſſanteſte Schauſpiel von der Welt.

Unter den eigentlichen Menſchenklaſſen intereſſirten mich natürlicher Weiſe die Gelehrten, Schöngeiſter und Künſtler am meiſten. An den letztern, worunter verſchiedene Deutſche, wie die Kupferſtecher Wille und Weißbrod zum erſten Rang gehörten, fand ich faſt den meiſten Geſchmack. Vernet, Greuze,

la Tour waren überaus gefällig und artig. Unter den Gelehrten lernte ich ebenfalls verschiedene verdienstvolle Männer kennen, und unter allen zeichnete sich Villoison durch seine Dienstfertigkeit aus. Die sogenannten Schöngeister, deren Bekanntschaft ich machte, wollten mir am wenigsten gefallen: entweder waren sie fade Gecken, oder übermüthige Narren, die von Jedermann erwarteten, daß man ihnen ihre Oeuvres von der Stirne lesen sollte. Nur einer darunter, der unstreitig unter die besten neuern französischen Dichter gehört, und dessen Bekanntschaft ich durch den Mann meiner Reisegefährtin erhielt, zeichnete sich darunter auf eine solche Weise aus, daß er mir durch sein Aeußerliches selbst in Deutschland aufgefallen wäre — ich meine Blin de Sain-More. Er klei-

dete

dete ſich ganz unmodiſch, trug ſehr kleine Schnallen, und ſah, zumal in ſeiner Wohnung, wie ein wackerer deutſcher Stubengelehrter aus. Und dieß alles war nicht etwa Affectation: er kam wenig oder gar nicht in die groſſe Welt, war beſcheiden und artig, und ſchien ſich mehr um ſich ſelbſt, als um andere zu bekümmern. Die beiden Hauptlichter der daſigen gelehrten Welt, Voltaire und Rouſſeau, glänzten zwar damals noch an dem Horizonte derſelben; aber ich war gerade zu der Epoke nach Paris gekommen, wo ſie verlöſchen ſollten. Voltaire's Geiſt ſchwebte nur noch einige Wochen in ſeiner baufälligen Wohnung; die wenigen Kräfte, die er durch den häufigen Gebrauch des Caffee ſammelte, verwendete er auf die Encyklopädie. Man trug ihn gleichſam aus dem Wagen, wenn er ins

Schau-

Schauspiel fuhr, um daselbst die letzte Huldigung vom Publicum zu empfangen. Er hatte schon seit einiger Zeit angefangen zu sterben; daher wurde Paris durch seinen Tod nicht überrascht. — Rousseau lebte damals in Ermenonville, wo er auch auf der bekannten Pappelinsel begraben worden. Er war Paris so gut wie abgestorben. Ich hatte schon den Tag festgesetzt, an welchem ich nach Ermenonville reisen wollte, um diesen berühmten Mann von Angesicht zu sehen, wozu ich durch eine gute Empfehlung an den Marquis von Girardin alle Hoffnung hatte. Unglücklicher Weise kam aber drei Tage vor meiner projectirten Reise die Nachricht nach Paris, daß er gestorben sei. Sein Tod machte allgemeine Sensation. Von Voltaire's Absterben sprach man nur drei Tage: Rous-

seau blieb wenigstens so viele Wochen die Losung aller Gesellschaften. Voltaire wohnte seiner Apotheose auf dem französischen Theater selbst noch bei: Rousseau wurde, wie die Heiligen, erst nach seinem Tode canonisirt.

Unter den gelehrten Merkwürdigkeiten darf ich unmöglich eine Anstalt zu nennen vergessen, die für Fremde ausserordentlich wohlthätig war, aber auch, wie ich später hin erfuhr, Unvorsichtigen sehr gefährlich werden konnte. Ein gewisser Mr. de la Blancherie, der vorher unter die unbekannten Gelehrten gehört hatte, machte sich auf einmal durch Stiftung einer Assemblee bekannt, wo Gelehrte, Künstler, Staatsmänner, Fremde sich Donnerstags versammeln, und alle neue Schriften und Kunstwerke, so wie

andere

andere nützliche Erfindungen, in Augenſchein nehmen konnten. Er hatte zu dieſem Behuf ein eigenes Haus gemiethet, und mehrere Zimmer dazu eingerichtet. Gegen Fremde war er äußerſt zuvorkommend, lud ſie öfters zu Tiſche, und bot ihnen wohl gar ſeinen täglichen Tiſch während ihres Aufenthalts an. Mit dieſer Anſtalt für das gebildete Publicum verband er die Idee, eine allgemeine litterariſche Correſpondenz durch ganz Europa zu gründen, ſich in allen Ländern Correſpondenten auszumachen, und ein Journal univerſel in Quart herauszugeben. Es erſchien eine Probe davon, die aber nicht ſonderlich ausfiel; und außerdem hatte ſich der Herausgeber noch zu wenig bekannt gemacht, um etwas beſſeres erwarten zu können. Er hielt ſich einige Secretaire und verſchiedene Bediente;

diente; und dieser Aufwand, den mit der Zeit das Journal universel bestreiten sollte, fiel so sehr in die Augen, daß diejenigen, welche den Stifter dieser Anstalt vorher als einen güterlosen und unbedeutenden Gelehrten gekannt hatten, die Köpfe dazu schüttelten. Indessen war er ausserordentlich gefällig und dienstfertig, und seine Anstalt ungemein interessant und anziehend. Niemand hatte jedoch den Zutritt, der nicht vorher dem Herrn de la Blancherie durch eine Adresse empfohlen, oder durch einen Bekannten vorgestellt worden war; so bald man aber eines von beiden war, so konnte man ihm wieder Fremde zuführen, die denn immer gut aufgenommen wurden. Ich lernte in dieser Assemblee den berühmten Doctor Franklin, viele der wichtigsten Gelehrten und Künstler

von

von Paris, und manche merkwürdige Fremde kennen. Sehr belustigend für mich war die Bekanntschaft eines jungen Parlamentsraths, der mich um Addressen an die besten deutschen Publicisten bat, weil er eine viermonatliche Reise nach Deutschland unternehmen wollte, um eine Geschichte des deutschen Reichs und seiner Verfassung zu schreiben. Ich war gutmüthig genug, um ihm die ungeheuern Schwierigkeiten dieser Unternehmung, zumal für einen der Sprache unkundigen Ausländer, und bei einem so kurzen Aufenthalte, darzustellen: aber er wußte allen diesen Schwierigkeiten mit so vieler Leichtigkeit auszuparieren, daß meine Bedenklichkeiten das Ansehen eines beleidigenden Verstoßes gegen die französische Schnellkraft bekamen. Der kühne Parlamentsrath reisete wirklich

mit

mit seinem Projecte nach Deutschland ab, und man erzählte mir nachher bei meiner Zurückkunft, daß er von einem Hauptorte zum andern geeilet sei, und alles, was er auf seine Fragen erfahren, in sein Portefeuille treulich eingetragen habe. —

Meine Reisegefährtin war es, die mir über diese unterhaltende, aber räthselhafte Anstalt zuerst die Augen öffnete. Es ist eine geheime Anstalt der Policei, sagte sie, und viele Gelehrte sind unwillig darüber, daß man Wissenschaften und Künste zu Mäusefallen der Policei gebraucht. — Le Noir, der damalige Policeilieutenant, war so unvorsichtig, daß er der Gesellschaft selbst beiwohnte. Die Akademien beschwerten sich darüber, und dieß machte, daß die Anstalt nach und nach von selbst aufhörte.

Diese

Dieſe Bruchſtücke, die ich hier zuſammen dränge, mögen bezeugen, daß meine Reiſe nach Paris keine bloß empfindſame Reiſe war. Wozu ſollt' ich aber mehr davon erzählen, da Franzoſen und Ausländer das ehemalige weltberühmte Paris ſo umſtändlich beſchrieben haben, daß ſelbſt bei einem gänzlichen Untergange deſſelben, es hundertmal leichter ſeyn würde, es in Natura wieder herzuſtellen, als ein Modell vom Salomoniſchen Tempel zu liefern. Meine Abſicht iſt von weit wichtigerem Zweck. Der Menſch bleibt doch immer die größte Merkwürdigkeit; und ein Pariſer Frauenzimmer, wie meine Reiſegefährtin war, verdient doch wenigſtens eben ſo gut eine Schilderung, als alle ſehenswürdige Dinge in Paris. Wer würde in Paris ein ſo vollkommenes weibliches

Geſchöpf

Geschöpf gesucht haben, wenn er bloß nach Außenseiten urtheilte. Überhaupt werden bei allgemeinen Entscheidungen viele Ungerechtigkeiten begangen. So beurtheilte man sonst gewöhnlich alle Franzosen nach den Parisern, da doch die Provinzialen oft eben so sehr, wie Ausländer, von den Bewohnern von Paris abwichen. Und selbst an diesen fand man, bei allen ihren Thorheiten und Ausschweifungen noch manche liebenswürdige Seite. Ihre Höflichkeit, ihre Dienstfertigkeit, wenn sie selbst aus Nationalstolz herrührten, verdienten doch gewiß das Lob der Ausländer, und erhob sie weit über den großen Haufen der Italiener. Als ich eines Tags über den Pont-neuf ging, eilte ein Friseur sporenstreichs von der andern Seite zu mir herüber, und griff nach meiner linken Locke,

Locke, noch ehe er mich vollſtändig um Erlaubniß gebeten hatte, ſie wieder in Ordnung bringen zu dürfen, weil ſie hinten aufgegangen war. Ich hielt ſtill: er befeſtigte ſie mit eigenen Haarnadeln, und erſetzte auch den verwiſchten Puder. Ich glaubte, Aller Augen würden auf meine Toilette gerichtet ſeyn; aber es gab kein Menſch darauf Acht. Als der Friſeur fertig war, griff ich in meine Taſche, um ihm etwas zu geben. Er machte einen Satz zurück, bückte ſich ſehr höflich, ſprach von Schuldigkeit und Ehre, und hüpfte, ohne etwas angenommen zu haben, wieder gegen die andere Seite der Brücke zu. Ich ſah ihm nach; aber er blickte ſich auch nicht ein einziges Mal um. — Ob dieſe vortheilhafte Seite einſt wieder an den Franzoſen zu erkennen ſeyn wird, muß die Zeit lehren.

lehren. Wie ſehr ſind diejenigen zu bedauern, die in den allgemeinen böſen Ruf ihrer Zeitgenoſſen mit verwickelt werden, ohne ihn verdient zu haben *).

Der liebenswürdige Charakter meiner Reiſegefährtin erweckte den Glauben in mir, daß man auch in Paris alle Tugenden und Verdienſte, und ſelbſt gebildete Natur in aller ihrer Reinheit finden könne, wenn man ſie ſchon nicht in großen Geſellſchaften, in Schauſpielen oder auf Promenaden antrafe. Sie vereinigte wirklich ſehr viele vortreffliche Eigenſchaften mit einander. Sie war ungemein

*) Man vergeſſe nicht, daß dieſer Aufſatz im Jahr 1793 geſchrieben wurde, wo während der Robespierreſchen Periode die übelſten Eigenſchaften des franzöſiſchen National-Charakters ganz im Schatten geſtellt waren.

gemein häuslich, und fand ihr größtes Gut auf Erden in Familienglück. Und bei allen dazu erforderlichen Eigenschaften besaß sie viele Kenntnisse und Geschicklichkeiten, die ihr bloß Nebensachen zu seyn schienen. Als ich sie das erste Mal besuchte, sah ich an den Wänden ihres Zimmers einige sehr artige Landschaften, in Oel gemalt, hängen. Ich fragte nach dem Meister. Sie sind von meiner Schwester, sagte mir einer ihrer Brüder, der gegenwärtig war. Und dieses Portrait Ihres Herrn Schwagers? fragte ich dann — Hat sie ebenfalls gemalt, als sie noch seine Braut war. Dieß setzte mich nicht wenig in Verwunderung, weil man sowohl in diesem als in jenen nicht bloß Gefühl, sondern auch viele Sicherheit des Pinsels wahrnahm. Bei einem andern Besuche

fand

fand ich ſie an der Harfe. Sie wollte ſie weglegen, als ich kam; aber ich bat ſie fortzuſpielen. Sie that es endlich ohne Ziererei, und ſpielte, wie ich die Harfe nur ſelten habe ſpielen hören.

Ihr Haus war mir während meines Aufenthalts ein ſehr angenehmer Zufluchtsort. Anfangs beſuchte ich ſie wöchentlich nur einmal, um die mir gegebene Erlaubniß nicht zu mißbrauchen; nachher aber ging ich wöchentlich zweimal hin. Ich wurde die künftigen Male eben ſo artig aufgenommen, als das erſte Mal. Dürfte ich Sie wohl um ein Andenken bitten? ſagte ich eines Nachmittags. Was wünſchen Sie? fragte ſie ſogleich. Eine Zeichnung von ihrer Hand, erwiederte ich. Gut, ſagte ſie, wenn Sie vorlieb nehmen wollen, ſo will

will ich ihnen eine Landschaft zeichnen; aber ich habe lange nichts gemacht. So lieb mir auch diese wäre, sprach ich, so würde mir doch Ihr Bild noch lieber seyn. Sie machte einige Einwendungen; doch versprach sie mir endlich, einen Versuch damit zu machen. Als ich zum letzten Male kam, um Abschied von ihr zu nehmen, fand ich sie noch zeichnend. Nach einer halben Stunde war sie damit fertig, und überreichte mir dasselbe. Finden Sie es ähnlich, sagte sie, so erinnern Sie sich dabei einer Person, die Ihnen immer von Herzen alles Gute wünschen wird. Sie hatte sich im Profil gezeichnet: das Bild war ihr ähnlich, aber lange nicht so reizend als das Original. Es war mir, als wenn ich einen schönen Brillant zum Geschenk erhalten hätte. Sie schien diesen Tag

heite-

heiterer als gewöhnlich zu ſeyn, und muſterte nochmals die komiſchen Situationen unſerer Reiſe. Über das Nachtlager bei der dicken Wirthin lachte ſie nochmals ſo herzlich, als ich ſie vorher nie hatte lachen hören. Das Geſpräch fiel auch auf den Kutſcher. Ich ſagte ihr, daß ich mich vergeblich bemüht hätte, ihm Jemanden zur Rückreiſe zuzuweiſen. O dafür hat mein älteſter Bruder geſorgt, erwiederte ſie; er hat ihm eine ganze Familie zugewieſen. — Und davon hatte ſie mir noch nie etwas geſagt.

Unſer Abſchied war kurz; ſie verrieth eine wahre ſchweſterliche Theilnahme. Ich verließ Paris, und gewiß zufriedener mit meiner weiblichen Bekanntſchaft, als ſo mancher junge Mann,

der

der die seinige in den Chambres garnies, oder wohl gar an den Ecken der Rue St. Honoré gemacht hat. Noch itzt freue ich mich dieser Reise und meiner lieben Gefährtin, die mir sie so angenehm machte. Diese frohe Erinnerung an sie hat vielleicht auf mein wirklich glückliches Leben einen beträchtlichen Einfluß gehabt, und ihr Bild, was ich noch itzt als eine Reliquie aufbewahre, hat vielleicht nicht wenig Antheil daran, daß ich keine meiner jugendlichen Freuden zu bereuen habe.

Die Kirmse zu Wallendorf.

Die Kirmſe zu Wallendorf.

So weiſe und wohlthätig auch der Wechſel der Jahreszeiten von dem guten Schöpfer geordnet iſt, und ſo entſchieden die Vorzüge ſind, womit er alle begünſtiget hat, ſo erkennen die Menſchen doch ſelten die mancherlei Vortheile, die ihnen eine jede derſelben gewähret. Der eine lobt ſich den Frühling und ſchilt auf den Herbſt: ein anderer iſt dem Winter gewogen und ſchmähet den Sommer. So ſtreiten ſich Kinder über eigen-

genſinnige Spiele der Einbildung, und ſelten hat man mit ihnen Geduld, wie der freundliche Geber des Guten mit ſeinen erwachſenen Kindern.

Verzeihlich iſt es jedoch dem dankbar Genießenden, wenn ihm die grünen Zweige der Bäume, mit Blüten geſchmückt, noch beſſer gefallen, als die entblätterten Aeſte mit Schnee überzogen, und wenn er lieber die Früchte der Bäume ſammlet und ſich an des Weinſtocks ſaftigen Trauben labet, als in der ſchwülen Gewitterluft ſchmachtet, und im Schweiß ſeines Angeſichts für den künftigen Unterhalt ſorget. Wem könnte dieß treffender gelten als dem thätigen Landmann, dem wohl am erſten vergönnt iſt, nach der beſchwerlichen Arbeit im Sommer, wenn er die Hoffnung der

Saaten

Saaten in seiner Scheune verwahrt hat, auf einige Ruhe und Erholung zu denken. Zwar harren dann neue Geschäfte seiner fleißigen Hand; doch weiß er sie nun mit Vergnügen zu würzen. Zwar denkt er auf neue Bestellung seiner ruhenden Aecker; allein der sichere Besitz der verdienten Entschädigung für die vergessene Mühe, erleichtert ihm nun die neuen Beschwerden.

Unter den seltenen Festen des Landmanns behaupten unstreitig die Kirchweihfeste den obersten Platz, theils weil die unbewegliche Feier derselben ein sicheres Ziel für ihn ist, sich dem Vergnügen zu widmen, theils weil der Zeitpunkt, in welchen sie fallen, ihm mehrere Ruhe gönnt, sich des Genusses zu freuen, wenn anders keine drückende Last ihn verhindert,

dert, ſich frohe Stunden zu machen. Daher iſt der Herbſt in vielem Betracht dem Landmann unter den Jahreszeiten die liebſte. Schon hat er von den wichtigern Ernten einen Theil des erwarteten Vortheils gezogen; auch hat er die ſpätern bereits in ſeine Behauſung gebracht, und ſein Bedürfniß davon für die Wirthſchaft berechnet. Drum feiert er nun erſt ſein häusliches Ernteſeſt mit dem Weihſeſt der Kirche. Noch wichtiger wird dieſe herbſtliche Zeit für liebende Paare, die einer feierlichen Verlobung harren, oder vielleicht ſchon die Tage zur Trauung berechnen; und nicht minder wichtig für Väter und Mütter, welche die Ausſtattung einer geliebten Tochter, und die nöthige Sorge für eine glänzende Hochzeit beſchäftiget.

In vielen Gegenden ſind dieſe Feſte, die unter dem Namen Kirmſen bekannt ſind, ſo ſchicklich geordnet, daß ſie in benachbarten Dörfern nicht leicht auf einerlei Zeitpunkte fallen, ſondern einander gehörig die Hand bieten, um Genuß und Vergnügen, obſchon nicht auf einerlei Platze, doch durch den Wechſel des Wirths, zu verlängern. Da freuen ſich Freunde, Verwandte, Gevattern und Pathen der nahenden Kirmſe, und werden geladen, und bleiben nicht aus, wenn nicht ein widriger Zufall es hindert. Da ſuchen die Weiber der Herren Magiſter geräumige Schachteln herbei, die Kirmſen, alter Befugniß gemäß, zu bezehnden, und ſo den Dienern der Kirche das lang verjährte Recht zu erhalten.

In einer der fruchtbarsten Fluren, wo der Waizen gedeihet, und die Kühe tiefer im Grase waden, als der Landmann in andern Gegenden über die Aehren hervorragt, wenn er zwischen den Feldern hin wandelt, und die Schocke bestimmt, die er zu ernten hofft — da geriethen auch, wie leicht zu erachten, die Kuchen viel weißer und mürber als irgendwo anders. Besonders galt dieß von den Kuchen des Pachters zu Wallendorf, die weit und breit in der Nachbarschaft das Lob der besten erhielten.

Der Pachter Hellmann war keiner von den gewöhnlichen Pachtern: er war ein rechtlicher Mann, und wußte nicht bloß, wenn er säen und ernten sollte. Er hatte rings umher den Ruf eines trefflichen Landwirths, und in seinem

Kopfe

Kopfe ſah es ſo hell aus, daß die Klarheit, welche die modiſchen Aufklärer aus dem ihrigen hervorgehen laſſen, nur als ein Zwielicht dagegen erſcheint. Er trug dabei einen Bruſtlatz, unter dem es, wie ſelbſt ſeine Frohnbauern behaupteten, ſehr richtig zuging; und Dürftige hatten einen wahren Vater an ihm.

Kein Wunder alſo, daß der Himmel ſein mäßiges Erbtheil von ſeinem Vater, der ein ehrlicher Gaſtwirth und Metzger geweſen war, bei ſeinen langjährigen Pachtungen geſegnet hatte! Hellmann galt in der ganzen Gegend für einen reichen Kauz, ohne einen ſchlimmen Begriff damit zu verbinden, und Manche wollten keck behaupten, daß er mehr Thaler, als Andere Pfennige habe.

Wallenderf war gar ein herrliches Guth, und Hellmann verſtand es ganz zu benützen, ohne dem Beſitzer dabei zu ſchaden. Das war dem alten Baron von Wendheim zur Gnüge bekannt; deswegen vertrug er ſich ruhig mit ihm, und freute ſich laut des zunehmenden Wohlſtandes ſeines thätigen Pachters, auf deſſen pünktliche Zahlungen er von jeher mit Sicherheit rechnen durfte. Hellmann ſah ſich endlich im Stande, ein eigenes Guth in der Nähe zu kaufen, welches er noch daneben zu bewirthſchaften wußte.

Treulich half ihm dabei ein junger wackerer Mann, der ſchon ſeit mehrern Jahren ſich bei ihm befand, um die Landwirthſchaft zu erlernen. Hellmann konnte ſich gänzlich auf ihn verlaſſen, und zog

ihn

ihn daher in Allem zu Rathe. Dieß war für den jungen Meinhold (so hieß er) ein mächtiger Sporen, sich Hellmanns Wirthschaft so unermüdet anzunehmen, als handle er bloß für seinen eigenen Vortheil. Dem braven Hellmann entging dieses redliche Bestreben, sein Bestes zu befördern, keinesweges: er sah ihm in der Stille zu, ohne davon viel Aufhebens zu machen, und ließ ihm nur durch Handlungen merken, daß er seine ganze Zufriedenheit habe. Nicht minder gewogen war ihm Frau Hellmann wegen seines stillen unbescholtenen Wandels und seiner Liebe zur Ordnung; und Meinhold ward also wie ein Kind vom Hause gehalten.

Aber die Seele, die alles um sich belebte, war Röschen, des Vaters Augapfel, der Mutter Liebling, und Meinholds

holds unerreichbares Kleinod. Röschen war das lieblichste Mädchen, was man sich denken kann. Schönheit, Unschuld, und Güte des Herzens waren so einig in ihrem Wesen und Thun, daß sie selbst nicht wußte, wie ihr geschah, wenn sich irgend ein glattes schmeichelndes Wort von einer Mannsperson ihr unerwartet ins Ohr schlich. Sie ward von ihren Aeltern so herzlich geliebt, und liebte sie wieder so herzlich, daß sie vollkommen glücklich sich fühlte, und so auch wieder das Glück der Ihrigen machte. Doch war diese Liebe der Aeltern in keine Verzärtelung übergegangen. Röschen wurde schon früh an weibliche Wirthschaft gewöhnt, und hatte nun selbst einige Theile derselben allein über sich. Dahin gehörten hauptsachlich die Besorgung des Federviehs und die Bestellung des Gartens.

Außer-

Außerdem theilte ſie mit der Mutter die Küche, und was ſonſt noch im Hauſe der weiblichen Pflege bedarf.

Meinhold war als ein achtzehnjähriger Jüngling zu Hellmann gekommen, und Röschen hatte da erſt den zwölften Sommer gezählt. Der junge Menſch befliß ſich mit Eifer der Wirthſchaft, und ſah damals freilich in Röschen noch nichts als Hellmanns Tochter; ja er dachte noch nicht einmal etwas dabei, daß ſie des reichen Pachters einziges Kind war. Er ging bloß ſeinen Verrichtungen nach, war immer um Hellmann, und ſuchte bloß ſein vorgeſetztes Ziel zu erreichen. Röschen hatte damals ſchon ein eigenes Gärtchen, und mehr aus natürlichem Hang, und um ſich des Beifalls der Aeltern zu ſichern, half er bei müſſigen Stunden

das

das kleine Gärtchen in Ordnung bringen und es mit wohlriechenden Kräutern und Blumen bepflanzen. So vergingen für ihn zwei geschäftige Jahre; und Hellmann faßte nunmehr ein gegründetes Vertrauen zu ihm.

Das offne gute Benehmen der Alten gegen den jungen Menschen war auch der Tochter natürlich geworden. Sie betrachtete Meinholden wie einen, der mit zum Hause gehöre, und empfing ihn immer mit ihrer eigenthümlichen Freundlichkeit, wenn er von Schweiße bedeckt nach Hause kam, und die Geschäfte des Tages beendiget hatte. Dann hatte sie ihm oft etwas von ihrem Gärtchen zu sagen; dann waren Nelkenknospen zu öffnen oder Nelken zu senken; dann war bald dieß, bald jenes zu thun: und Meinhold

hold, so müde er auch war, war viel zu gefällig, um Röschen nicht noch in ihr Gärtchen zu folgen und ihren Wunsch zu erfüllen.

So stand es mit Meinhold und Röschen, bis diese gerade am ersten Pfingsttage ihren funfzehnten Geburtstag feierte. Meinhold hatte am heiligen Abend in der benachbarten Stadt für Hellmann Verrichtungen gehabt, und auf dem Markte Töpfe mit blühenden Rosenstöcken, Ranunkeln und Levkoien gesehen, die er in seinen Gedanken sogleich in Röschens Gärtchen versetzte. Der Einfall war leicht in Erfüllung zu bringen; er kaufte die schönsten, und gab sie zum Theil einer Bäuerin mit, die sie nebst den übrigen bis zum Abend beherbergen mußte. Mit anbrechendem Morgen grub er darauf die

Töpfe

Töpfe in Röschens Garten, und holte einige Birken, ihr eine Laube zu pflanzen. Dadurch glaubte der junge Mann noch mehr den Aeltern, als Röschen selbst zu gefallen.

Röschen hatte sich schon zur Kirche geputzt. Heiter und schön stand sie da vor dem vergnügten Vater und der lächelnden Mutter in ihrem grün seidenen Mieder, die aufgestreiften Aermel mit rosenfarbenen Bändern geknüpft, und griff schon nach dem Gesangbuch, als ihr noch einfiel, sich einen Strauß von gelben Veilchen und Federnelken zu holen. Mit behenden Füßen flog sie zum Gärtchen; allein wie erstaunte sie über die blühenden Rosen und übrigen Blumen, und wie freute sie sich der schönen Laube von Maien! Beinahe hätte sie den Strauß

darüber

darüber vergessen. Geschwind brach sie nun von jedem Stocke eine Blume, und hüpfte unter den breiten Aepfelbäumen in froher Eile zurück.

Sogleich ward die erfreuliche Nachricht den Aeltern verkündiget, und dann sprang Röschen in aller Unbefangenheit die Treppe hinauf, dem guten Meinhold für seine Geschenke zu danken. Schwesterlich faßte sie ihn bei den Händen, und sah ihm so hold, so freundlich unter die Augen, als er sein Werk zu verläugnen suchte, daß es ihm auf einmal ganz wunderlich wurde; denn so war es ihm noch niemals gewesen.

Zum dritten Male riefen nunmehr die Glocken zur Kirche, und Alle folgten dem Rufe, nur Meinhold zögerte noch, weil

weil er bald dieſes, bald jenes vergaß. Er war ein gottesfürchtiger Jüngling, und wußte immer des Sonntags viel von der Predigt zu ſagen; aber dießmal verlor er oft den Zuſammenhang, ſo feſt auch ſein Auge auf den Pfarrer geheftet blieb. Als man die Kirche verließ, da ſtanden die jungen Bauern in Gruppen und Reihen, Pachters Röschen zu ſehen, und die Mädchen vergaßen beinahe über dem ſchönen Mieder, ihren freundlichen Gruß ſen zu danken. Des Pfarrers Fiekchen, Röschens Geſpielin, kam eben dazu, und lobte ihren niedlichen Putz. Dieß alles vernahm der ſinnige Meinhold halb mit Vergnügen und halb mit heimlicher Bangigkeit. Es war ihm auf einmal ſo wohl und ſo weh, daß er ſelber nicht wußte, was er empfand. Noch nie war ihm Röschen ſo hübſch erſchienen. Er ſah

ſie

sie doch täglich, und sah ihr sonst immer gerade ins Gesicht; aber heute blickte er entweder neben sie hin, oder schielte nur von der Seite nach ihr.

Röschen war desto unbefangener. Sie eilte sogleich wieder in ihr Gärtchen, und Vater und Mutter und Meinhold mußten mit ihr wandern, ohne sich erst entkleiden zu können. Da half nun von Seiten Meinholds weiter kein Weigern, die That zu gestehen. Vater und Mutter kehrten zurück in die Wohnung, und Meinhold mußte nun Röschen über alles die nöthige Auskunft ertheilen. Dankbar faßte sie ihn bei der Hand, und zog ihn zu jedem Stocke freundlich mit fort. Dann mußte er sich in die Laube neben sie setzen, und ihr Lob und ihre Freude vom neuen vernehmen.

Mit jedem Tage ward Meinhold finniger; mit jedem Tage zog Röschen ihn mächtiger an. Zwar pflegte er seiner Geschäfte mit doppeltem Eifer, aber immer dachte er zwischen durch an Röschen. Überall sah er sie vor sich, wie sie so freundlich in die Augen ihm blickte, oder wie sie in der Laube von Maien der schönen Blumen sich freute und dankbar die Hand auf die seinige legte. Aber wenn er nach Hause zurückkam, so wich er ihr aus, als wenn er ein böses Gewissen hätte; selbst bei Tische vermochte er selten sie anzuschauen, und verstummte gewöhnlich, wenn er nicht Hellmann über eines oder das andere zu fragen hatte, oder ihm eine vortheilhafte Bemerkung über seine Besitzungen machte.

Röschens Empfindung lag noch in

der

der Knospe verschlossen. Mit fröhlicher Unschuld und schuldloser Freude ging oder hüpfte sie um die vergnügten Aeltern herum, fing an mit der Mutter die leichtere Arbeit zu theilen, und übernahm nun zugleich die Besorgung des größern Gartens, der für die Küche bestimmt war. Freilich rechnete sie auf Meinholds Hülfe dabei, und bat ihn so freundlich darum als gewöhnlich; aber Meinhold war zu verlegen, dem lieben Mädchen zu zeigen, wie gern er es thue, so, daß es das Ansehen bekam, als thät er es ungern. Betroffen stand sie nun da, und noch betroffener ward sie, als auch die Mutter ihr sagte, sie plage nur Meinhold damit, denn er habe ja so schon der Arbeit genug. Aber Meinhold betheuerte nun, als er das hörte, es sei ja ohnedieß ein Vergnügen für ihn, und er gebe sich gern

damit

damit ab. Im Herzen frohlockte er darüber, daß er nun gleichsam genöthiget war, sich in dem Garten oft zu beschäftigen, und ohne Besorgniß der Aeltern um Röschen zu seyn. Denn in dem Herzen, wo schüchterne Liebe nistet, entstehen Gedanken von Argwohn eben so plötzlich, als dem kaum entglimmenden Feuer der Rauch entsteigt.

Diese neue Beschäftigung, ob sie schon Meinhold vor allen übrigen liebte, blieb doch nur Nebensache für ihn. Sein treuer Eifer wurde von Hellmann redlich bemerkt; denn immer fand er das schon gethan, was er ihm aufzutragen gesonnen war, und oft nahm er wahr, daß Meinhold Verbesserungen gemacht, wovon er nicht einmal gesprochen hatte. Besonders hatte er sich des Guths, das Hell-

mann

mann eigenthümlich gehörte, mit einer so augenscheinlichen Vorliebe angenommen, daß Hellmann ihm allemal herzlich die Hand schüttelte, wenn er neue Spuren von seiner Sorgfalt entdeckt hatte. So ein Lob that Meinholden wohl; doch war es ihm immer, als wenn er es erst verdienen müßte, und darum ward er in seinem Eifer nicht lässig.

Hellmanns Zufriedenheit verscheuchte in etwas den Zwang, den er in Ansehung Röschens sich anthat. Er wagte es nun zuweilen ihr freundlich ins Auge zu blicken und ihren häuslichen Fleiß zu rühmen. Da lächelte sie dann so unbefangen ihn an, und sagte bescheiden, sie möchte wohl, daß ihr Vater sie eben so lobe wie ihn. Wie klang das dem heimlichen Meinhold so lieblich! Er hörte

den

den schmeichelnden Ton noch lange hernach, und ward noch am Abend durch ihn in den Schlummer gewiegt. Mit heiterem Sinn erhob er sich früh, wenn alles noch schlief, und eilte dann in den Garten, um Röschens Blumen und Pflanzen zu pflegen. Dann trat er vergnügter sein Tagewerk an, und Röschen bemerkte es immer mit Dank.

So reifte allmählig Röschens sechszehnter Sommer, und Meinholds Liebe war immer stärker geworden. Auch Röschen ward ihm von Tage zu Tage immer geneigter; denn sie sah ja so deutlich, wie gefällig er war, wenn er ihr Blumengärtchen verschönerte, oder umher lief, ihr schöne Hühner mit großen buschichten Kronen zu suchen. Noch war es nicht Liebe, was sie empfand; sie war ihm bloß

günstig.

günſtig, wie ihre Aeltern es waren. Aber es währte nicht lange, ſo kam auch die Reihe zu lieben an Röschen.

Eines Sonntags, als ſie zu Pfarrers Fiekchen gegangen, und Vater und Mutter bei einer Kindtaufe waren, lief Meinhold nicht wie ſonſt mit Emſigkeit in den Garten, der knospenden Nelken zu pflegen, oder ſonſt ein ähnliches Werk zu verrichten. Langſam nur ſchlich er ſich hin, weil Röschen ihm fehlte. Mit jedem Schritt verſank er in tiefern Trübſinn, denn nie hatte er noch den Fall ſich gedacht, Röschen einmal entbehren zu müſſen. Zum erſten Male fühlte er nun, daß es denn doch einmal ſo kommen würde; und Röschens Hand zu erlangen — das war ein Gedanke, den er ſich nicht auszudenken getraute. Alles dieß fiel ihm

ſo ſchwer auf das Herz, daß er wie kraftlos in eine Jasminlaube ſchwankte, und ſich da den trüben Empfindungen ſeiner Schwermuth überließ.

Wer hat noch je die geheime Kette des menſchlichen Schickſals entdeckt, und das Zuſammentreffen von Umſtänden entziffert, woraus allein oft eine unvermuthete Wirkung hervorgeht, die ohne daſſelbe in ihrem ſchlummernden Zuſtande noch lange unentwickelt geblieben wäre? — Röschen hatte die Freundin, die ſie zu beſuchen gedachte, nicht zu Hauſe gefunden, und war dagegen beſtimmt, einen Freund zu finden, der ihr auf immer theuer werden ſollte. Sie ging wieder heim, und ahnete nicht, was ihrem Herzen bevorſtand. Was blieb ihr itzt übrig, als die Geſellſchaft ihrer Blumen

zu ſuchen? Sie wandelte, ſtiller Empfindungen gewohnt, nach dem Garten, und fand die Thüre geöffnet. Halt, dachte ſie gleich, gewiß iſt Meinhold geſchäftig, dir eine Freude zu machen: du willſt ihn belauſchen, um ihn auf der That zu ertappen. Behutſam ſteckte ſie nur den Kopf zur Thüre hinein; aber Meinhold war nirgends zu ſehen. Mit leichten Tritten ſchlich ſie nun hin an der innern Hecke; aber nirgends war Meinhold. Dieß war ihr nicht recht, denn ſie hätte ihn gern überraſcht. Sie hoffte noch immer, ihn irgendwo zu entdecken, und näherte ſtill ſich der Laube, wo der traurige Meinhold ſaß, ſein Geſicht auf beide Hände geſtützt, und leblos für alles, was ihn umgab. Sie meinte nicht anders, als daß er ſchlief, und gedachte ihn deswegen zu necken. Leiſe ergriff ſie eine

von

von seinen Händen und zog sie ihm plötzlich hinweg. Erschrocken fuhr Meinhold zusammen und starrte verlegen auf Röschen. Aber wie ward dem guten Mädchen, als sie in seinen Augen Thränen des Kummers erblickte! O was fehlt dir, lieber Meinhold? fragte sie mitleidig. Was ist dir begegnet? was weinst du? — Meinhold war zu sehr überrascht; er verbarg das Gesicht, und wußte nicht, was er ihr antworten sollte. Der Anblick that ihr so weh; mit schmeichelnder Güte faßte sie ihn bei der Hand, und wiederholte die Frage mit immer sanfterer Stimme. O frage mich nicht, sprach Meinhold mit Wehmuth; ich sann — ich dachte — nein, Röschen, ich kann es unmöglich dir sagen. Aber du mußt, sagte sie bittend, und eher lasse ich dich nicht aus der Laube. Du bist ja so gut,

was könnte dir arges begegnen? Wenn du mir es verhelest, so mußt du noch heut es meinen Aeltern gestehen, und dann erfahre ich es doch. Nein, liebes Röschen; erwiederte Meinhold, deine Aeltern dürfen nichts davon wissen; versprich mir es ja, daß du schweigen willst. So sag' es mir selbst, versetzte Röschen; ich möchte dir helfen, wenn ich es könnte, aber mein Vater kann es gewiß. Ach! Röschen, entgegnete Meinhold, er könnte das wohl, doch nie ohne dich; aber er würde nicht wollen, und du vielleicht auch nicht: darum schweige davon, und vergiß, daß du mich weinen gesehen. Lebe wohl, gutes Mädchen; ich darf nun nicht mehr allein bei dir seyn; doch will ich dir ferner den Garten bestellen, will alles erfüllen, was du verlangst, nur schweige und frage nicht weiter. Und nun drückte

er

er Röschen mit weggewandtem Gesichte die Hand, und wischte sich eine Thräne vom Auge.

Das alles ging dem unbefangenen Mädchen gewaltig zu Herzen. Auch ihren Augen entrollten nun Thränen, und stumm blieb sie stehen und schaute ihm nach. Was mag ihm doch seyn? forschte sie nun für sich selbst, und suchte von Meinholds Worten den Sinn zu enträthseln. Da fiel ihr auf einmal die Binde vom Auge, die manches sechszehnjährige Mädchen wohl längst schon verloren. O gewiß wünscht mich Meinhold zur Frau, sprach sie heimlich; er ist mir so gut, und — Hier stockte sie wieder, und dachte an nichts als an Meinhold. Die Sonne ging unter; das träumende Mädchen war noch immer im Garten,

sah

ſah weder Blumen noch Bäume, und dachte noch immer an Meinhold.

Am andern Morgen war Meinhold an ſeine Geſchäfte gegangen und kam des Mittags nicht heim. Röschen wandelte einſam umher, und erzählte nichts von dem geſtrigen Vorfall. Meinhold kam auch des Abends erſt ſpät nach Hauſe, und war verlegen, ob Röschen dem Vater oder der Mutter etwas geſagt; aber er fand ſie beide ſo freundlich, daß ſeine Verlegenheit wieder verſchwand. Nur Röschen ließ ſich nicht ſehen; und er war darüber nicht wenig betreten. Am andern Tage ging es nicht beſſer, und wenn auch Meinhold ſie ſelbſt mied, ſo ward er doch traurig, daß ſie ihm auswich. Aber es war kein Zürnen von Röschen; es war nur jungfräuliche Schüchternheit,

die

die sie entfernt von ihm hielt. Das traute Verhältniß, in dem sie bisher mit Meinhold gestanden, war gänzlich dahin. Dieß that ihr nun weh, und zehnmal hatte sie schon gewünscht, sie hätte ihn nicht in der Laube gesehen. Allein dann war es ihr wieder, als thät es ihr wohl, daß sie um Meinholds Geheimnisse wisse. Sie sehnte sich dann ihn wieder zu sehen, und wich ihm doch aus. Dieß alles beförderte in ihrem unschuldigen Herzen die Entwickelung ihrer Neigung. Zwei Tage waren verstrichen, und Röschens ungewisse Gefühle von Wohlwollen gegen Meinhold waren schon warme Gefühle der Liebe.

Doch Meinhold ahnete nichts von Röschens wachsender Neigung; er glaubte vielmehr, sie sei ihm böse geworden, und grämte

grämte sich darüber nicht wenig. Er sah sie nur selten, und wenn er sie sah, so mied er geflissentlich, sie ins Auge zu fassen, und senkte den Blick, um seine Schwermuth zu bergen. Dieß bekümmerte Röschen, und es ward ihr unmöglich, sein trauriges Wesen lang zu ertragen. Ein glückliches Ohngefehr brachte sie eines Tages bei einem Geschäfte zusammen, wo Niemand sie störte. Meinhold sah stumm vor sich hin, und Röschen war nicht minder verlegen. Zwar versuchte sie von alltäglichen Dingen zu reden; allein es blieb nur bei abgebrochenen Sätzen, ohne daß sich ein förmliches Gespräch zwischen ihnen entspann. Röschen hatte das Herz so voll, und Meinhold saß so niedergeschlagen da, daß sie nun nicht länger an sich zu halten vermochte. Mit sanfter Güte legte sie ihre

Hand

Hand auf die seinige. Was fehlt dir, Meinhold? sagte sie in bittendem Tone: warum bist du so stumm? Ich sehe, du gramst dich; verhele mir nichts. Ich habe geschwiegen, wie du es gewollt; aber nun muß es endlich zur Rede kommen, denn ich kann es nicht länger dulden, daß du dich härmst. Meinholden kam dieß alles so unerwartet, daß ihm Thränen in die Augen traten; er beugte sein glühendes Gesicht auf ihre Hand, und blieb eine Zeitlang in dieser sprechenden Stellung. Röschen störte ihn nicht, denn sie fühlte, daß ihr Gesicht nicht weniger glühen müsse als Meinholds Lippen. Also bist du nicht böse auf mich? sprach Meinhold endlich, und blickte flehend zu ihr hinauf. Warum sollt' ich es seyn? erwiederte Röschen: du hast mich ja niemals beleidiget, bist immer gegen

mich

mich so gefällig gewesen. Nun so bin ich wieder froh, versetzte der glückliche Meinhold, und hielt ihre Hand zwischen den seinigen. Lieber noch wollt' ich, daß deine Aeltern auf mich zürnten als du. Ach! Röschen, seit Pfingsten vorigen Jahres kann ich an nichts mehr denken als an dich. O wär' ich doch nie zu deinem Vater gekommen! Denn wo soll das endlich hinaus? Doch ich will alles ertragen, wenn ich nur weiß, daß du mir nicht zürnest.

So gesprächig itzt Meinhold geworden, so stumm ward nun Röschen, und blickte seitwärts zur Erde. Ihr Gesicht überzog ein höheres Roth als vorher, und ihre Hand lag immer noch ruhig in Meinholds Händen. Während itzt beide schwiegen, hing der geheime Liebling mit Sehnsucht

ſucht an ihrem ſchaamhaft hinweg gewendeten Blick, und ſtarrte über die heitere Gegenwart hin, in die neblichte Ferne. Da wagte es Röschen, ihm muthig ins Auge zu ſchauen, und was ihr redender Blick von ihren Gefühlen nicht alles auszudrücken vermochte, zog ſich in einen holden Zug um den freundlichen Mund zuſammen, welchen ich die Knospe lächelnder Hoffnung nennen möchte, deren allmählig ſich entfaltende Blüte das zarte Geſtändniß der Gegenliebe verhaucht.

Plötzlich verwandelte ſich Meinholds düſtere Ferne in eine heitere Ausſicht, die ihm der milde Sonnenſchein von Röschens gefühlvollem Auge erleuchtete. Wüßteſt du nur, wie lieb ich dich habe! unterbrach endlich Meinhold das bedeutende Schweigen: gewiß du würdeſt —

Hier

Hier hielt er inne, und ein Seufzer vollendete, was sein Mund sich nicht zu sagen getraute. Röschen hatte ihre Hand noch nicht aus seinen Händen zurückgezogen: unwillkührlich gleichsam verkündigte ihm ein zarter Druck derselben, daß sie seine Wünsche verstand. Er umschlang sie mit seiner Rechten, und zog sie sanft zu sich hin. Röschen überließ sich dieser schuldlosen Liebkosung und widerstrebte nicht. Allmählig berührte ihre Wange die seinige, sein Mund den ihrigen, und der Bund ihrer Herzen war auf ewig geschlossen.

Noch Niemand hat die Pflanzen belauscht, wie sie sprossen und wachsen; oder die Blumen, wie sie nach und nach in liebliche Formen sich kleiden: wer wollte es wagen, das Wachsthum der

Liebe in fühlenden Herzen zu ſchildern? In der ganzen Natur iſt keine Wirkung ſo weit umfaſſend und ſchnell, als die Ergießung glücklicher Liebe. Schnell iſt zwar der Funke des Blitzes; plötzlich lodert er, wo er Nahrung ergreift, in verzehrende Flammen empor: aber ſchneller noch erweitert ſich ein Tropfen von Liebe in ein Meer von Empfindung. Der enge Kreis eines liebenden Herzens — wie ſchnell vermag er ſich auszudehnen zu einem unermeßlichen Raume, der nicht bloß Welten, der ſelbſt den Himmel umſchließt.

So ging es mit M**inholds und Röschens glücklicher Liebe. Wie wohl ward ihnen nach dieſer Herzensergießung! Und doch hatten ſie ſich einander nur wenig geſagt. Das Heimliche ihrer Gefühle beſeligte

ſeligte ſie und heiligte gleichſam ihr ſtilles Gelübde. Röschen fühlte ſich nun wie neugeboren: es war ihr alles ſo anders geworden: ſo hatte ſie Gärtchen und Wieſen noch nie geſehen wie itzt. Ihr Herz war ſo reich an Empfindung, daß es ihr Mühe koſtete, das lebendige Streben zu bergen, in alles überzuſtrömen, was ſie umgab. Wie feurig hing ſie itzt an Pfarrers Fielchen, wenn ſie kam oder ging! Wie zärtlich und liebevoll ſchmiegte ſie ſich an Vater und Mutter, wenn ſie zum guten Morgen ſie küßte, oder des Abends vor Schlafengehen auf ihrem Schooſe ſich wiegte, und das warme Geſicht an ihre kälteren Wangen lehnte.

Meinhold fühlte ſich nicht minder beglückt. In neuem Glanze ſah er alles umher, denn ſein trübes Auge hatte ſich

wieder

wieder erheitert. Dem vollen Herzen gebrach es an Raum, Besorgniß zu hegen wie sonst: es war zu voll von der Gewißheit, daß Röschen ihn liebe. Er lebte daher bloß in dieser Empfindung, und bald gesellte sich auch die schmeichelnde Hoffnung zu ihr. Das süße Gefühl des reizenden Glücks, daß seine gefällige Einbildungskraft ihm überall zeigte, schien ihm eine noch größere Thätigkeit in seinen Geschäften zu geben: mit jedem Tage geizte er mehr nach Hellmanns Zufriedenheit, und täglich wußte er von Röschens Mutter ein neues Lob zu verdienen. Da freute sich Röschen im Stillen, wenn ihre Aeltern den Werth ihres Meinholds erkannten, und immer ward ihm dann heimlich vertraut, was sie von ihnen vernommen, und wie hoch sie ihn achteten.

Welch

Welch ein ſeliges Jahr verlebten die beiden Glücklichen in dem unſchuldigen Genuſſe ihrer Liebe! Schon hundertmal hatten ſie ſich geſagt, daß ſie einander ewig gehörten. Das holde Mädchen hatte ſchon oft die Bedenklichkeiten ihres Geliebten gehoben, ob auch wohl Vater und Mutter es billigten; und beruhigend waren dann freilich aus ihrem Munde Beweiſe wie dieſe, daß ihre Aeltern ſo zärtlich ſie liebten, und daß ſie ſo gut und rechtſchaffen dächten. War es ein Wunder, wann beide ſich ihren Wünſchen ſo ganz überließen? — O wie wäret ihr zu bedauern, ihr guten Seelen, wenn euer beneidenswürdiges Glück nur ein Traum wäre, aus welchem ihr plötzlich mit Thränen erwachtet! Vom Himmel dürfet ihr zwar einen mächtigen Beiſtand erwarten, denn eure Herzen ſind rein und fromm:

aber lenken nicht oft die Menſchen des Himmels Fügungen anders? Groß iſt die Liebe redlicher Aeltern, worauf ihr ſo gewiß und freudig rechnet: aber können nicht andere Begriffe von Glück, die euch nur fremd ſind, in ihre Gemüther ſich ſchleichen? Hat nicht Hellmann vielleicht ſchon andere Plane für Röschens Wohlfahrt entworfen? und iſt das Glück ſeiner einzigen Tochter nicht itzt der Geſichtspunkt geworden, in dem ſich alle ſeine Gedanken und Wünſche vereinen? Wie, wenn ſie den eurigen gerade entgegen wären?

Von allem dem o[illegible]neten beide noch nichts. Sie liebten und hofften, und lebten in ſtiller traulicher Eintracht beiſammen, die durch ihre holde Unſchuld noch reizender wurde. In ſolchen Her-

zen wohnt nie so große Verstellung, ein Geheimniß der Liebe gänzlich zu bergen. Schon manche von Hellmanns Leuten wollten bemerkt haben, daß Meinhold und Röschen freundlicher gegen einander wären als sonst: nur Hellmann selbst und seine häusliche Gattin schienen nichts davon zu bemerken, und achteten eben so wenig auf manche verfängliche Reden und Mienen, als auf ihr ganzes trauliches Wesen. Vielleicht erklärten sie es bloß für ein gutes Vernehmen, das ihnen durch frühe Bekanntschaft natürlich geworden, und glaubten nicht, daß der bescheidene Meinhold sein Auge in eigennütziger Absicht zu Röschen empor richten würde. Dieß alles machte die beiden Liebenden sicher, doch ohne im mindesten von der reinen Tugend zu weichen, die alle ihre Gefühle und Handlungen heiligte.

Unter

Unter so angenehmen Verhältnissen war Röschen in den achtzehnten Frühling ihres glücklichen Lebens getreten. Die Natur hatte an ihr die jungfräuliche Form nun gänzlich vollendet. Sie war ein Mädchen von blühender Schönheit geworden, und ihr schlanker und reizender Wuchs verkündigte nun den Zeitpunkt, wo Mädchen zu Gattinnen reifen. Man hätte sie müssen in den klösterlichen Schleier verhüllen, wenn man gewollt, daß sie nicht bemerkt werden sollte. Noch mehr ward diese äußere Schönheit durch die Liebenswürdigkeit ihres guten unbefangenen Herzens und durch die Anspruchlosigkeit auf fremden Beifall gehoben. Sie liebte ja ihren Meinhold, und seine Liebe war alles, was sie beglückte. Dieß gab ihr einen so lieblichen Reiz, daß nichts natürlicher war, als jeden jungen Mann,

der

der ſie erblickte, in einen Bewunderer des holden Mädchens umgeſchaffen zu ſehen; und eine Folge von dieſer Bewunderung war, daß ihr Beſitz nicht Wenigen darunter, zumal bei Erwägung von Hellmanns beträchtlichem Wohlſtand, allerdings ein herrliches Kleinod dünkte. Es kamen daher des Sonntags oft junge Herren aus den benachbarten Orten, ſie in der Kirche zu ſehen, welches Gelegenheit gab, daß der redliche Pfarrer ſich gern mit dem vermuthlichen Ruſe ſeiner geſchätzten Beredſamkeit täuſchte, ohne zu ahnen, daß dieſe frommen Beſuche nur Hellmanns reizender Tochter gälten. Meinhold allein war ſcharfſichtig genug, die Abſicht dieſer Wallfahrten bald zu errathen, und es ward ihm zuweilen nicht wenig bänglich dabei, als endlich daraus ſogar Beſuche bei Hellmann entſtanden.

Doch

Doch nun nahte ſich endlich ein gefährlicher Zeitpunkt, der Meinholds liebendes Herz mit Sorgen erfüllte. Der Gerichtshalter des Guths, ein ſtattlicher junger Doctor, von Hellmann und ſeiner Frau nicht übel gelitten, ſchien ernſtlich ſich um Röschens Gunſt zu bemühen. Das freundliche Mädchen, das nicht mit Meinholds beobachtenden Augen forſchte, ſah anfangs nichts in des Doctors Benehmen, was einer Bewerbung glich, und wich nicht aus, wenn er ſie in Geſpräche mit ſich zu verwickeln ſuchte. Aber bald verſtand ſie den Sinn ſeiner ſchmeichelnden Worte, und entging ihnen, wo ſie nur konnte. Da ſie für Meinhold keine Geheimniſſe hatte, ſo geſtand ſie ihm ſelbſt ihre Vermuthung wegen des Doctors, und beruhigte ihn, wenn er gedankenvoll da

ſtand,

ſtand, und Zweifel und Furcht in ſeinem Geſichte ſich malten.

Indeſſen ſchienen des Doctors Bemühungen immer eifriger zu werden. Seine Beſuche wurden oft wiederholt, ſo wenig auch Röschens Benehmen ihm dazu Aufmunterung gab; und es ſchien ihr nun ſelbſt, als hätte er Vater und Mutter für ſeine Wünſche gewonnen, denn immer ward er freundlich empfangen, und oftmals ſprach er leiſe mit ihnen, oder hielt inne, wenn ſie dazu kam. Einzelne hingeworfene Aeußerungen von Vater und Mutter entgingen ihr nicht, und abſichtlich wurde nun zuweilen vom Doctor geſprochen, wobei ſie der Vater gewöhnlich ins Auge faßte. Was aber Röschen noch ſtutziger machte, war eine emſige Sorgfalt der Aeltern, bei

Gele-

Gelegenheit eines Jahrmarkts in der benachbarten Stadt einen Theil der Ausſtattung zu kaufen, die Röschen, als einziger Tochter eines begüterten Vaters, bei einem künftigen Gatten auf eine ſtattliche Weiſe gebührte. So ſehr ſie auch auf ihrer Aeltern zärtliche Liebe rechnete, ſo ward ſie doch immer nachdenkender über alles, was vorging, und ſtand oft eben ſo niedergeſchlagen bei Meinhold, wenn ſie ihm Muth und Hoffnung einzuflößen verſuchte. Beide ſchienen aber von ihm auf immer gewichen zu ſeyn, und das einzige, was ihm noch einige Ruhe gewährte, war Röschens oft wiederholte Gelobung einer ewigen Treue.

Es war gerade um die Pflaumenzeit, wo das Verhältniß der beiden Liebenden immer bedenklicher wurde. Was meinſt

du

du, hatte Hellmann zu Röschen scherzend gesagt, wenn du künftig Frau Doctorin hießest? Aber sie hatte nicht Stand gehalten, und war zur Mutter gelaufen, ihr emsig zu helfen, und hatte sogar in der Stille geweint. Am nehmlichen Nachmittag war Meinhold beschäftiget, hinter der Scheune ein Dach über einige Pflaumenbäume zu bauen, die große und herrliche Pflaumen trugen, und wodurch Röschen, welche unter allen Früchten die Pflaumen am meisten liebte, den Vortheil erhielt, längerhin Pflaumen zu essen als andere Leute. Das Dach verwahrte sie vor der schädlichen Nässe und konnte gelüftet werden, so, daß sie, da der Standpunkt der Bäume eben nicht der sonnigste war, lange Zeit frisch blieben, und selbst bis zur Kirmse sich hielten.

Mein-

Meinholden war es dabei, als wenn er dieſes Geſchäft für Röschens Vergnügen zum letzten Male verrichtete. Sein Gemüthe war traurig, und alle Glieder waren ihm wie gelähmt. Indem kam Röschen hinter den Ställen nach der Scheune zu Meinhold herbei geſchlichen, und ihr Geſicht verrieth ihm gar bald, daß ſie das Herz eben ſo voll habe wie er. Sie eröffnete Meinholden, wie der Vater mit ihr geſcherzt, und neue Thränen folgten nunmehr der betrübenden Nachricht. Weine du nicht, ſprach Meinhold zärtlich; es wird nun doch nicht anders, wir müſſen uns trennen. Ich werde dich nie vergeſſen: aber ich bitte dich, denke nicht weiter an mich. Du würdeſt ja deine Aeltern kränken, wenn du dich weigerteſt, ihren Wunſch zu erfüllen. Du biſt ihr einziges Kind;

und ich würde ſie nur mit Undank belohnen, wenn ich ihren Abſichten hinderlich wäre. Es iſt nun Zeit, daß ich das Haus deines Vaters verlaſſe; und wie würd' ichs ertragen, ein Zeuge von deiner Heirath mit einem andern zu ſeyn! Sieh, liebes Röschen, das iſt das letzte Mal, daß ich dieſe Pflaumenbäume für dich überbaue — Nein, nein, lieber Meinhold, fiel Röschen ihm weinend in die Rede, und lehnte ſich traulich an ſeine Schulter, ich laſſe dich nicht, ich bleibe dir treu. Sobald mein Vater mir wieder etwas vom Gerichtshalter ſagt, ſo umhalſe ich ihn, und frag' ihn, ob er mich liebt, und dann geſtehe ich ihm, daß ich nie einen Andern als dich zum Manne verlange. Dagegen hatte nun Meinhold mancherlei einzuwenden, aber Röschen blieb bei ihrem Entſchluß. Dieſer edelmüthige

müthige Streit ward durch ein unterdrücktes Huſten unterbrochen, deſſen Geräuſch aus dem Deichſelloche der Scheune kam, und Röschen eilte haſtig zurück, um nicht lange im Hauſe vermißt zu werden.

Die Haupternte war nun gänzlich vorüber, und Hellmann pries mit dankbarem Herzen das geſegnete Jahr. Eines Tages berechnete er mit Meinhold den gewonnenen Vortheil, und eignete ſeinem Fleiße und ſeinen Verſuchen einen beträchtlichen Theil davon zu. Zugleich machte er ihm ein Geſchenk für ſeine eifrigen Dienſte, und äußerte drauf, es ſei nun Zeit, auf ſeinen eignen Erwerb zu denken. Meinhold hatte das längſt erwartet, und doch war ihm der Antrag ſo neu, daß er darüber ſichtbar in Verwirrung gerieth. Er meinte ſelbſt, daß

er

er ſich nun mit ſeinen erworbenen Kenntniſſen fortzukommen getraue, und dankte ihm für die Güte, die er ihm immer erwieſen. Hierauf that er den Vorſchlag, ihn vor der Kirmſe noch zu entlaſſen, und ſchützte deswegen unbedeutende Beweggründe vor. Hellmann aber erkannte ſie nicht für gültig, und ſagte, er halte es für eine wichtige Pflicht, ihn nicht eher aus ſeinem Hauſe zu laſſen, bis er ihn ſelbſt ſo gut zu verſorgen wüßte, als er es werth wäre. Meinhold verſtummte vor lauter Fülle des Herzens, und Hellmann brach plötzlich ab und verließ ihn.

Von dieſer Zeit an dünkte ſich Meinhold ſchon als ein Fremdling im Hauſe; doch nahm er ſich Hellmanns Wirthſchaft noch immer mit unermüdeter Thätigkeit an. Auch änderte ſich Hellmanns und

ſeiner

seiner Gattin Betragen nicht im geringsten. Nur Röschen wurde stiller und blickte Meinholden bänger ins Auge, wenn er so ruhig schien, und sichern Ganges seine Geschäfte verfolgte. Oft lauerte sie vergeblich ihm auf; denn er glaubte sie meiden zu müssen. Aber dann war ihr geheimes Zusammentreffen desto erwünschter und wärmer, und Meinholds feste Entschlüsse wurden gewöhnlich wieder zernichtet.

So neigte sich allmählig das Glück der beiden Liebenden, mit dem Abschiede des Sommers, immer mehr zum Ende. Die Stimmung ihrer Gemüther paßte volkommen zum Trauerschmuck der Natur, den man auf Bäumen und Fluren erblickte. Schon träuselten rauhe Winde mit bunten Blättern in lustigen Wirbeln herum,

herum, und trugen die Zierde der Bäume zu Grabe. Die Sommervögel verließen bereits ihre lichter gewordene Wohnung, und keine Blume entſproßte mehr den nochmals abgemäheten Gärten und Wieſen. Nur Meinhold und Röschen beklagten bei dem traurigen Übergange des Sommers zum Winter die Flüchtigkeit des Vergnügens und die Zerbrechlichkeit des menſchlichen Glücks.

Ganz anders dachten die übrigen Landbewohner über die eingetretene Herbſtzeit. Man freute ſich nun der eingeſammelten Früchte, und pflegte mitunter der Ruhe in froherem Genuß. Auch Hellmann liebte den Herbſt vor allen Jahreszeiten am meiſten, denn da erlaubte er ſich zuweilen in der Gegend Beſuche zu machen; doch ſah er noch lieber

der Gäste bei sich. Besonders war die Kirmse bei ihm ein wichtiges Fest, wo gute Freunde immer willkommen waren, und wacker gezecht und geschmauset wurde. Dieß hatte er schon längst so gehalten, und ob er gleich ein treflicher Wirth war, so konnte man es doch nie auf der Kirmse bemerken. Auch wurde deswegen von seinen Gastgeboten noch lange hernach mit Lobe gesprochen, und so etwas vernahm er nicht ungern.

Dieser wichtige Zeitpunkt nahte nun wieder heran, und aus der Stadt und der Gegend wurden dießmal mehrere Gäste geladen als sonst. Schon war ein gemästeter Ochse, nebst Kälbern und Schweinen geschlachtet, der Keller gehörig bedacht, und alles herbeigeschaft, was Genuß und Vergnügen erfordert.

Die

Die langen Pfeifen lagen in langen Schiebekäſtchen bereit, und Knaſter war ſchon in Menge geſchnitten. Noch emſiger war Frau Hellmann beſchäftiget, und hatte Röschen zum Beiſtand, die nöthige Vorbereitung zu treffen, damit die Speiſen und Kuchen nach Wunſche geriethen. Da ſtanden viele Gefäße mit Butter, und Körbe mit Eiern, und große Kaſten mit Mehl; dort ſah man kleine und große Roſinen in geräumigen Näpfen, und Mandeln, und theure Gewürze zu den mancherlei Arten von Kuchen. Was war da nicht alles zu thun, den lang beſtandenen Ruhm zu behaupten! Faſt eine Woche verging mit bloßen Zurüſtungen, und die Arbeit der letzteren Tage war ärger als Frohndienſt. Frau Hellmann zeigte ſich unverdroſſen bei ihren vielen Geſchäften, aber Röschen war

nicht mehr so munter dabei, als andere Jahre. Sie hing das Köpfchen zur Rechten und Linken, und hätte lieber die ganze Kirmse verhindert; denn unter andern Gästen war auch der Doctor geladen.

Niemand schien froher im Hause als Hellmann. Man merkte gar deutlich, daß ihm der letzte Tag zu langsam verstrich. Er rückte alles, was er schon mehrmals geordnet, wieder vom Platze, um das Vergnügen zu haben, es nochmals zu ordnen. Wider seine Gewohnheit kam er öfters gelaufen, nach dem geknetenen Teige zu sehen, ob er sich hebe, und dann nach dem Ofen und den aufgetriebenen Kuchen, und immer wußte er noch das und jenes dabei zu empfehlen. Meinhold sah wohl, daß der vornehme

Schwie-

Schwiegersohn den guten Hellmann so aufgeräumt mache, und konnte ihm deswegen nicht böse seyn; doch zitterte er vor dem morgenden Tage, wenn etwa der Doctor vor der ganzen Versammlung das Jawort erhielte, und Röschen sich sträubte und ihre Liebe zu ihm vor dem Doctor und allen Gästen gestünde. Davor war ihm nun wirklich noch bänger als vor dem mächtigen Ausspruch des Vaters; denn er hatte bereits sich in sein Schicksal ergeben. Noch am Abend bat er Röschen so dringend, sich in den Willen der Aeltern zu fügen, daß sie weinend ihm Vorwürfe machte, als wünsch' er wohl gar, ihrer los und ledig zu seyn, um sich ein anderes Mädchen zu suchen: aber Meinhold betheuerte, daß sie mit solcher Vermuthung ihn tiefer noch kränke, und daß er niemals ein anderes Mädchen

lieben

lieben könne wie sie. Da küßte ihn Röschen so herzlich und warm, wie sie noch nie ihn geküßt, und beide wünschten sich eine ruhige Nacht, und schieden mit bänglichem Zögern, und drückten sich immer vom neuen die Hände.

Der gefürchtete und erwartete Morgen brach endlich an, für Meinhold und Röschen mit langsamem Schimmer (denn beide hatten nur wenig geschlafen,) aber für Hellmann und seine geschäftige Gattin in vollem überraschenden Lichte. Die Gäste waren zum Frühstück bestellt, um alsdann mit in die Kirche zu gehen, und die Predigt des Herrn Magisters zu hören, der stets so gefällig war, erst dann zum letzten Male lauten zu lassen, wenn alle Gäste beisammen waren, und Hellmann nach vollendetem Frühstück das

Zeichen

Zeichen ertheilte, daß alles bereit sei, das Fest der Kirche zu feiern. Drum war vorher noch manches zu thun, um die Gäste gehörig empfangen zu können. Frau Hellmann besetzte einen großen Tisch mit Kaffeeschaalen, indessen ihr Gatte auf einem andern die dicken und dünnen Kuchen in Rangordnung stellte.

Röschen hatte nur mit sich selbst zu thun; sie konnte dießmal mit ihrem Putze nicht fertig werden, denn immer entfiel ihr vor lauter Aengstlichkeit ein Stück nach dem andern. Der arme Meinhold pflückte indessen die letzten Pflaumen, die er so sorgsam für Röschen bewahrt hatte, von den verdeckten Bäumen hinter der Scheune, und legte die frischesten darunter für sie besonders; denn er meinte, die Gäste könnten sich wohl mit

den

den geſchrumpften begnügen. Als er ſo pflückte und ſonderte, fand er ein zuſammengewachſenes Pärchen, und indem er es ſeufzend betrachtete, kam eben Röschen gelaufen, ihn noch einen Augenblick ohne Zeugen zu ſehen. Da reichte er ihr die ſchönſten der Pflaumen mit den Worten: dieß ſind die letzten, die ich dir pflücke; dann gab er ihr mit trauriger Miene das Zwillingspärchen, und ſagte voll Wehmuth: wer weiß, was dieſes Pärchen heute bedeutet! Entſchloſſen ſchüttelte ſie den Kopf, und drückte ihm ſchweigend die Hand; drauf eilte ſie fort, ihm nicht ſehen zu laſſen, daß ihr die Augen voll Waſſer ſtanden, und um auch den Gäſten keine rothgeweinten Augen zu zeigen.

Alles war nun bereit, und Hellmann ſtand wartend am Fenſter, ob Niemand noch

noch komme, denn die Gäſte blieben ihm lange. Ein geputzter Reiter machte endlich den Anfang: es war der Doctor. Hellmann empfing ihn wie immer mit vieler Freundlichkeit, doch Röschen ſchlich ſich davon. Drauf kamen zwei Kutſchen mit Stadtleuten gefahren, dann einige Carriolen aus der Nachbarſchaft; doch viele der Gäſte kamen zu Fuß, und alle wurden freudig bewillkommnet. Unter ihnen befand ſich auch Meinholds Mutter, eine redliche Wittwe, die Hellmann heimlich geladen hatte, um ihrem Sohne eine Freude zu machen; denn dieſer liebte ſie ſehr. Frau Hellmann und Röschen hatten vollauf zu thun, die leeren Schaalen zu füllen, und Teller mit Kuchen zu reichen, die Hellmann nun erſt bei voller Verſammlung zerſchnitten hatte. Dazwiſchen ſprach man viel von Beſchwerden

und

und Ehre, vom Wetter, und von der Güte der Kuchen; allein der Doctor ſah nur auf Röschen, und drehte ſich hin und her, ihr überall in den Weg zu kommen, und ihr etwas Schönes zu ſagen.

Als Niemand von den angefüllten Tiſchen weiter begehrte, da winkte Hellmann dem wackern Schulmeiſter des Dorfes, die Glocken zuſammen ſchlagen zu laſſen. Die ganze Verſammlung machte ſich nun auf den Weg zur Kirche, und alle Bauern begafften die glücklichen Gäſte, und ſchienen ſich an ihre Stelle zu wünſchen. Der Herr Magiſter hielt eine treffliche Predigt, die von Allen geprieſen ward, weil ſie ſo kurz war. Man erwartete ihn vor der Kirche, ihm das verdiente Lob zu ertheilen, und Hellmann erinnerte dann, er möge mit der

Frau

Frau Magiſterin und Fiekchen recht bald zur Geſellſchaft ſich finden, welches er auch nach abgelegtem Prieſterrocke freundlichſt verſprach.

Der Zug ging nun durch einen beträchtlichen Umweg zwiſchen fiſchreichen Teichen auf Dämmen, die mit ſchönen Alleen von Obſtbäumen beſetzt waren, nach dem Hofe zurück. Es war ein herrlicher Herbſttag, der manchen Tag im Sommer beſchämte. Auch kam den Gäſten ein wenig Bewegung zu Statten, denn ſie hatten dann eine Mahlzeit vor ſich, wie ſie nur ſelten auf Hochzeiten vorkömmt. Man zerſtreute ſich demnach in dem geräumigen Hofe, die Scheunen und Ställe zu beſehen, und gruppirte ſich einzeln umher, von der Wirthſchaft zu reden, vom Beſitzer des Guths, und

von

von dem Vermögen des Pachters, was er durch kluge Wirthschaft erworben. Die Männer rauchten dazu ein Pfeifchen Knaster, und so verging die übrige Zeit, bis Hellmann, dem überall der Gerichtshalter gefällig zur Seite war, der Gesellschaft berichtete, die Suppe sei aufgetragen, wobei er nochmals die Gäste gehörig ersuchte vorlieb zu nehmen.

Während nun alle dem gastfreundlichen Rufe gehorchten, kam eilig der junge Baron, der schon seit einigen Jahren der einzige Besitzer des Gutes war, in den Schloßhof gesprengt, und bat sich bei Hellmann mit vieler Herablassung selber zu Gaste. Ob dieser nun schon den jungen windigen Herrn nicht achtete wie seinen verstorbenen Vater, und sein Besuch ihm einen Theil der Freude verdarb,

die

die er ſich heute auf eine ungezwungene Art zu machen gedachte, ſo wußte er doch auch gegen den gnädigen Herrn einen freundlichen Wirth zu machen, und nöthigte ihn, wie ſichs gebührte, zur oberſten Stelle am Tiſche. Der galante Baron bat ſich das ſchöne Röschen zur Nachbarin aus: doch Hellmann wollte dieß durchaus nicht geſtatten, und auch der Doctor, der unten neben Röschen ſich ſtellte, mußte dem Gebote des Wirths gehorchen, und neben Magiſters Fielchen ſich ſetzen. Es war kein kleines Stück Arbeit, die Gäſte gehörig zu ordnen, denn jeder wollte doch zeigen, daß er wiſſe, was gute Lebensart ſei, zumal in Gegenwart des Barons, der ſich auf feine Sitten am meiſten verſtünde. Die Suppe wird kalt! — rief endlich Hellmann mit lauterem Tone, und machte dadurch dem Rangſtreit ein Ende.

Es erfolgte nun einige Stille am Tische, während welcher die Augen an der Menge von Leckerbissen, von herrlichem Obste, von Kuchen und anderm Gebacknen sich weideten. Die vollen Flaschen ragten dazwischen empor, und spielten so hell in die Augen, daß selbst dem Baron gelüstete, nach eingenommener Suppe das Weinchen sogleich zu versuchen. Mit Kennermiene sprach er ihm zu, und nickte bedächtig; als er das leere Glas wieder zur Flasche gesellte; und Aller Augen waren während der gnädigen Prüfung auf ihn gerichtet gewesen; ja selbst der Herr Magister hatte inne gehalten, den letzten Löffel Suppe vollends zum Munde zu bringen, bis das Urtheil gefällt war. Doch Niemand getraute sich die benachbarte Flasche eher zu öffnen, als bis Herr Hellmann die übrigen Gäste zum zweiten

Male

Male ermahnte, ihre müssigen Gläser zu füllen.

Schon manches Gerichte war nun vorüber, und mancher unter den Tischgenossen bedauerte heimlich die Enge des Magens, oder wünschte sich die kommenden Schüsseln für künftige Tage. Das Glas ward fleißig zum Munde geführt, und die kaum ausgeleerten Flaschen wurden sogleich mit vollen vertauscht. Alles war heiter und fröhlich am Tische, wie Hellmann es wünschte; nur Meinhold und Röschen, die neben einander am untersten Platze saßen, waren von anderer Stimmung, und verbargen sorgsam ihre Verlegenheit unter den Beschäftigungen, denen sich jedes von ihnen zur bessern Bedienung von selbst unterzog. Niemand lachte und plauderte lauter am

Tische

Tiſche als der gnädige Herr Baron, der bereits aus der dritten Flaſche ſich ſchenkte. Der Doctor ſchielte zwar fleißig nach Röschen, doch vergaß er über die Augenkoſt keineswegs die Dinge, nach welchen dem Mund gelüſtete. Endlich kam auch an die Kuchen die Reihe, und nun ſchien es, als wenn Hellmann davon nur einige Stille erwartete, wenn ſich etwa die Gäſte damit den Mund ein wenig geſtopft, um der werthen Verſammlung einen Vorſchlag zu thun, oder ſonſt etwas zu verkünden. Aber da ſtörte ihn auf einmal der plauderhafte Baron, aus deſſen Munde der Wein und unerträgliche Dreiſtigkeit ſprachen. Mit ſtolzer und begnadigender Miene, als könnte der ſichere Erfolg ſeinem Antrage nicht fehlen, hub er laut genug an, daß Jedermann alles deutlich vernehmen konnte:

Für-

Fürwahr, mein lieber Hellmann, ich bin so aufgeräumt heute, daß ich aus Dankbarkeit gern bereit bin, den mit künftigem Jahre zu Ende laufenden Pacht auf andere zwölf Jahre wieder mit Ihm zu verlängern, jedoch nur unter einer Bedingung. Röschen ist schön und gefällt mir: was kümmern mich Ahnen! Ich mache sie noch heut zur Baronin. Der Herr Magister kann gleich nach dem Essen sein Amt verrichten, und unser Handel ist richtig. Er ist ein ehrlicher Mann, und Seine Tochter ist hübsch: das ist mir genug. Auch soll sie beständig bei Ihm auf dem Guthe hier leben, damit die Trennung sowohl den Aeltern als der Tochter nicht schmerze, denn ich bin willens, zuweilen längere Zeit hier zuzubringen wie sonst. Was meint Er nun, Hellmann? Doch bitte ich im Voraus,

alle

alle Weitläuftigkeiten über Stand und Geburt beiſeite zu ſetzen: ich habe alles reiflich erwogen, und will es nun ſo.

Man denke ſich die verſchiedenen Wirkungen, welche des Barons unerwarteter Antrag bei allen Perſonen am Tiſche hervorbrachte. Röschen wollte mit aller Gewalt ſich entfernen, aber ihr Nachbar zur Rechten, der Herr Magiſter, hielt ſie zurück, und wünſchte ihr Glück zu dieſer Erhebung. Die Meiſten ſahen verwundert ſich an, und blickten bald auf den Baron, bald auf die erröhrne Braut, bald auf den glücklichen Hellmann, der ſolche Freude an ſeiner Tochter erlebe. Die größten Augen machte die Frau Magiſterin, und maß in der Stille ihr verſteinertes Fielchen im ſeidenen Schlumper mit Pachters Rös-

Röschen. Der Doctor ward roth und brannte vor Ungeduld, Hellmanns Antwort zu wissen; und ein wohlhabender Krämer, der gegen baare Bezahlung die Eingeweide der Kuchen geliefert, und Röschen für seinen ältesten Sohn zu erschnappen gedachte, kitzelte seinen Verdruß mit der Gabel auf den neuen zinnernen Teller. Meinhold ermannte sich, seinen Gram zu verbergen, und zum ersten Male während des Essens einen Blick auf Röschen zu werfen.

Hellmann allein hatte den gnädigen Willen des Herrn Baron mit gleichgültigem Lächeln vernommen. Er nahm nun das Wort, und aller Gäste Augen hingen begierig an seinem Munde. Ihro Gnaden belieben mit Ihrem Diener zu scherzen, sprach er bescheiden: so wenig

der hoch empor ragende Eichbaum sich mit dem niedrigen Erdbeerstrauche vermählt, eben so wenig kann ein Baron des heiligen römischen Reichs eine ländlich erzogene Pachterstochter zur Ehe begehren. Gesetzt aber auch, es trüge sich ein so seltsamer Fall in wirklichem Ernste zu, so würde ich doch so viel Gnade verbitten; denn meine Tochter paßt eben so wenig zu einem Baron, wie ihre Mutter und ich. Ihro Gnaden haben mich aber nur auf die Probe gestellt; denn wie könnten Sie so etwas wohl ernstlich meinen, da gewiß keine Gräfin sich weigern wird, einem so hochlöblichen Reichsbaron ihre Hand zu reichen.

So lieblich auch diese Worte dem Herrn Baron in den Ohren erklangen, so hielt er doch alles für gebührende Demuth;

muth; er war zu billig, um Hellmann nicht zu entſchuldigen, daß er eine ſo verweigernde Sprache führe, da er ſeinen gnädigen Ernſt, bei Lichte beſehen, allerdings nur für Scherz nehmen mußte. Er erklärte ſich alſo, damit er Zutrauen faßte, noch ſtärker, und nahm die ganze Verſammlung zu Zeugen, daß es ſein wirklicher Ernſt ſei. Zwar kenne ich einige Gräfinnen, ſprach er mit Zuverſicht, unter denen ich wählen dürfte: allein ich laſſe mich gern von meinem Eigenſinn leiten; kurz ich fühle mich heute nun einmal geſtimmt, ſein ſchönes Röschen zur Frau Baronin zu machen.

So bitte ich nun Ihro Gnaden eben ſo ernſtlich, ſich dieſen heutigen Eigenſinn vergehen zu laſſen, erwiederte Hellmann mit einigem Nachdruck. Mit meinem

nem Willen soll sie nicht adelich werden; und meinem Röschen muß ichs zum Ruhme nachsagen, daß sie zu klug ist, solchen Dünkel zu hegen. Ich kenne sie drauf, daß sie keinen andern Wunsch hat als ich. So jung sie noch ist, so hat man mir doch ihretwegen schon manchen Antrag gemacht, wogegen ich weniger einzuwenden gehabt, hätte ich nicht stets dabei ihr wahres Beste zu Rathe gezogen, und daher auch bereits meinen festen Entschluß genommen. Um nun allen weiteren Werbungen auf einmal ein Ende zu machen, erkläre ich daher vor der ganzen Versammlung daß ich mein Röschen so eben förmlich verloben will. Und hiermit stand er auf, und ging zu einem nußbaumenen Schranke, den schon bereit gehaltenen Mahlschatz zu holen.

Wie

Wie mannichfaltig war nicht der Eindruck, den Hellmanns Erklärung plötzlich hervorbrachte! Röschen hielt ein Tuch vor die Augen, und wäre gern vom Tische gegangen, hätte ihr nicht der Vater liebreich zu bleiben befohlen. Ihr Busen klopfte vor gewaltiger Angst, und Meinhold zitterte wie ein Fieberkranker. Der Herr Baron zog spöttisch den Mund, und suchte den ganzen Handel ins Lächerliche zu ziehen. Die Neugier der übrigen Gäste war auf das höchste gespannt, und alles sah auf den Doctor, der seine Freude kaum in Schranken zu halten vermochte. Frau Hellmann allein blieb ruhig am Tische, weil sie mit ihres Mannes Gesinnung vollkommen bekannt war.

Mit sichtbarer freudiger Rührung trat nun Hellmann wieder an seinen Platz,

Platz und legte zwei zusammengewickelte Papiere vor sich hin auf den Teller. Mein gutes Röschen, sprach er mit weichherziger Stimme, ist mein und meiner Gattin einziges Glück: wie sollten wir beide nicht wünschen, sie so vollkommen glücklich zu sehen als möglich. Noch weiß sie es selbst nicht, wem ich heut mein bisheriges Recht auf ihre zärtlichste Liebe verschenke: aber ich bin im Herzen überzeugt, sie wird es mir danken, und gewiß so glücklich seyn, wie ihre Aeltern es wünschen. — Hierauf zog er aus dem einen Papier eine schöne goldene Uhr mit stählerner Kette hervor, und trat nun zu Röschen. Hier, meine geliebte Tochter, sprach er mit zärtlichem rührenden Tone, gieb deinem braven Meinhold diese goldene Uhr zum Unterpfande, daß du ihm nun auf ewig gehörst;

hörst; und du, mein Sohn, hänge dieſe goldene Kette deiner lieben Braut um den Hals. Ich wußte, daß ihr euch liebtet: umarmt euch nun vor Vater und Mutter.

Meinhold und Röschen waren vor Schmerz und Freude beinahe von den Stühlen geſunken. Noch ſaßen ſie unbeweglich da, als der Herr Magiſter ihre Hände ergriff, und ſie mit einem bibliſchen Spruche in einander fügte. Biſt du zufrieden mit meiner Wahl? fragte hierauf der Vater ſchmeichelnd ſein theures verſchämtes Töchterchen, und ſtreichelte ihr die glühenden Backen. Oder willſt du etwa lieber den Doctor? ziſchelte er ihr ſcherzend ins Ohr. Da erhob ſich Röschen mit Feuer, und warf ſich ihm um den Hals, und weinte Thränen des Danks und der Freude. Dann lief

lief sie zur Mutter, und verbarg ihr heißes Gesicht an ihrem liebenden Herzen. Auch Meinhold stand nun vor Hellmann, aber das Übermaaß seines Glücks machte ihn stumm; Thränen der unaussprechlichsten Rührung liefen ihm von den Wangen. Da drückte ihn Hellmann selbst an seine Brust, und sagte laut, daß Alle es hörten: Sei ferner so brav; dein redliches Herz verdient eine solche Belohnung.

Die meisten am Tische trockneten sich die wäßrichten Augen, und freuten sich laut des rührenden Auftritts. Nur Meinholds Mutter war zu heftig gerührt, um sich sogleich zu erholen, denn die Freude hatte sie zu sehr überrascht. Röschen hing sich auch ihr um den Hals, und versprach ihr mit dem Ausdruck des

wahren

wahren kindlichen Gefühls, ſie als eine zweite Mutter zu lieben. Der Krämer, der ihr zur Seite ſaß, wußte nicht recht, zu welcher Miene er ſich entſchließen ſollte, und zog das Weinglas zu Rathe. Der Doctor war unter allen am übelſten dran, und begann von Proceſſen zu ſprechen, um ſeine Verlegenheit zu verbergen. Der Baron fand endlich die ganze Komödie, da der Knoten gelöſet war, etwas ermüdend, und erwies ſeinem Gerichtshalter keinen geringen Gefallen, als er ihn bat, ihn nach der Stadt zu begleiten. Beide erhoben ſich ſtill, und ſchlichen nach vornehmer Sitte zur Thüre hinaus, ohne daß es Hellmann eher bemerkte, als bis er das Klappern von den Hufeiſen der Pferde vernahm.

Die beiden Verlobten mußten ſich nun an die oberſten Plätze des Tiſches ſetzen. Der Jubel ward wieder laut; die Gläſer klangen an allen Ecken, und das beſtändige Glück der Verlobten war die allgemeine Loſung geworden. Darauf nahm Hellmann wieder das Wort, und wußte viel zu Meinholds Lobe zu ſagen, und wie er ſo ehrlich geweſen ſei, ſein Röschen ſelber zu bitten, ihn ja zu vergeſſen, und ſich ganz in den Willen der Aeltern zu fügen. Dann nickte er freundlich zu Meinhold, und fragte, ob er nun wohl für Röschen die Pflaumen zum letzten Male bewahret? Da gedachten beide des Huſtens, den ſie aus dem Deichſelloche der Scheune vernommen, und drückten ſich lächelnd die Hand; und mit der Rechten zog Röschen das Pflaumenpärchen aus ihrer Taſche, und wies

es

es heimlich unter dem Tiſche dem überglücklichen Meinhold. Indeſſen hatte Frau Hellmann auch Röschens Verdienſte geprieſen, und verkündigte laut die Hochzeit auf künftige Pfingſten; denn, ſagte ſie ernſtlich, ein Mädchen muß ihren Brautſtand genießen; es thut ſo wohl, eine Braut zu heißen, und Frau wird ſie dann immer noch zeitig genug.

Die Gäſte vermochten nun wirklich nicht länger zu ſitzen. Man wünſchte ſich eine geſegnete Mahlzeit, und dankte für alles genoſſene Gute, bis Kaffee und Kuchen eine neue Gelegenheit gaben, ſchon wieder etwas zu genießen. Die Männer nahmen alsdann die langen Pfeifen zur Hand, und paßten die farbigen Federkiele daran, indeſſen die Weiber ein langes und breites über die frohe

Be-

Begebenheit ſchwatzten, von welcher keine von ihnen, wie ſie ſelbſt behaupteten, ſich hätte träumen laſſen. Der Krämer allein war noch etwas muckiſch über ſein fehlgeſchlagenes Plänchen; doch vergaß er es endlich am Solotiſche, weil ihm die beiden Wenzel heute ſo günſtig waren. Die frohen Aeltern hatten ſich das und jenes zu ſagen; und Meinhold und Röschen beſuchten mittlerweile die wichtigen Plätzchen im Garten und hinter der Scheune, wo ſie ſich ihre Liebe zuerſt entdeckt, und wo ſie ſo innig mit einander getrauert hatten. Dann blickten ſie dankbar gen Himmel, und küßten einander immer wieder ſo herzlich, als wär' es noch niemals geſchehen.

So verging endlich der glückliche Tag unter lauter Vergnügen, und nie legten

ſich Meinhold und Röschen froher zu Bette. Am andern Morgen hatte Hellmann die jungen Leute des Dorfes auf ſein eignes Guth zu jenen geladen, und Muſikanten zum Tanze beſtellt. Frau Hellmann, die den lieben Schwiegerſohn lange ſchon mütterlich liebte, verglich ihn mit den jungen Burſchen umher, und fand darunter keinen ſo liebenswürdig wie ihn. Eben ſo lobte Frau Meinhold das reizende Röschen, und pries ſie vor allen Mädchen, die ſie in ihrem Leben geſehen, als das ſchönſte und beſte. Doch Niemand wußte den Werth eines jeden ſo gut zu beſtimmen, als Röschen und Meinhold ihn wechſelſeitig ihren Müttern erklärten. Alles dieß knüpfte das feſteſte Band zwiſchen ihnen, und Meinholds Mutter mußte von nun an, weil Hell-

mann es wollte, bei ihnen zu leben verſprechen.

Pfingſten kam endlich heran, und die Hochzeit ging eben ſo fröhlich vorüber, als vormals der Tag der Verlobung. Aeltern und Kinder machten von nun an nur eine Familie aus, und Meinhold blieb immer ſo thätig und gut wie vorher. Der junge Baron mußte Schulden halber das Guth verkaufen, und Hellmann ließ es nicht weg. Alles blieb demnach im vorigen Zuſtande, außer daß Hellmann itzt Eigenthümer des Guthes war, welches er vorher nur in Pacht hatte, und daß Meinhold und Röschen die lieben Aeltern mehr mit Enkelchen als mit der Wirthſchaft beſchäftigten. Die Liebe des glücklichen Paares ſchien immer noch ſtärker zu

werden,

werden, und die Pflaumen hinter der Scheune wurden noch eben so sorgsam geheget wie sonst. Noch viele Jahre sprach man von der fröhlichen Kirmse; und in der ganzen Gegend umher behielten die Kuchen von Wallendorf den längst behaupteten Ruhm.

Das Amfitheater zu Verona.

Das Amfitheater zu Verona.

Es traf ſich gerade, daß ich auf meiner Rückreiſe durch Italien in der nämlichen Zeit zu Verona anlangte, als Joſeph der Zweite nebſt dem Könige und der Königin von Neapel in dieſer venetianiſchen Stadt eintrafen, von wo ſie alsdann ihre Reiſe nach Wien weiter fortſetzten. Die Republik Venedig, der es kund geworden war, daß ſämtliche Majeſtäten daſelbſt einen kurzen Aufenthalt nehmen würden, ging nach erhaltener Gewißheit

ſehr

ſehr ernſtlich mit ſich zu Rathe, womit ſie wohl Allerhöchſte Perſonen auf eine anſtändige Weiſe zu unterhalten vermöchte. Die Nobili di Venezia ſannen vorläufig bei ihren Spaziergängen in und vor den Hallen des Palazzo auf das und jenes; aber es ward ein Gedanke nach dem andern verworfen. Ein Wettrennen mit Gondeln war auf dem Adige nicht wohl anzuſtellen: ein Feuerwerk mit Illumination war für beide Potentaten, davon der eine dergleichen weit beſſer ſelbſt geben konnte und der andere bei ſeinem Nachbar Veſuv viel natürlicher geſehen hatte, nicht wohl ſchicklich: und eine Jagd anzuordnen ſchien die Zeit viel zu kurz, weil man erſt in andern Ländern Wildpret und Haſen hätte müſſen einfangen laſſen, um ſie zu dieſem Behuf auf republikaniſchem Re-

viere

viere auszusetzen. Es ward zwar auch an ein Pferderennen gedacht; aber man fand dieß doch nicht festlich genug, und übrigens besann man sich hinter drein, daß die gesamte Ritterschaft mit Pferden nicht zum Besten versehen sei. Mit Opern war eben so wenig zu thun, denn die besten Sänger und Sängerinnen waren, wie die Sommervögel, ins Ausland gezogen; und Komödien wurden des Besuches nicht einmal werth geachtet. Es war demnach guter Rath theuer, was für ein Fest man so erhabenen Gästen zu Ehren würde geben können. Doch alle diese Berathschlagungen waren nur patriotische Besorgnisse junger Senatoren, die zu so wichtigen Veranstaltungen nichts zu sagen hatten — ein Umstand, worin die eigentliche Ursache lag, weswegen sie sich den

Kopf desto angelegentlicher darüber zerbrachen.

Die Behörde, welche in solchen Dingen zu verordnen hatte, war weit weniger darüber verlegen. Das alte römische Amfitheater, dem Verona noch lange einen großen Theil seiner Berühmtheit verdanken wird, schien ihr eine vortrefliche Gelegenheit zu einem äußerst interessanten Schauspiele zu geben. Allerdings ist das Amfitheater selbst schon deswegen sehr merkwürdig, weil der berühmte Maffei dafür gesorgt hat, daß es noch heut zu Tage in einem so guten Zustande erscheint. Man glaubt sich auf einmal in die Zeiten der alten Römer versetzt, und denkt sich dabei ihre Spiele nebst den Sitten und dem ganzen Costume der Versammlung. Ob es noch

Steine

Steine an demselben giebt, die von römischen Händen und Füßen berührt worden sind, möchte schwer zu entscheiden seyn; denn allerdings ist es diesem Amfitheater eben so gegangen, wie vielen römischen Brücken, die nach und nach durch die vielen Ausbesserungen wohl mehrere Male eine gänzliche Umschaffung erlitten haben, und ihre römische Titulatur dennoch fortführen. Im Grunde scheint also nur die Form erhalten zu seyn, wie es der Fall bei mehreren Dingen ist, und damit muß man sich hier begnügen, zumal da es sich auf den antiken Steinen wirklich nicht weicher sitzt als auf den neuern. Will man doch behaupten, daß unser Körper nach zehen Jahren auch nicht mehr der nämliche sei, der er vorher war! Und doch bemerken wir eben nicht, daß uns bald einmal ein

Arm,

Arm, bald ein Bein, bald der Sitz des Verstandes restaurirt würde.

Genug dieses alte römische Amfitheater wurde dießmal sehr schicklich zum Schauplatz einer Feierlichkeit ausersehen, womit man Höchstgedachte Gäste nicht übel zu bewirthen glaubte. Der Gedanke selbst, so wie er, gleich Minerven, wiewohl noch nicht völlig gerüstet, dem Haupte der hohen Republik entstieg, schwebte erhaben genug empor, so lange er noch mit keinem Körper befangen war: aber freilich mußte er nach und nach wieder zur Erde herab sinken, als die innere Leere desselben von gemeiner Luft erfüllet wurde. Der Schauplatz stand da, in der schönsten Witterung der Phantasie: aber wer sollte die Athleten und Gladiatoren ersetzen? Die Sbirren

der

der erlauchten Republik waren zu gymnastischen Spielen nicht abgerichtet, sondern nur zum Spioniren geschickt, und befugt, die ankommenden Fremden, der Contrebande wegen, von allen Seiten in den Lagunen anzufallen, um dadurch sie und sich an ernsthaftere Angriffe auf dem Meere selbst zu gewöhnen. Dennoch brauchte man moderne Stellvertreter, da es an antiken Schauspielern gebrach. Wer hätte also dazu geschickter seyn können, als die zweigehörnten Pflüger der Erde, die überdieß schon wegen ihrer Tapferkeit und mancher andern vortreflichen Eigenschaften, von den Alten mit großer Achtung beehrt wurden. Kurz, alle die einzelnen in Reihe und Glied gestellten Ideen zu einem Nationalfeste, das freilich nirgends so rühmlich gegeben werden konnte, wo man nicht ein ähnliches

liches Amfitheater hatte, ſtellten den Plan zu einer Stierhetze dar.

Der Spielraum, den man noch bis zur Ankunft ſämtlicher Majeſtäten hatte, ward weislich benützt, die gehörnten Kämpfer ihrer natürlichen Sanftmuth ſo viel als möglich zu entwöhnen, und die ſchlauen Gegner gehörig abzurichten. Endlich aber erſchien der merkwürdige Tag, an welchem voraus beſtimmt war, daß Hunde über Stiere Triumf halten ſollten. Faſt ganz Verona drängte ſich in das Amfitheater hinein, und doch enthielt es immer noch Raum genug für Nachbarn und Fremde, die aus der Gegend herbei geeilt waren, das große Schauſpiel in Augenſchein zu nehmen. Wirklich rechnete man die darin befindlichen Zuſchauer auf zwei und zwanzig tauſend,

tauſend, und es ſchien, als hätte man die Zahl nicht zu groß angegeben. Der Anblick einer ſo großen Menge von Menſchen durch einander, die in lauter ovalen, ſich immer erweiternden Kreiſen, bis an den oberſten Rand hinan ſtanden, gewährte in der That ein ſeltenes Schauſpiel. Alles war in lebhafter Bewegung und ſtaunte die bunte Menge von Menſchen an. Jeder derſelben ſchaute neugierig umher, indeß er ſelbſt wieder Andern zur Schau diente.

So verging beinahe eine Stunde, während welcher die länglichten Kreiſe ſich immer mit Menſchen verdickten, bis endlich die gekrönten Herrſchaften in den für ſie beſtimmten Schranken erſchienen, und das heroiſche Schauſpiel ſeinen Anfang nahm. Die Kampfrichter traten

nunmehr in leichter weißer Kleidung auf dem Schauplatz einher, begaben sich durch den engen bedeckten Gang nach dem friedlichen Aufenthalte der überlisteten Stiere, und führten den schwächsten darunter in den geöffneten Circus. Man sah ihm an, dem armen Betrogenen, daß er nicht kämpfen würde, wenn man die Wahl ihm ließe, auf einem Kleefelde zu weiden, oder der Bahn der Ehre zu folgen. Indem fingen die Schwärmer an zu sprühen, die man ihm an Hörnern und Schwanze fest gebunden hatte, und es schien in der That, als ob er diesen Spaß etwas ungnädig vermerkte; aber das Zerplatzen der Schwärmer brachte eine solche Veränderung in ihm hervor, daß sein voriger Unwille sich plötzlich in philosophische Gelassenheit verwandelte. Doch auch diese hielt nicht lange wieder; denn

denn nun ward ihm ein muthiger Gegner zugeführt, der so lange gehalten wurde, bis Stier und Hund einander die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt hatten. Rasch fiel dann der schnellfüßige Kämpfer den stutzigen Helden an, der ganz auf seine Flucht bedacht schien, sich aber noch eben zu rechter Zeit besann, und seinen Gegner dergestalt bewillkommnete, daß er, ohne Luftmaschine, wider seinen Willen, einen ziemlichen Bogen über ihn hinweg setzen mußte. Vermuthlich hatte dieser Hund, aus Mangel an Erfahrung, dergleichen Fälle bei seinen zuversichtlichen Angriffen nicht mit berechnet: es schien ihm auf einmal alle Lust zum Kampfe vergangen zu seyn; und seine Stelle ward sogleich mit einem andern ersetzt, der etwas vorsichtiger zu Werke ging, sich eine Weile mit seinem

ſtarken Gegner herumtummelte, dann ebenfalls, gleich ſeinem Vorgänger, einen unwillkührlichen Luftſprung machen mußte, aber ſich plötzlich wieder ſammelte und den Stier mit ſolcher Schnelligkeit angriff, daß er ihn bei dem Ohre faßte, ehe er ſich deſſen verſah. Ein allgemeiner Jubel erhob ſich hierauf im Amphitheater, denn der Stier war beſiegt. Die Kampfrichter ſprangen hinter den hölzernen Piedeſtalen, auf welchen Blenden von hölzernen Standbildern prangten, eilig hervor, damit der Sieg nicht wieder abgeſchüttelt werden möchte, bemächtigten ſich auf beiden Seiten des Stiers, brachen den Hund aus, und führten nun den Beſiegten mit blutendem Ohr durch den nämlichen Gang zurück, durch welchen er war herein gebracht worden, indeß auch der Sieger,

zu tiefer Kränkung des Stiers, unter vielem Beifalltlatſchen der Zuſchauer hinweg getragen wurde.

Nach einer kleinen Pauſe ward der zweite Stier auf den Kampfplatz gebracht, und es erging ihm nicht beſſer. Faſt die nämlichen Auftritte ereigneten ſich mit dem dritten und vierten. Die Schwächeren jeder Parthei erſchienen zuerſt, und waren abſichtlich für einander gewählt. Der Unterſchied, der etwa bei dieſen erneuerten Auftritten Statt fand, betraf hauptſächlich den Wechſel der Hunde, der zuweilen öfterer nöthig wurde, je nachdem ſie ermüdet waren, oder von den Waffen ihres Gegners zu viel gelitten hatten. Das Publicum nahm immer gleichen Antheil daran, und frohlockte laut, wenn es endlich einmal

wieder einem frischen Hunde gelang, den abgematteten Stier beim Ohre zu fassen und fest zu halten.

Noch waren zwei Stiere zu besiegen, und das Schauspiel selbst fing an ziemlich langweilig zu werden, als es auf einmal durch die beiden letzten Helden wieder ein lebhaftes Interesse gewann. Man sah es schon an den Vorbereitungen, daß es mit dem fünften Stiere etwas mehr zu thun geben würde. Auch schien er sich ein wenig zu sperren, auf dem Kampfplatze zu erscheinen. Kaum aber fühlte er sich in Freiheit, als er auf diejenigen losging, die ihn herein gebracht hatten, gleich als wenn er deswegen seinen Unwillen an ihnen auslassen wollte. Sie hatten in der That Mühe, sich hinter die beträchtlichen Piedestale zu retten, und

und durften ſich nicht blicken laſſen, weil er gleich bereit war, einen Gang mit ihnen zu wagen. Ungeachtet die Schwärmer an Hörnern und Schwanze zugleich losbrannten, ſo ward er doch eben ſo wenig dadurch erſchreckt, als weiland Fabricius durch den Elephanten des Pyrrhus. Er hielt bloß den Kopf ein wenig auf die Seite und horchte, was das Ziſchen und Knattern bedeuten möchte: dann aber achtete er nicht weiter darauf, und aller Grimm ſchien in den Schwanz gefahren zu ſeyn; denn dieſer ſchlängelte ſich ſo trotzig und wild in die Höhe, daß man aus dem wunderlichen Schwunge deſſelben nichts Gutes ahnen konnte. Mittlerweile ward ein tüchtiger Fänger in den Circus gelaſſen, der mit argliſtiger Schnelligkeit gleichſam herbeikroch, um ſeinen Feind deſto ſicherer zu faſſen.

aber der muthige Stier ging ihm entge-
gen und wußte ihn ſo geſchickt zu empfan-
gen, daß er ihn wie einen Ball über ſich
weaſchleuderte. Der Hund raffte ſich
zwar wieder auf, aber man merkte nun
doch, daß er itzt andere Begriffe von
ſeinem Gegner bekommen, als er vorher
hatte. Es währte nicht lange, ſo ward
er, nicht ohne Gefahr vor dem Stier,
hinweggebracht und ein anderer an ſeine
Stelle zum Kampfe gelaſſen. So mu-
thig auch der Angriff deſſelben war, ſo
oft er auch von allen Seiten wiederholt
wurde, ſo lief er doch eben ſo fruchtlos
ab. Der Stier war immer auf ſeiner
Hut, und der Hund mußte ſich endlich
ebenfalls zu einem Luftſprung bequemen,
der ihn zum ferneren Kampfe ungeſchickt
machte. Der dritte fing eben ſo tapfer
an; endigte aber, wie ſeine Vorgänger,

mit

mit einer Niederlage. In der Zwiſchenzeit, in welcher man den vierten Hund herbei holte, ſchaute der Stier wie ein Sieger umher. Es ſchien ihm verdrießlich zu ſeyn, ſich länger mit Hunden zu ſtreiten: er faßte daher den Entſchluß, den Circus zu verlaſſen. Mit einem Male drehte er ſich nach der Gegend um, wo er herein geführt worden war, rannte drauf los, und ſetzte, zu Aller Erſtaunen, über die bretterne Wand hinweg, die noch etwas über drei Ellen hoch war. Da er wieder nach ſeinem vorigen Behältniſſe zugelaufen war, ſo konnte er leicht wieder herbei geholt werden, und dieß erforderten die Geſetze der Ehre, weil er doch einmal beſiegt werden mußte. Damit dieß aber deſto gewiſſer erfolgte, ward er auf der einen Seite geneckt, während von der andern einer der ſtärk-

ſten

ſten Hunde herein gelaſſen wurde, der ihn auch, weil er ihn etwas unvermuthet auf den Hals kam, ziemlich bald bei den Ohren packte. Sogleich ſprangen die Herren Gymnaſtiker herbei, den Hund bei Ehren zu erhalten, und den widerſpenſtigen Stier, der ſich wider ſein Schickſal beſiegt zu werden, ſo gröblich aufgelehnt hatte, für überwunden zu erklären.

Es war nun noch der ſechſte von ſämmtlichen Herren Stieren übrig, deſſen Rang, als der letzte unter ihnen, die größten Fechterkünſte erwarten ließ. Er ward mit Mühe in den Circus herein gezogen, und man merkte an den akademiſchen Stellungen der weißgekleideten Herolde, daß ſie an ſeinem ſcheinbaren Flegma nicht wenig zu ziehen hatten.

Als er in den Schranken angelangt war, ſprangen dieſe bei Seite, und er ſchien Luſt zu haben, ſie zu verfolgen. Aber in dem nämlichen Augenblicke fingen die Schärmer an zu toben und die brennenden Funken regneten ihm auf die Naſe. Er ſchüttelte mit dem Kopfe, und ſcharrte vor Grimm mit dem rechten Fuße, gleich einem muthigen Roſſe. Kurzbeiniger, aber ſtärker als alle, erregte er die allgemeine Erwartung der Zuſchauer, die ein rings im Amfitheater herumlaufendes Gemurmel verkündigte. Noch ſtand er unbeweglich da und ſcharrte; aber ſchon hob ſein furchtbarer Schwanz ſich drohend empor und focht in den Lüften umher, als ein wackerer Hetzhund in gerader Richtung auf ihn zurannte. Ohne ſeinen Standpunkt zu verändern, erwartete ihn der Stier mit ſtolzer Verachtung,

achtung, und kaum trafen sie von vornen mit einander zusammen, als plötzlich der Stier sich herum drehete, und den Hund so gewaltig vor das Maul schlug, daß er mit großem Geheule davon lief. Der Stier verfolgte ihn nicht, sah aber empor wie ein Sieger auf die versammelte Menge, indeß ein anderer tüchtiger Hund, der für ihn besonders bestimmt zu seyn schien, den Angriff erneuerte. Der Hund war gewandt, und faßte ihn schon einmal beim Ohre; aber sogleich schüttelte ihn der Stier wieder ab, fiel auf die Vorderfüße nieder, und rutschte mit seinem schweren Körper über den Hund hinweg, daß er, wegen erlittener Zerquetschung, jämmerlich schrie, und nur mit Mühe auf die Seite gebracht werden konnte. An seine Stelle rannte nun ein dritter herbei; allein er

wagte

waate nur den Stier zu umkreiſen und abzumatten. Da erhob ſich ein freier Britte im Amfitheater, die Ehre der Hunde zu retten, drängte ſich die Stufen hinab, und erbot ſich, ſeinen edlen Hund, einen Bullenbeißer, zur Beſiegung des gewaltigen Stiers, zu leihen. Das Anerbieten wurde mit Dank aufgenommen, denn die Herolde ſchienen verlegen, was mit Ehren zu thun ſei, da ihre ſtärkſten Hunde verſpielt hatten. Der Bullenbeißer erſchien in ſchnellem Galopp, den Kampf zu beginnen; aber kaum hatte er ſeinen fürchterlichen Gegner in der Nähe erblickt, als er mit geſenktem Schwanze noch ſchneller wieder davon eilte, als er herbei gerannt war. Ein allgemeines Gelächter, mit Pfeifen vermiſcht, erſchallte durch das ganze Amfitheater, und es war ungewiß, ob das

Aus-

Auspfeifen dem brittischen Herrn oder Hunde galt. Ersterer wenigstens verließ sogleich das Amfitheater, und ich erfuhr nachher, er habe schleunigst Postpferde gefordert, und sei ohne den Hund abgereiset, der ihn durch seine Feigheit mit solcher Schmach überladen hatte.

Nach dieser komischen Episode verdroß es den Stier, bei dem fortdauernden Gelächter noch länger auf dem Wahlplatze zu verweilen. Auch ihm fiel es ein, sich nach der nämlichen Gegend umzusehen, wo er herein gekommen war, und rannte — aber Niemand versprach ihm, seiner kürzern Beine wegen, das Glück seines Vorgängers — und rannte mit seinen geernteten Lorbeeren die starke hölzerne Wand von einander und nach seinem wohlbekannten Behältnisse zu.

Ein

Ein allgemeiner Jubel ſtieg itzt empor über die Klugheit und Stärke des Stiers; während welchem Zimmerleute herbei eilten, die Schlucht zu ergänzen und ſie mit Balken zu verrammeln. Hierauf mußte der unbeſiegte Stier wieder herein, und auf der Wand wurden Leute mit Knitteln geſtellt, einem zweiten ſolchen Verſuche zu wehren, indeſſen ein neuer Hund ſchon bereit war, den Stier ſogleich zu beſchäftigen; aber auch dieſer wurde kläglich nach Hauſe geſchickt, und darauf verſuchte der zornige Stier, ſich den vorigen Ausgang noch einmal zu öffnen, welches ihm auch, trotz aller Wehrung der dreſchenden Knittel, mit großem Geprasſel gelang.

Nun kratzten die Herolde ſich hinter den Ohren, wie ſie die Scene beendigen ſollten;

sollten; denn es war ein Gesetz dieser modernen Turnierer, daß der Stier schlechterdings besiegt werden mußte. Man hatte nicht wenig Mühe, ihn wieder herein zu schleppen; indessen gelang es; und ein leichtfüßiger schwächerer Hund hatte endlich das Glück, ihn derb bei dem Ohre zu fassen und sich darin zu verbeißen. Die Herolde, die in der Nähe geblieben waren, sprangen jauchzend herbei, und hielten den Stier, um sich des endlichen Siegs zu versichern. Man denke sich nun das allgemeine Beifallgeklatsche, welches von unten bis oben hinaus durch alle Reihen erfolgte! Alles war mit dem prächtigen Schauspiel zufrieden, denn man hatte sich treflich vergnügt.

Die höchsten Herrschaften erhoben sich nun aus ihren Schranken und begaben sich

ſich weg. Die übrige Menge folgte dem Beiſpiel; doch währte es lange, ehe ſie ſich durch die Oeffnungen, die auf allen Seiten in beſtimmten Entfernungen und Höhen angebracht waren, hindurch zu drängen vermochte. Ich verweilte, bis ſich dieſes Gedränge verlor, und freute mich des bunten Gewühles ſo vieler Tauſende, das einen vortreflichen Anblick gewährte. Überhaupt war mir das volle Amfitheater ein majeſtätiſches Schauſpiel, und ich dankte in der Stille den Urhebern deſſelben, wenn ſchon vielleicht die Stierhetze, die auch der Menge ſo wohl gefiel, der Hauptgedanke dabei geweſen ſeyn mochte. Sie gab doch wenigſtens Gelegenheit, ein römiſches Amfitheater voll Menſchen zu ſehen. Ich träumte mich in die vergangenen Zeiten hinein, wo einſt Römer an dieſem Platze

Athle-

Athleten und Gladiatoren bewunderten, und ließ mit willigem Herzen den venetianiſchen Senatoren Gerechtigkeit wiederfahren, daß ihre Stierhetze, ſo wenig ſie auch ſich mit der Veredlung der Menſchengefühle verträgt, doch immer ein weit verzeihlicheres Schauſpiel ſei, als jene barbariſchen Luſtgefechte auf Leben und Tod.

Die Gewissensfrage.

Die Gewiſſensfrage.

Arme unglückliche Agnes, du holde Geſpielin meiner Jugend! Ach! nie vergeſſ' ich dein Bild, wie du dich in deinen glänzenden Feſſeln ſogleich von dem feierlichen Tiſche zu mir wandteſt, und mir im Vorübergehen die ſchmerzlichen Worte zuflüſterteſt: „Nun bin ich geopfert.“ — Ich verließ den fürchterlichen Saal und weinte, und ich ſah dich nie wieder. Du warſt mir ſo herzlich lieb, ohne daß mein Herz von einem beſtimmten Anſpruch auf

dich

dich wußte, wenn ich ihn auch hätte haben dürfen; und ich hätte dich aus dem Feuer gerettet, wenn es der jugendlichen Ohnmacht möglich gewesen wäre! Was auch dann aus dir und mir geworden seyn möchte: ein so giftiger Wurm hätte die Rosen deines Lebens gewiß nie zernagt; und mein Herz, das nichts als die Gewißheit deines Unglücks fühlte, und auch damals noch keinen andern Willen über sich erkannte, hätte vielleicht nie ein Vorwurf darüber gequält.

Aber wie verschieden sind die Beziehungen auf unser Herz in ähnlichen Fällen! — So weh es thut, nicht helfen zu können, so bänglich ist es, in manchen Verhältnissen nicht einmal helfen zu dürfen. Verstand und Herz liegen oft über Pflichten mit einander in Streit; und

und da iſt meiſtens reife Prüfung vonnöthen: denn wo wirklich ein Herz iſt, da neigt der Verſtand ſich nur zu willig zum Herzen, wenn es nach reiner und edler Genugthuung ſtrebt. Allein gewöhnlich hat das Herz dem Verſtande ſchon vorgegriffen, ehe noch dieſer die Umſtände gehörig erwogen, und meiſt iſt alſo die Parthei ſchon genommen, bevor über die Befugniß dazu die mindeſte Bedenklichkeit entſteht. Wo nun das Herz ſich keines böſen Zwecks bewußt iſt, lieſe auch die Handlung ſelbſt dem Ausſpruch des Verſtandes gerade entgegen, da iſt der leiſe Puls des Gewiſſens nicht viel mehr als ein gänzlicher Stillſtand.

Niemand wird läugnen, daß an den Handlungen der meiſten Menſchen das Herz einen ungleich größern Antheil hat,

als der Verſtand. Wie oft freut man ſich einer Handlung, die dem Herzen wohl thut, und die dennoch der Verſtand mißbilligen würde, wenn ſein Erkenntnißvermögen reiner und ſcharfſichtiger wäre. Unzählige Handlungen werden begangen, die ein beſſeres Gepräge haben, als ſie führen ſollten. Da aber aus ſolchen Handlungen, die nur ſcheinbar gut ſind, eine Menge ſchlimmer Folgen entſtehen können, ſo iſt es nicht genug, daß wir uns mit gutmüthigem Irrthum und argloſer Abſicht zu entſchuldigen wiſſen: das moraliſche Geſetz gebietet uns auch ein ernſtliches Beſtreben, unſer Erkenntnißvermögen ſcharfſichtiger zu bilden, damit wir die Befugniß zu jeder Handlung ſtets nach wohlverſtandenen Grundſätzen zu beſtimmen vermögen. Jene Handlungsweiſe hat zwar

nichts

nichts von bösem Willen im Gefolge; aber dennoch kann das Herz dabei sehr unglücklich werden: diese hingegen ist nach einem sichern Ziele gerichtet, und die Ruhe der Seele, dieses unschätzbare Kleinod des Tugendhaften, wird dabei niemals beeinträchtiget.

Wie gefährlich ist es oft, der Neigung des Herzens zu folgen, wenn es sich ohne näheren Beruf in Verhältnisse zu mischen wünscht, deren Lage und Umfang ihm nicht einmal vollkommen bekannt sind. Wie leicht ist es, selbst bei der größten Vorsicht, da noch zu verschlimmern, wo man zu verbessern gedachte. Das Herz hat volles Recht, einen edlen Zweck zu erzielen, aber der Verstand muß vorher entscheiden, in wie fern er, nach reifer Erwägung, einen glückli-

glücklichen Ausgang verspreche, und auch die Mittel gebilliget haben, die zu Erreichung desselben führen. Der Erfolg sei übrigens, welcher er wolle: das Gewissen hat dann nie einen Vorwurf zu fürchten.

Das öftere Andenken an meine jugendliche Freundin Agnes, an die ich niemals ohne Wehmuth denke, und die Erinnerung an eine ähnliche, aber doch immer sehr verschiedene Begebenheit in Rom, die mich damals ungemein beschäftigte, und die auch noch jetzt meiner Einbildungskraft mit allen Umständen jener innigen Theilnahme sehr lebhaft vorschwebt, waren ein sehr natürlicher Anlaß zu dieser Betrachtung. An jener Geschichte, die ich nicht erzählen kann, war ich ein naher und warmer,

aber

aber in aller Rückſicht ſehr ohnmächtiger Theilnehmer; bei dieſer hingegen war ich bloß ein fremder Zuſchauer, der zwiſchen Beſorgniſſen und Rückſichten ſchwankte. Ich will hier den ganzen Vorfall erzählen, ſo wie er mir bekannt geworden iſt, und ich trage kein Bedenken, die Geſchichte meiner Empfindungen, die dadurch ſo lebhaft erregt wurden, drein zu verweben.

Ich beſuchte zuweilen einen jungen Maler von Talenten, der an ſeiner Kunſt wie an einer Geliebten hing. Wir plauderten oft und viel über die Gegenſtände, die ich geſehen hatte, ſo wie über das ganze weitläuftige Gebiete der Kunſt, wozu man dort von allen Seiten ſo viel Veranlaſſung bekömmt. Er lebte ziemlich einſam, und hatte ſich

von

von dem Schwarme junger Künſtler, die ihre Zeit zwiſchen Kunſt und Vergnügen zu freigebig theilten, faſt gänzlich zurückgezogen. Meine Beſuche waren ihm daher lieb, und ich fand an ſeiner Unterhaltung eben ſo viel Vergnügen, wie an ſeinen Arbeiten, die das Gepräge des wahren Talents und eines reinen Gefühls hatten. Die meiſten Male, wenn ich bei ihm war, trat auch die Tochter des Wirths in das Zimmer, machte ſich etwas darin zu ſchaffen, beſah darauf ſeine Arbeit, und ließ ſich dann gewöhnlich in eine ſcherzhafte Unterhaltung ein, die er eben ſo ſcherzhaft erwiederte, ohne daß ihm je etwas ungeſittetes entfuhr, ſo nahe auch zuweilen der Stoff dazu da lag. Das Mädchen war ſehr hübſch, ohngefähr zwiſchen neunzehn und zwanzig Jahren, äußerſt lebhaft,

lebhaft, und ganz gemacht, einen Wüſtling gleich beim erſten Anblick in lichterlohe Flammen zu ſetzen. Aber gerade dieſe Wirkung, welche die ſämtlichen aus ihrem ganzen Weſen geſammelten Züge mehr als zu deutlich verſprachen und — vielleicht auch zu begünſtigen geſonnen ſchienen, konnte mir ſie unmöglich liebenswürdig machen. Ehe ich den jungen Mann näher kannte, glaubte ich wirklich, er fände bloß einen leichtſinnigen Geſchmack an ihr, und ließ das gut ſeyn: aber nach und nach ſah ich, daß ich mich in ſeiner Denkungsart geirrt hatte. Er äußerte oft in ſeinen Geſprächen über Andere ziemlich ſtrenge Grundſätze; Grundſätze, die zum wahren Glück der Liebe und des häuslichen Lebens führen. Deſto auffallender war es mir nun, als ich aus dem ganzen gegenſei-

genſeitigen Benehmen ſchließen mußte, es ſei, wenigſtens von ſeiner Seite, eine ernſtliche Neigung im Spiele, die ſchon eine ziemliche Reife erlangt habe; denn das Mädchen lehnte ſich zuweilen ſo vertraut auf ſeine Schulter, wenn er vor der Staffelei ſaß, und neckte ihn ſo ſchalkhaft, daß ich bei der Art, wie er ſich gegen ſie betrug, glauben mußte, er würde ihr, wenn ich nicht zugegen wäre, Vertraulichkeit und Neckerei gewiß weit zärtlicher und traulicher vergelten.

Wie nun dieſer junge Mann bei ſeinem feinen Gefühl ein ſolches Mädchen im Ernſt lieben, und auf dieſe Liebe, wie ich es doch von ſeinen Geſinnungen erwarten mußte, das Glück ſeines Lebens gründen könne, war mir ein unerklärbares Räthſel. Ich ſcherzte darüber mit ihm,

ihm, um Gelegenheit zu nehmen, ihm meine Gedanken über seine Geliebte zu eröffnen; er wich mir aber so unbefangen aus, und erwiederte meinen Scherz so natürlich, daß ich nicht wußte, was ich davon denken sollte.

Eines Tages besuchte ich ihn ziemlich früh, um ihn zu bitten, mich in die Stanzen des Vaticans zu begleiten. Ich hatte ihm kaum die Absicht meines Morgenbesuchs erklärt, als ein Mädchen in das Zimmer trat, dessen Gestalt und Reiz ich nicht zu schildern vermag. Schlank und zart gebaut wie eine Griechin, und diese reizende Gestalt in ein armes leinenes Gewand gehüllt, aber so bescheiden, als es der knappe Stoff nur immer zulassen wollte, wiewohl die lieblichen Umrisse ihres schönen Körpers von allen

allen Seiten durchschimmerten. Ein vollkommen schönes Oval des Gesichts, in welchem die reine Unschuld einer Madonna mit dem unwiderstehlichen Reize einer Grazie gemischt, das Antlitz eines Engels bildete. Wäre sie mir in den Ruinen eines römischen Tempels erschienen, ich hätte sie für die Erscheinung einer Vestalin gehalten.

Das Mädchen stutzte einen Augenblick, als sie mich gewahr wurde, schien sich aber gleich wieder zu sammlen, und verrichtete in einer halben Minute, ohne wieder aufzublicken, ein kleines Geschäft der Bedienung, worauf sie sich in der Stille zurückzog.

Von keiner Seite war während dieser Erscheinung ein Wort gefallen. Jetzt erst,

erſt, als wir wieder allein waren, ſagte ich zu meinem jungen Freunde: Sie haben ſich nicht übel einquartiert. Bei ſolchen Muſtern von Schönheit, die Sie täglich vor Augen ſehen, muß es ihrem Vorſtellungsvermögen leicht werden, ſich einen ächtgriechiſchen Kunſtſinn zu erwerben. Beſonders wüßte ich nicht, wie Sie glücklichere Muſter um ſich haben könnten, wenn ſie den Herkules am Scheidewege bilden wollten. Er antwortete nur etwas allgemeines darauf; und als ich ihn nachher fragte, wer dieſes ſchöne Mädchen ſei, erwiederte er mit vieler Gleichgültigkeit, es ſei bloß eine arme Verwandtin vom Hauſe. Da er ſo kurz davon abbrach, und ſich ein wenig kalt entſchuldigte, daß er mich nicht begleiten könne, ſo muthmaßete ich, daß ich durch die Anſpielung auf den Herkules

am

am Scheidewege seiner Liebe zu nahe getreten sei und ihn beleidiget habe.

Die Liebe ist wirklich blind, dachte ich bei mir selbst im Hinweggehen. Wie in aller Welt ist es möglich, daß ein junger Mann, der so viel wahres Gefühl für das Schöne besitzt, und gute Grundsätze zu haben scheint, sich in ein so wollüstiges Mädchen ernstlich verlieben, und gegen ein so vollkommnes Geschöpf gleichgültig seyn kann?

Noch am nämlichen Abende sprach ich einen Freund, der sich unter den ältern und vorzüglichsten Künstlern Roms schon längst das Bürgerrecht erworben hatte. Da ich wußte, daß er mit diesem jungen Maler in freundschaftlicher Verbindung gewesen war, und noch immer

mer vortheilhaft von ihm dachte, wenn gleich ein Mißverständniß zwiſchen ihnen obzuwalten ſchien, ſo äußerte ich gegen ihn meine Vermuthung über den entdeckten Liebeshandel, und theilte ihm meine Beſorgniſſe mit. Er ſagte, meine Bemerkungen wären ſehr richtig, aber er könne hiebei nicht das geringſte thun, indem eben dieſes Mädchen den jungen Mann von ihm abgelenkt hätte. Hierauf ſchilderte er mir deſſen theure Geliebte als eine feile Dirne, die nur einen Mann zu fangen ſuche, um dann ihr Weſen deſto freier treiben zu können. „Der Vater,“ fuhr er fort, „deſſen Liebling ſie iſt, begünſtiget ihre Abſicht, weil er dann bei ſeinem Gewerbe deſto mehr Nutzen von ihr zu ziehen hofft. Vor anderthalb Jahren hatte ſie ihr Auge auf mich geworfen, weil ich zuwei-

len

len mit ihr ſchäkerte, und wer weiß, was ich gethan hätte, wenn ich nicht zeitig genug hinter ihren Charakter und ihre Aufführung gekommen wäre. Der Vater trug mir ſie ſelbſt an, und wollte mir ein Quartier in ſeinem Hauſe einräumen; aber ich nahm die ganze Sache für Scherz, und ſagte geradezu, daß ich nie heirathen würde. Seitdem konnte ſie mich nicht mehr leiden, und nun richtete ſie ihr Augenmerk auf dieſen armen Teufel, der endlich ins Haus zog, und ſich in ihrem Garn wahrſcheinlich ſchon ſo verſitzt hat, daß er nicht wieder loskommen wird. Ich habe ihn gewarnt; aber vermuthlich hat ihn das Mädchen wider mich eingenommen, denn ſie wußte, daß wir Freunde waren, und dachte vielleicht, ich möchte ihrem Plänchen entgegen arbeiten. Seitdem kommen wir

nicht

nicht mehr zusammen, und treffen uns auch von ohngefähr nur selten.“

Aber was halten sie von ihrer schönen Muhme? fragte ich ihn. „Potz Wetter!“ rief er aus, „das ist ein ganz anderes Mädchen! Ich gäbe etwas drum, wenn ich sie zum Modell haben könnte. Es ist jedem zu verzeihen, der sich in sie verliebt, er mag seyn, wer er will. Aber das arme Mädchen ist gar übel dran. Ihre Aeltern sind todt, und sie wurde bloß aus schändlicher Absicht ins Haus genommen, weil sie so hübsch war; da sie sich aber nicht fügen wollte, so muß sie nun die niedrigsten Arbeiten im Hause verrichten, und kömmt daher gar nicht mehr zum Vorschein; denn die Tochter, die ihr spinnefeind ist, sieht freilich ein, daß sie von ihr verdunkelt werden würde.

Sie

Sie fügt ihr alles mögliche Herzeleid zu, und macht ihr beim Vater unaufhörlich Verdruß, der sie daher oft mit Schlägen mißhandelt, und seine Frau dazu, wenn sie etwa die Parthei ihrer Nichte nimmt."

Das arme Mädchen! sagte ich. Wer sie doch aus ihrer Sklaverei erlösen könnte! — „Das würde schwer halten" versetzte er: „es wollte sie einer heirathen, der sein gutes Auskommen hatte; aber die Sache wurde hintertrieben, und seitdem wird sie noch härter behandelt. Nicht einmal ins Kloster darf sie gehen, weil ihr schändlicher Vetter, der auch ihr Vormund ist, ein paar Mägde dabei erspart, und ihr nichts weiter, als das Bischen schlechte Kost zu geben braucht."

Das iſt abſcheulich! rief ich aus. So ein herrliches Mädchen! Wie glücklich müßte ein braver Mann mit ihr ſeyn! — „Wer weiß!“ verſetzte mein Freund. „Die Mädchen hier zu Lande ſind meiſt nur aus Klugheit tugendhaft. Haben ſie ſich das Mindeſte zu Schulden kommen laſſen, und auf keine Mitgift zu rechnen, wie es doch bei den Meiſten der Fall iſt, ſo bekommen ſie keine Männer. Als Weiber ſind ſie alsdann gemeiniglich deſto ausſchweifender. Ich hatte vor einiger Zeit ein bildſchönes Mädchen zum Modell, welches mich allemal eine Zechine koſtete. Sie kam nie ohne ihre Mutter, betrug ſich äußerſt ſittſam, und ſtand in dem beſten Ruf. Den Entſchluß, einem Künſtler in ſeiner Werkſtatt als Modell zu dienen, nimmt man hier zu Lande einem armen Mädchen

nicht übel, weil es sich dadurch eine kleine Mitgift erwerben kann. Als dieses Mädchen das letzte Mal von mir wegging, sagte ich scherzend zu ihr, sie möchte mich nun einmal ohne ihre Mutter besuchen. Sie nahm sich dabei, wie sich ein ehrbares Mädchen bei solchen Anträgen zu benehmen hat. Nach geraumer Zeit begegnete sie mir einmal. Sie blieb stehen, und sagte mir, sie sei nun seit vier Wochen verheirathet, und wolle mich itzt gern einmal besuchen, wenn sie mir auf irgend eine Art gefällig seyn könne." —

Man spricht zu viel von der Untreue und Sittenlosigkeit der dasigen Weiber, als daß dieser böse Ruf nicht zu großem Theil gegründet seyn sollte: aber es im Allgemeinen zu behaupten, wäre doch wirklich

wirklich zu hart. Daß jenes bedauernswürdige liebe Mädchen nicht in dieſe Claſſe gehöre, davon war ich völlig überzeugt, und ich hätte mich kühn zu ihrem Vertheidiger aufgeworfen. So widrig mir auch ihre ſchändliche Muhme geworden war, ſo ging ich doch zuweilen hin zu dem jungen Manne, in der Hoffnung, das reizende Geſchöpf wieder zu ſehen. Nur ein einziges Mal glückte mir es, ihr auf der Treppe zu begegnen. Ich redete ſie im Vorbeigehen höflich an, und ſie antwortete mir mit einer ſo beſcheidenen Anmuth, daß der Antheil, den ich an ihr nahm, dadurch nur noch lebhafter wurde.

Ich reiſete darauf nach Neapel. Auf meiner Rückreiſe ſtellte ſich mir ihr Bild mit allem Zauber ihrer Reize dar. Man

freut

freut ſich ja der wahren Schönheit in den Werken der Kunſt: wie ſollte man nicht an einer lebendigen Schönheit noch gröſſeres Vergnügen empfinden, zumal wenn ſie einer ſchönen Seele nur gleichſam zum Schleier dient. Und bei dieſem holden Mädchen war ſie dem reinen ſeelenvollen Ausdruck in der That nur untergeordnet. Aber nicht lange dauerte dieſes angenehme Gefühl, das ihr Bild in mir erregte: ich dachte an die traurige Lage, in der ſie ſich befand, und mein Herz ward auf das theilnehmendſte für ſie erwärmt. Kaum konnte ich begreifen, wo dieſes arme Mädchen unter ſolchen Mißhandlungen die Freundlichkeit eines Engels hernahm, wie ich ſie beim zweiten Male bemerkt hatte. Ich fühlte, ich könnte alles für ſie thun, um ſie glücklich zu wiſſen. Will man dieſen innigen

Antheil

Antheil für Liebe erklären, so habe ich nichts dawider; nur halte man sie für keine solche Liebe, der es um Gegenliebe zu thun war. In Beziehung auf mich hatte ich mir das holde Mädchen noch gar nicht gedacht; denn warum sollte ich es läugnen, da der Wunsch, ein solches Geschöpf zu besitzen, jedem jungen Manne zum Ruhme gereichen muß? Was für Empfindungen in mir hätten entstehen können, wenn ich sie näher gekannt hätte, oder wenn ein gewisses Zusammentreffen von Umständen und Verhältnissen dazu gekommen wäre, das lasse ich dahin gestellt seyn. Genug, damals war meine Theilnahme die uneigennützigste Liebe von der Welt.

„Würde aber dieser Antheil so warm gewesen seyn, wenn das Mädchen nicht

so

so schön gewesen wäre?“ O, auch diese Frage habe ich mir nachher oft gethan, und ich scheue mich nicht, sie mit Nein zu beantworten. Die Schönheit besticht das menschliche Herz immer zu ihrem Vortheil, so lange sie von keiner lasterhaften Seele geschändet wird. Aber hier war sie bloß das Gewand eines höhern unsichtbaren Reizes, welchen nur derjenige zu empfinden vermag, der Sinn dafür hat. Wäre sie minder liebenswürdig gewesen, so hätte sie keinen Eindruck auf mich gemacht; ich hätte dann nicht von ihr gesprochen, und ich würde weder von ihren Tugenden, noch von ihren beklagenswürdigen Verhältnissen etwas erfahren haben.

Das Mädchen muß gerettet werden! wiederholte ich mir von Zeit zu Zeit. Es

ist

ist Pflicht, sie aus den Händen dieser Unmenschen zu reißen, wo ihre Unschuld, ihre Gesundheit, ihr Leben sogar in immerwährender Gefahr ist! Es ist Pflicht, ihr eine glücklichere Lage zu verschaffen, in welcher sie sich ihrer Tugend freuen, in welcher sie vielleicht die Früchte derselben einernten, und durch ihren reinen beseligenden Genuß noch immer vollkommener werden kann.

Dieser Entschluß stand fest, und wer vermag ihn zu tadeln? — Aber die Art und Weise, wie sie gerettet werden könne, lag in den flüchtigen und dunkeln Entwürfen noch unentwickelt. Nach allem, was ich erfahren hatte, schien es nicht wahrscheinlich, daß man sie gutwillig aus dem Hause lassen würde, da man sie selbst Gott vorenthielt. Von Seiten

ihres

ihres Oheims und Vormunds ſetzte ſich der Eigennutz, von Seiten ſeiner Tochter der Neid entgegen, und beide ſtanden in dem laſterhafteſten und hartnäckigſten Bunde mit einander. Ein Verſuch, dieſen natürlichen Weg einzuſchlagen, war unter einer ſolchen Vorausſetzung ſogar gefährlich, weil dadurch auch die übrigen Mittel vereitelt werden konnten, und das Schickſal des armen Mädchens vielleicht noch erſchwert wurde. Die Obrigkeit zu ihrem Vortheil zu gewinnen, ſchien mir in dieſem Lande ein ſehr unfruchtbarer Gedanke zu ſeyn. Waren Thatſachen mit unwiderlegbaren Beweiſen vorhanden? Hatte ich irgend ein Recht, mich in dieſe Familienſache zu miſchen? War ich nicht ein Fremder, der gänzlich unbekannt war? ja, der nicht einmal das Mädchen kannte, deſſen

er

er ſich mit ſo vieler Wärme annahm? Konnte man nicht einen leichten Liebeshandel dahinter vermuthen, den man nicht begünſtigen zu dürfen glaubte? War das Mädchen, wenn man auch die harte Behandlung deſſelben für gegründet hielt, nicht immer noch beſſer in den Händen ihrer Verwandten aufgehoben, als in den Händen eines Ketzers, wo Leib und Seele verdorben werden konnten? Und würden ſich die Verwandten nicht auch zu rechtfertigen gewußt haben? Geſetzt aber auch, die Obrigkeit hätte ſich des armen Mädchens angenommen: war dann nicht das Kloſtergelübde die einzige Hülfe, die man ihr bieten würde? Und konnte mir wohl der Gedanke beikommen, ihr bloß zu einer ſolchen Freiſtätte zu verhelfen?

Es blieb mir also nichts übrig, als das Mädchen ihrem Kerker im Geheim und mit List zu entreißen. Wo sie dann hin sollte, machte mich weiter nicht verlegen, denn ich konnte auf eine Dame rechnen, die sie willig in ihren Schutz genommen hätte, und in meinem Eifer hätte ich wohl noch zwanzig andere Zufluchtsörter für sie gefunden. Aber wie dieß zu bewerkstelligen sei, war freilich keine leichte Frage. Ohne Einwilligung des Mädchens, wäre an sich selbst ein sehr lächerlicher Einfall, und den Umständen nach auch unausführbar gewesen. Sie mußte also nothwendig dieses Rettungsmittel selbst ergreifen wollen. Aber dagegen regten sich nicht weniger Bedenklichkeiten. Das Mädchen kannte mich nicht, und wie hätte sie Gelegenheit gefunden, mich näher kennen zu lernen. Konnte sie wohl

unter

unter ſolchen Umſtänden ſich mir anvertrauen? War nicht dieſe ungewöhnliche Theilnahme vielleicht einer unedlen Abſicht zuzuſchreiben der ſie ſich nicht preis geben durfte? Mußte nicht ſelbſt die Furcht vor den Folgen eines ſolchen Schritts ſie zurückhalten? Ein tugendhaftes Gemüthe ſcheut auch den Schein einer fehlerhaften Handlung, um wie viel mehr dann, wenn es der Tugend damit wirklich zu nahe zu treten glaubt. Bisher war das Bewußtſeyn ihrer Unſchuld, die Reinheit ihres Herzens, ihr einziges Gut, ihr einziger Troſt geweſen: konnte ſie es wohl wagen, auch die Ruhe ihres Herzens aufs Spiel zu ſetzen?

Das alles kreuzte ſich in meinem Kopfe nicht wenig durch einander. Ich hätte viel darum gegeben, wenn der junge

junge Maler das Mädchen ſtatt ihrer ſchändlichen Muhme geliebt hätte: dann wären dieſe Schwierigkeiten freilich gehoben geweſen. Aber unter ſolchen Umſtänden durfte er nicht einmal darum wiſſen. Indeſſen ließ ſich doch kein anderer Ausweg denken. Übrigens war es ja noch nicht ausgemacht, daß ſie in mein redliches Anerbieten Mißtrauen ſetzen würde. Es kam mir nun wieder ſo natürlich vor, daß ſie die Hand, die man ihr ſo uneigennützig darreichte, ergreifen würde. Auf jeden Fall hatte ich dann wenigſtens meine Pflicht gethan.

Auf einmal fiel mir ein, daß ich vielleicht in dem nämlichen Hauſe ein Zimmer bekommen könnte. Dieſer Gedanke machte mir nicht geringe Freude, und ſchlug alle Zweifel in die Flucht. Aber bald

bald ſtellten ſich mir neue Schwierigkeiten von Erheblichkeit dar. Wird es dir wohl zeitig glücken, dacht' ich, das Mädchen zuweilen allein zu ſehen, da ihre bösartige Muhme ſie vor Jedermann zu verbergen ſucht? Und iſt nicht eine nähere Bekanntſchaft mit ihr erforderlich, ehe du es wagen darfſt, ihr einen Antrag zu ihrer Rettung zu machen? Die Zeit, die du noch in Rom verweilen kannſt, iſt ſo kurz! Und die Gelegenheit zu Ausführung deines Vorhabens abzuwarten, iſt dir bei deinen Verhältniſſen ſchlechterdings unmöglich.

Die frohe Empfindung, die jener Gedanke in mir erregt hatte, war durch dieſe Betrachtungen ziemlich wieder verſcheucht worden; indeſſen blieb ich doch bei dem Entſchluſſe, in das Haus zu ziehen,

hen, um wenigſtens den Wünſchen meines Herzens ſo viel als möglich Gnüge zu leiſten. Allein es konnte nicht fehlen, daß ſich mir nun, in dem unruhigen Gedränge, worin ich mich befand, immer mehrere Bedenklichkeiten in den Weg ſtellten, worunter einige auf mich ſelbſt Beziehung hatten. Was wird die Welt dazu ſagen, ſprach ich zu mir ſelbſt, wenn die Geſchichte bekannt werden ſollte? Möchteſt du wohl als ein Mädchenräuber erſcheinen? Und dieß würde doch der Fall ſeyn, wenn du im Hauſe gewohnt hätteſt. Du haſt zu viel Bekannte hier, als daß die Sache verſchwiegen bleiben könnte. Gewiß würde das Gerücht von deiner Entführung mit allerhand romantiſchen Zuſätzen bis zum Orte deines Aufenthalts hindurch dringen, und deinem guten Namen ſchaden;

den; denn wer würde dir glauben, daß du es aus einer reinen guten Absicht gethan habest. Die Welt ist ohnedieß nicht geneigt, das Beste von einer Sache zu denken; und bei deinen Verhältnissen, auf welche du doch in aller Absicht so ernstliche Rücksichten zu nehmen hast, darf es dir keinesweges gleichgültig seyn, in einem nachtheiligen, oder auch nur in einem lächerlichen Lichte zu erscheinen. — Der Gedanke in das Haus zu ziehen, war so gut als aufgegeben.

Die vorigen Schwierigkeiten traten nun mit aller Macht wieder auf. — Und liefe ich nicht auch Gefahr entdeckt zu werden, wenn ich nicht im Hause wohnte? Mußte es nicht überall auffallen, einen jungen Ausländer mit einer schönen

Röme-

Römerin so eilfertig reisen zu sehen, wie es doch gewiß der Fall geworden wäre. Wenn ich nun angehalten würde?

Hier stellte sich mir eine neue Betrachtung in den Weg, welche das Spiel meiner Phantasie ziemlich in Verwirrung brachte. Kann man dich, fing ich nun an zu überlegen, einer guten That wegen gefänglich einziehen und wohl gar bestrafen, so muß sie es doch nicht ganz seyn. Ich unterschied nun allerdings meine Absicht von der That selbst. Jene war und blieb gut; diese aber erschien mir nun freilich, der Art und Weise wegen, strafbar, weil sie unerlaubt und gesetzwidrig war. Es ist wohl keine Tochter, die du ihren Aeltern entführst, sagte ich mir zwar zu einiger Entschuldigung; aber die Handlung bleibt immer unrecht,

theils

theils weil das Mädchen noch keinen ge-
ſetzlich freien Willen hat, theils auch,
weil du die That nicht anders als heim-
lich begehen kannſt. Und ſo wäre ſie,
in ſo fern man die Geſetze der geſellſchaft-
lichen Verbindung ehren muß, wohl gar
pflichtwidrig? — Es war für mich eine
ſonderbare Überraſchung, daß ſich Pflich-
ten einander ſo entgegen ſeyn könnten.

Zwar nicht kaltblütiger, aber doch
gelaſſener überdachte ich nun die Folgen,
die ein ſolcher Schritt haben könnte. Ich
vergaß dabei aller Rückſichten, die in
Anſehung meiner Statt fanden, und
blieb bloß bei dem Gedanken ſtehen, wie
ungleich härter das Schickſal des armen
Mädchens erſt dann werden würde,
wenn ſie nicht in völlige Sicherheit zu
bringen wäre. So leicht uns gewöhn-

lich die erhitzte Einbildungskraft alle Schwierigkeiten überſteigen hilft, ſo ernſthaft ſtellt ſie uns die Beurtheilungskraft von allen Seiten dar. Wie aber dann, ſprach ich bei mir ſelbſt, wenn es nun wirklich gelänge, und das Mädchen in Verhältniſſe käme, wo die Blute ihrer Unſchuld von dem giftigen Hauche der Schmeichelei verſengt würde? Wie dann, wenn ſie bei ihrer Unerfahrenheit getäuſcht, und noch unglücklicher werden könnte, als ſie gegenwärtig iſt? — Dieß war ein ſehr möglicher Fall; und nun fiel mir erſt ein, daß ſie in dem Hauſe der Dame, wohin ich ſie zu bringen gedachte, ungeachtet dieſelbe den reinſten Sitten huldigte, ſo mancher andern Verhältniſſe wegen, gerade nicht am beſten aufgehoben wäre. So leicht es mir anfangs auch geſchienen hatte, ihr noch außerdem

ßerdem da oder dort ein gutes und ſchick-
liches Unterkommen zu verſchaffen; ſo
fanden ſich doch, als es ernſtlicher damit
werden ſollte, immer neue Bedenklich-
keiten. Ja, ſprach ich zu mir ſelbſt,
wenn du ſie unter deiner eignen Obhut
behalten dürfteſt, bis du in Anſehung
deiner That völlig beruhigt ſeyn könnteſt!
Aber das darf ja nun einmal nicht ſeyn.
Und ſie aufs Gerathewohl hinweg zu
führen, oder ſie ganz ihrem Schickſale zu
überlaſſen, wäre doch ſehr übereilt von
dir gehandelt. Könnte dann wohl das
Bewußtſeyn deiner That etwas beruhi-
gendes für dich haben? — Ich ſah nun
freilich ein, was aus der Unrechtmäßig-
keit der Handlung für meine Gemüths-
ruhe erfolgen konnte. Hätte ich der ar-
men Bedrängten durch irgend einen er-
laubten Weg ein glückliches Schickſal

ver-

verſchaffen können, ſo war dem Mädchen geholfen, und ich hatte für meine Ruhe unter keinen Umſtänden zu fürchten; denn die Handlung war nach pflichtgemäßer Überzeugung für die Gegenwart berechnet.

Bei allen dieſen Überlegungen war freilich das liebenswürdige Mädchen nicht zum Beſten dran: denn ſie blieb vor der Hand in ihrer traurigen Lage. Waren aber die Einwürfe, die ich mir gemacht hatte, auch wirklich gegründet? Waren die Bedenklichkeiten nicht zu weit getrieben? Wer von beiden hatte Recht, das warme Herz, oder die kalte Vernunft? Gewiß, ſprach ich bei mir ſelbſt, hat die Wärme des Herzens mehr gute und große Handlungen zur Reife gebracht, als die Kälte der Vernunft es je vermag. —

Welche

Welche von dieſen widerſtreitenden Partheien die Oberhand verdiene, blieb mir noch immer eine Gewiſſensfrage. Vielleicht, dacht' ich, findeſt du in Rom ein Hülfsmittel ſie beide zu vereinigen, das dir itzt nicht beifallen kann, weil du doch bisher alles nur vom Hörenſagen haſt. Vielleicht iſt die Lage des Mädchens nicht ganz ſo ſchlimm, als ſie dir geſchildert worden iſt. Vielleicht iſt auch ſchon itzt eine hülfreiche Hand, die durch ſtärkere Befugniß geleitet wird, zu ihrer Rettung bereit: denn es iſt doch kaum glaublich, daß ein ſolches Mädchen nicht einem einzigen Menſchen um ſich her eine edle Neigung und mit ihr den Wunſch, ſie glücklicher zu machen, einflößen ſollte. Wer weiß, fiel mir ein, ob nicht der Mann, der ſie zur Gattin begehrte, auch itzt noch auf ihren Beſitz rechnet, und

vielleicht

vielleicht könnte durch ihn ihre Rettung am allersichersten befördert werden. — Die Hauptsache lag mir immer noch sehr warm am Herzen; so geradehin konnte ich also den gefaßten Vorsatz schlechterdings nicht aufgeben. Nur wußte ich freilich nicht, wie er ins Werk gesetzt werden sollte. Die Sache stand so, als wenn ich die eintretenden Schwierigkeiten und Hindernisse noch gar nicht gehörig gegen einander abgewogen hätte; und in dieser ungewissen Stimmung kam ich nach Rom.

Gleich am andern Morgen begab ich mich in die wohlbekannte Wohnung des jungen Malers. Ich klopfte an, und da er mir nicht zurief, klingelte ich an der Thüre, fand sie offen und trat hinein. Aber wie verwundert war ich, als ich

ich ihn, das Geſicht mit beiden Händen bedeckt, mitten in der Stube auf ſeinem Koffer ſitzend fand, und alle ſeine übrigen Habſeligkeiten zerſtreut um ihn herum liegen ſah. Auf meine Anrede fuhr er in die Höhe, und ich erſchrack über ſein vom Schmerz entſtelltes und in Thränen ſchwimmendes Geſicht. Was iſt Ihnen? fragte ich ihn beſtürzt: aber er vermochte nicht mir zu antworten, und fing noch heftiger an zu weinen. Nun iſt alles vorbei, ſprach er nach einer Weile; auch mit meiner Kunſt, und hoffentlich mit mir ſelbſt. Ich verſuchte ihn zu tröſten; aber er mochte nichts davon hören. Sie ſind in einem gewaltigen Irrthum, hob er an, und, wollte Gott! ich wär' es auch. Hören Sie mir zu, fuhr er fort, und dann ſagen Sie, ob Sie mich zu tröſten vermögen.

„Sie

„Sie haben eines Morgens das himmliſche Mädchen geſehen — ach! ich werde kaum die Kraft haben, es Ihnen zu erzählen. Ich war ſchon von ihren Reizen bezaubert, ehe ich noch in dieſes Haus zog, aber ich ließ es mir gegen Niemanden, nicht einmal gegen ſie ſelbſt merken, weil ich wußte, wie viel ſie von ihren Verwandten dulden mußte. Ich kam öfter, hatte das Unglück, der Tochter vom Hauſe zu gefallen, und mußte freundlich gegen ſie thun, um meine wahre Abſicht zu verbergen. Man trug mir endlich dieſe Wohnung an. Der Vater äußerte mir deutlich genug, daß ich ein willkommener Schwiegerſohn ſeyn würde, und die Tochter erklärte mir ſehr bald, ſie habe eine ſo große Neigung zu mir gefaßt, daß ſie keinen Andern als mich zum Manne haben möge. So

peinlich

peinlich mir dieß alles war, so mußte ich doch freundlich gegen ſie bleiben, um mich nicht zu verrathen; doch habe ich nie das Mindeſte geäußert, was ihr von meiner Seite hätte Hoffnung machen können. Ich ſtellte ihr vor, wie wenig ich itzt noch im Stande ſei, zu heirathen; aber darauf achtete ſie wenig, und beſchuldigte mich oft der Kälte, wenn ich ihre Liebkoſungen bloß mit Freundlichkeit erwiederte. Sie kam oft noch ſpät des Abends in ſehr verführeriſcher Kleidung zu mir aufs Zimmer, um mich durch ihre Reize deſto ſicherer zu fangen; und in der That konnte mich nur die reine Liebe jenes Engels wider ſolche Verſuchungen ſchützen.“

Hier verſank er wieder in Wehmuth, und vermochte kaum ſeinen Thränen Einhalt

halt zu thun. Ich war äußerst betroffen darüber, und zwischen Erstaunen und banger Ahnung getheilt. Endlich fuhr er wieder fort.

„Um meine Absicht ungehindert zu erreichen, und mein Geheimniß vor der ganzen Welt zu verbergen, zog ich mich von allen meinen Bekannten zurück, und that nicht das geringste, die allgemeine Vermuthung zu widerlegen, daß ich in die Tochter meines Wirths verliebt sei. Auch im Hause nützte sie mir viel, und dieß war mir am erwünschtesten. Es währte geraume Zeit, ehe ich das liebenswürdige Mädchen zu sehen bekam. Endlich erschien sie zuweilen, um die gröberen Arbeiten der Aufwartung bei mir zu verrichten; aber im Anfange ward sie oft von ihrer eifersüchtigen

gen Muhme überraſcht, bis ſich dieſe nach und nach ſicherer glaubte. Die erſten Male, als ich dieſes reizende Geſchöpf auf meinem Zimmer ſah, beobachtete ich ſie bloß in der Stille. Endlich nahm ich ſie einmal gerührt bei der Hand, und ſagte nichts als die Worte zu ihr: Ach! wenn du wüßteſt, wie ſehr du mich dauerſt, armes Mädchen! Sie lächelte mich mit einer Art von Dankbarkeit an, und mitten in dieſem Lächeln träufelten einige Thränen, ohne daß ſie ſollten, mir auf die Hand. Es war, als wenn wir uns ſeitdem einander näher wären, obſchon beinahe einige Wochen vergingen, ohne daß wir ein anderes Geſpräch mit einander hatten, als was unſere ſich von ohngefähr begegnende Blicke unterhielten. Aber es zeigte ſich bald, daß wir uns verſtanden hatten.

Als wir uns eines Morgens einige Augenblicke ſicher wußten, faßte ich ſie mit Wärme bei der Hand. Traue mir, ſprach ich bittend, und laſſe dich durch nichts irre machen. Deinetwegen bewohne ich dieſe Hölle: o möchte mich dein Herz zu deiner Rettung wählen! Seit ich dich ſah, habe ich keinen andern Wunſch auf der Welt als dich! Sie ſchlug die Augen nieder, und immer röther wurden ihre Wangen, und immer ſchneller hob ſich ihr verhüllter Buſen. Sprich, hältſt du mich für gut? ſagte ich ihr nach einer Weile. O Gott! erwiederte ſie gerührt, wie könnt' ich wohl anders! Ihre Augen floſſen über, und es ward mir ſchwer, ſie ſelbſt zu erinnern, daß wir überraſcht werden könnten. Sie ging, und mir war ſo leicht, ſo wohl im Herzen, als wenn ich im Himmel wäre. So nützte ich allmählig

mählig jede Minute, um ſie von meiner redlichen Liebe zu überzeugen, und das holde Mädchen zögerte nicht, mich in ihr fühlendes Herz blicken zu laſſen. Behutſamkeit blieb jedoch unſere Loſung, und nur ſelten konnten wir uns ſehen, oder uns einige Worte zuflüſtern.“

„Allein die teufliſche Eiferſucht hatte dennoch Argwohn erlauert. Eines Nachmittags waren Vater und Tochter ausgegangen. Ich wußte mein gutes Mädchen in meiner Nähe beſchäftiget, und ſehnte mich nach einer vertrauten Herzensergießung. Leiſe ſchlich ich zur Kammer, wo ſie war, und forſchte zuvor behutſam durch eine Spalte, ob ſie allein wäre. Gott! welch ein heiliges Gemälde ſah ich da! Wenn ich je wieder malen kann, ſo iſt es dieſe betende Stellung,

lung, dieſes reine anbetende Geſicht, dieſes voll Vertrauen gen Himmel gerichtete Auge — oder ich male nie wieder.“

„Ich hatte erſt nicht den Muth ſie zu ſtören; aber endlich räuſperte ich mich, denn die Zeit war koſtbar. Sie ſtand plötzlich auf, und ich öffnete die Thüre. Ich habe dich beten ſehen, holder Engel, ſagte ich, und nahm ſie in meine Arme. Züchtig und erröthend duldete ſie mein Umfaſſen und den Kuß, den ich ihr gab. Er ſei das Pfand meiner ewigen Treue! ſprach ich: giebſt du mir wohl ein Pfand der deinigen? — Sie gab mir den Kuß zurück, und legte dann den Kopf auf meine Schulter. O nie, nie kann ich vergeſſen, wie traut, wie demüthig-ſanft ſich das himmliſche Geſchöpf dabei nahm. Ich bat ſie, noch ein Weilchen zu dulden,

und

und gelobte ihr eine so baldige Rettung, als ich nur immer zu bewirken vermöchte, wenn auch der ganze Gewinn meiner Kunst dabei scheitern sollte. Bald, bald werden wir uns froher und inniger umarmen, rief ich freudig aus — und in diesem Augenblick erschallte ein lautes Gelächter vor der Thüre, das uns hastig aus einander scheuchte. Es war das erzwungene Lachen eines Teufels, der das Gefühl seines Elends in jubelnder Rachsucht erstickt; und die Stimme war nicht zu verkennen. Mein holdes Mädchen rang die Hände und ich befand mich ihretwegen in der peinlichsten Unruhe. Endlich faßte ich mir ein Herz, und ging hinaus; aber die Unholdin war nicht mehr zu sehen. Ich begab mich auf mein Zimmer und war in bestürzter Erwartung; aber es erfolgte nichts weiter darauf.

rauf. Am andern Morgen ging ich aus, und traf gerade auf die ſchändliche Dirne, die geſchwind mit der einen Hand in die Taſche fuhr, und mich mit einer Art von höhniſchem Lachen begrüßte. Sie ließ ſich den ganzen Tag nicht bei mir ſehen; aber den Morgen drauf drang ſie mit Ungeſtüm zu mir herein und verkündigte mir mit ſcheinbarer Beſtürzung, daß man ihre Muhme todt im Bette gefunden habe. Der ſchnelle Schrecken überwältigte mich ſo ſehr, daß ich auf einmal alles Bewußtſeyn verlor, und nicht eher wieder zu mir ſelbſt kam, als bis ich mich ganz allein ſah. Ach! was empfand ich da erſt, als die gewaltige Laſt des Schmerzes durch die zerſchmetterten Sinne nun ganz auf mein Inneres ſank. Ich litt unausſprechlich; zuweilen war ich wie vernichtet; dann überfiel mich

ein

ein Grauſen, und Abſcheu trat einige Augenblicke an die Stelle des Schmerzes. Sie iſt vergiftet! dieſer Engel vergiftet! Wie kann das anders ſeyn? Sie blühete wie eine friſche aufgebrochene Roſe: nur teufliſche Gewalt riß ſie ab! Doch hinweg mit dieſer ſchrecklichen Gewißheit! O wie ſtreb' ich ſeitdem meiner Einbildungskraft die Flügel zu lähmen, um nichts weiter als meinen Schmerz zu fühlen!"

Der arme junge Mann war untröſtlich, und ich brauche wohl nicht erſt zu ſagen, daß ich mit ihm litt. Einige Tage war er in eine dumpfe Schwermuth verſunken und in gänzlicher Unthätigkeit geblieben. Auf einmal hatte er den Entſchluß gefaßt, das fürchterliche Haus zu verlaſſen; und ſo fand ich

ihn unter ſeinen zuſammengepackten Sachen auf ſeinem Koffer ſitzend, wie er dem traurigen Aufenthalte, der ſonſt ſeine ganze Glückſeligkeit umſchloſſen hatte, herbe Abſchiedsthränen weinte.

Er war unentſchloſſen, was er anfangen ſollte. Ich beweg ihn, eine Zeitlang nach Neapel zu gehen, und er ließ ſich wie ein Kind leiten. Nach einigen Tagen entdeckte ich ihm, was ich für ſeine Geliebte zu thun geſonnen geweſen ſei, und wie wenig ich mit mir ſelbſt darüber hätte einig werden können. Er fiel mir um den Hals und dankte mir mit einem Feuer, als hätte ich ſie wirklich für ihn gerettet. Nach und nach erzählte er mir von ſeinen Entwürfen ſie zu befreien, und ich ſah ein, daß die Liebe ſcharfſinniger geweſen war, als meine

Klug-

Klugheit, ſelbſt bei der gewiſſenhafteſten Überlegung. Ich hatte nicht daran gedacht, daß ihr geiziger Vormund und Vetter mir ſie gegen Erlaſſung ihrer unbedeutenden Anſprüche und einer unerheblichen Summe ſchöner Zechinen ſehr gern überlaſſen haben würde; ein Weg, auf dem jedoch mein unglücklicher junger Freund, der eiferſüchtigen Tochter wegen, nur vergeblich, zu ſeinem Zweck zu gelangen, verſucht haben würde.

Die angelegentliche Frage, die mein Herz oder vielmehr meine Vernunft, bis zu näherer Prüfung der Umſtände, unentſchieden gelaſſen hatte, war ſchrecklich gelöſet. Das Schickſal war auf eine fürchterliche Art dazwiſchen getreten, und meine Vernunft war davon ſo erſchüttert wie mein Herz. Deſſen ungeachtet

glaubte

glaubte ich mir über die Bedenklichkeiten, wie ſie in meiner Gedankengeſchichte von ſelbſt aufgetreten waren, keinen Vorwurf machen zu dürfen: denn wahr bleibt es doch gewiß, daß es für unſere Ruhe ſowohl, wie für wahre Pflichterfüllung ein mißliches Ding iſt, unſerm Herzen unbedingt zu folgen, und daß wir, auch bei den beſten Abſichten, unſere Bewegungsgründe und Befugniſſe, ſo wie Mittel und Wege, nicht kaltblütig und vorſichtig genug erörtern können.

Die glückliche Rettung.

Die glückliche Rettung.

Es iſt ein wunderliches Ding um den Spleen eines Engländers; eine wahre tragikomiſche Situation für einen ruhigen Beobachter, deſſen Auge weder von Nebel noch Kohlendampf verhindert wird, die Dinge dieſer Welt in ihrem natürlichen Colorit zu ſehen. Folgende Geſchichte diene jedem zum Beiſpiele, er mag nun ſeine geſunden Augen dazu brauchen können, oder ſich einer Brille bedienen.

Sir

Sir Wolsey, den die Natur in nichts vernachläſſiget hatte, war einige Tage vorher zu ſeiner Volljährigkeit gelangt, als er in den Beſitz eines ſehr großen Vermögens geſetzt wurde. Er war gegen dieſen Vortheil nicht unempfindlich, und beſchäftigte ſich ſogleich damit, wie er ihn benützen wollte. Reiſen, dachte er, iſt das ſicherſte Mittel, ſeines Geldes froh zu werden, und nebenbei nützt es doch zu Belehrungen und Erfahrungen, die in der Folge zu Statten kommen. Du mußt alſo reiſen, ſprach er, und itzt hängt es ja nur von dir ab, deinen lang gehegten Wunſch in Erfüllung zu bringen. — Die nöthigen Einrichtungen wurden bald gemacht, ein alter treuer Beamter ſeines Vaters mit einem Gnadengehalt entlaſſen, und einem andern, der ſich in die Neigungen des jungen

Herrn

Herrn beſſer zu ſchmiegen wußte, die Verwaltung ſeines Vermögens übertragen.

Ganz natürlich ging der gerade Weg nach Paris, wo ſich bald eine Schaar von Landsleuten, die aus gleichen Abſichten reiſeten, um ihn her geſellte. Auch drängten ſich bald hungrige Marquis an ihn an, die der engliſchen Küche, der engliſchen Freiheit und den engliſchen Sitten ſo ſchmeichelhafte Lobreden hielten, daß er ſich in kurzem, ohne große Aufmunterung, von einem anſehnlichen Hofſtaat umgeben ſah, der ſeine Tafel und einen großen Theil ſeiner Vergnügungen mit ihm theilte.

Unter ſeinen Landsleuten waren wenige, die ſich in Anſehung der großen Einkünfte, ſo er beſaß, mit ihm meſſen konn-

konnten; und doch hatte sich fast jeder in weibliche Verbindungen eingelassen, die mitunter die beträchtlichsten Summen der öftern Wechselbriefe so schnell verschlangen, als die Cisternen Venedigs die nachdrücklichsten Decemberregen. Sir Wolsey war nichts weniger als gesonnen, seinem Vaterlande Schande zu machen; aber so viel er auch auf seine Landsmannschaft hielt, so schien es ihm doch rathsamer, in einer so wichtigen Angelegenheit sich lieber von seinen dienstfertigen Pariser Tischfreunden leiten zu lassen, theils weil sie besseren Bescheid wissen mußten als Fremdlinge, theils weil sie ihm nicht so leicht ins Gehege zu kommen schienen. Diesen fehlte es auch wirklich weder an Kundschaft, noch an Bereitwilligkeit, ihm in einer so ehrenhaften Angelegenheit an die Hand zu gehen.

Als

Als er eines Abends in der Oper war, und er die Sängerinnen und Tänzerinnen sorgfältig musterte, fiel ihm unter den letztern eine schöne schlanke Figur auf, die mit vielen Reizen die lockendsten Annehmlichkeiten verband. Der Marquis von S. belauschte seine Blicke und bemerkte, daß sie mit Wohlgefallen an der schwebenden Sirene hingen. Ja, wenn diese noch frei wäre, zischelte er ihm ins Ohr. Sie gehört aber schon einem alten Generalpachter, der große Summen auf sie verwendet. Einem alten Generalpachter? sagte Wolsey, und wäre sie ihm nicht zu entreißen? — Durch das Übergewicht der englischen Pfunde über die französischen, erwiederte der Marquis, warum das nicht?

Sir Wolsey wußte, daß er reich war, und er wollte keinem Generalpachter nachstehen. Der Marquis erbot sich zum Unterhändler, und erhielt Vollmacht den Handel zu schließen, der ihm in den Augen seiner Landsleute, seiner Meinung nach, nicht wenig Ehre machen würde. Ehe eine Woche verging, legte Wolsey seinen ersten Besuch ab, und ein goldener Frühregen schmolz das Herz der reizenden Sirene so weich, daß sie sich ihm, wie es schien, aus Neigung ergab.

Wolsey nahm die Glückwünsche seiner Gesellschafter auf eine Art an, die zur Gnüge verrieth, wie viel er sich auf seine Eroberung zu Gute thue, und wußte sich gegen seine Landsleute nicht wenig damit. Überhaupt schien er sich

in

in der Rolle, die er ſpielte, zu gefallen, und überließ ſich allen Zerſtreuungen und Ausſchweifungen, zu denen er fortgeriſſen wurde, und worunter das Spiel keineswe-ges unter die unbedeutendſten gehörte.

So groß auch ſeine Einkünfte waren, ſo konnten ſie doch zu ſeinem ungeheuren Aufwande nicht hinreichen: da aber ſein bereitwilliger Geſchäftsmann ihm einen Wechſel nach dem andern übermachte, ſo überhob er ſich der Mühe nachzurechnen, und ſah folglich nicht, daß ſich ſeine Ein-künfte ziemlich vermindern mußten. Sir Wolſey ward von allen Seiten betrogen, und erſt nach anderthalb Jahren machte er die Entdeckung, daß der nämliche Mar-quis, der den Vertrag mit ſeiner ſchönen Tänzerin bewerkſtelligte, ſich auf alle Art in dieſen Contract mit einbedungen hatte.

Seine

Seine Vorwürfe versperrten ihm die Thüre seiner Gebieterin, und der Marquis ward unsichtbar. Vor Zorn und Aerger entschloß er sich sogleich, Paris zu verlassen und nach Italien zu gehen.

Venedig war der erste Ort, der ihn auf längere Zeit anzog. Sowohl die geselischaftlichen Zirkel als die dasigen Mummereien behagten ihm. Die Spielsucht herrschte hier noch mächtiger als in Paris, und statt seinem großen Verluste, wie er wähnte, wieder beizukommen, verlor er nur noch größere Summen. Er hatte neue Liebeshändel angefangen, die er nicht umsonst hatte, und nach einiger Zeit sah er sich so verstrickt, daß er Venedig heimlich verlassen mußte — ohne klüger geworden zu seyn. Er durchkreuzte Italien und Deutschland, und

fand

fand überall Gelegenheit, mehr Geld anzubringen, als er zu verzehren hatte.

Nach einer vierjährigen Abwesenheit erhielt er von seiner Schwester die ernsthaftesten Berichte von der großen Verschuldung seiner Güther, deren Hälfte kaum zu ihrer Tilgung hinreichte. Wolsey erwachte wie aus einem tiefen Schlafe und eilte nach England. Hier fand er seinen dienstfertigen Geschäftsmann auf der Liste seiner Gläubiger; und dieser hatte seine Einrichtungen so klug getroffen, daß er und seine Forderungen unter dem förmlichen Schutze der Gesetze standen. Sir Wolsey zog einen geschickten Rechtsgelehrten zu Rathe; aber dieser fand, daß nichts weiter zu thun sei, als zu bezahlen und seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Er mußte sich also

ent-

entschließen, zwei seiner Güter zu verkaufen; und von seinem großen Vermögen blieben ihm nicht mehr, als viertausend Pfund jährlicher Einkünfte übrig.

So ansehnlich auch ein solches Einkommen noch immer war, um bei einem vernünftigen Lebenswandel glücklich zu seyn, so konnte es doch nicht fehlen, daß Sir Wolsey sich so gut als verarmt ansah. Er hatte freilich darauf gerechnet, in London eine große Rolle zu spielen, und so vielen Hang er auch noch dazu hatte, so fühlte er doch, daß seine Einkünfte ihn nicht zu befriedigen vermochten. Dessen ungeachtet that er sein Möglichstes, reicher zu scheinen als er war; und in kurzem sah er, daß seine Renten sich abermals um tausend Pfund vermindert hatten, wozu der ehrgeizige

aber

aber fehlgeſchlagene Wunſch, zum Parlamentsgliede gewählt zu werden, keine der unbeträchtlichſten Urſachen geweſen war.

Was war natürlicher, als daß alles dieß, verbunden mit einigen Demuthigungen, die er hatte erfahren müſſen, einen finſtern Spleen in ihm veranlaßte. Er hatte bloß das Gaukelſpiel der Hofſarth und des Wohllebens kennen gelernt; das wahre Glück des Lebens war ihm ſo fremd, daß er nicht einmal etwas davon ahnete. Unwillig blickte er auf ſeinen Zuſtand zurück, aber nicht unwillig auf ſich ſelbſt; denn es fiel ihm nicht ein, ſich auch nur einen kleinen Theil von Schuld beizumeſſen. Er ſtarrte vor ſich hin, ſah ſich überall betrogen, von Freunden und Weibern, von Fremden und Beamten, blickte auf den Überreſt ſeines

Vermögens so kalt hin, als wenn es der letzte Nothpfennig wäre, und scheiterte vollends ganz an den Klippen seines Ehrgeizes. Was bleibt nun wohl einem wackern Engländer in einer so verzweifelten Lage weiter übrig, als sich getrost in die Themse zu stürzen, oder ein Pistol vor den Kopf zu schießen, oder sich mit einem Scheermesser die Kehle abzuschneiden? Wirklich beschloß auch Sir Wolsey, seine dummen Streiche mit dem dümmsten von allen zu krönen.

Da jedoch ein solcher Schritt billig das Ansehen haben muß, als wenn er mit reiflicher Überlegung geschähe, so brachte er vorher seine Angelegenheiten in eine solche Ordnung, in welcher sie sich vorher nie befunden hatten, und gab seiner Schwester, die auf einem reizen-

den

den Landguthe, was ihm übrig geblieben war, ziemlich einsam lebte, von seinem Entschlusse und von seinen Verfügungen Nachricht.

Es war gerade an einem schönen Frühlingsmorgen im Monat Mai, als er seines Lebens schwere Bürde mit einem Male abzuschütteln gedachte. Ein Paar scharfgeladene Pistolen, die er in seine Tasche steckte, sollten ihm an den Ufern der Themse diesen Dienst leisten, und dann wollte er sich vollends in den Fluß stürzen, um seiner Sache gewiß zu seyn. Er stellte sich gegen seine Bedienten sehr aufgeräumt, damit sie nicht etwa eine Ahnung bekämen, und so ging er aus, um sich außerhalb der Stadt einen schicklichen Platz zu suchen.

Indem seine Augen so umherschweiften, sah er in vollem Rennen einen Wagen herbei eilen, der seine Aufmerksamkeit dergestalt anzog, als wenn Jemand seinen Vorsatz errathen hätte, und der Ausführung desselben zuvorkommen wollte. Kaum aber war der Wagen ihm nahe, als er vor seinen Augen umstürzte, und eine zarte weibliche Stimme ihn um Rettung anflehte. Sir Wolsey, dessen Entschlusse es keinen Eintrag zu thun schien, wenn er einem Frauenzimmer beistünde, was lieber gerettet seyn wolle als er, besann sich also nicht lange, und näherte sich dem Wagen. Retten Sie mich, schrie das Mädchen, aus den Händen dieses Räubers. Als Sir Wolsey sah, um was es eigentlich zu thun war, zog er ein Pistol aus der Tasche, und drohete sogleich dem Räuber, ihn in die Unter-

welt

welt zu ſchicken, wenn er nicht dieſen Augenblick auf das Frauenzimmer Verzicht thäte und ſich aus dem Staube machte. Dieſer ſah den Ernſt ſeines Gegners, und da er unbewaffnet war, ließ er ſich jenen guten Rath nicht zweimal geben, ſondern ſchickte ſich zum Laufen an, als wenn er damit eine Welt zu gewinnen hoffte.

Das junge Frauenzimmer dankte ihrem Erretter mit den lebhafteſten Empfindungen, und Sir Wolſey ſtand vor ihr da, ohne ihr ein Wort drauf zu erwiedern. Dieſes machte ſie in ihren Dankſagungen und Ausdrücken noch ungezwungener und unbefangener. Sie ergriff ſeine Hand, ſah ihn mit ſo vieler Unſchuld ins Geſicht, und verſicherte ihn mit ſo überzeugender Anmuth, ſeines

Schutzes

Schutzes nicht unwürdig zu seyn, daß er die Pistole mit der andern Hand langsam wieder in die Tasche steckte, und mit sich zu Rathe ging, was er zu thun habe, um sein gutes Werk nicht unvollendet zu lassen.

Das arme furchtsame Mädchen auf der Straße allein zu lassen, ließ sich doch auf keinen Fall thun; und seinen Vorsatz für dießmal aufzugeben, da seine Laune einmal so gut dazu gestimmt war, schien ihm auch nicht rathsam. Da er aber einsah, daß er das Mädchen nicht in Sicherheit bringen könne, wenn er diesen eher ausführte, so beschloß er, auch diese Angelegenheit noch ins Reine zu bringen, und dann jeder andern Störung Trotz zu bieten.

Der Miethwagen, in welchem Miß Jenny (so hieß das liebenswürdige Mädchen)

chen) entführt werden ſollte, war zerbrochen; es blieb alſo nichts weiter übrig, als ſich der natürlichſten Gelegenheit zu bedienen, um nach der Stadt zu gelangen, und dann zum weitern Fortkommen einen Lohnwagen zu nehmen. Sir Wolſey hatte zu viel Lebensart, als daß er ſeiner ſchönen Geretteten nicht hätte den Arm bieten ſollen; und Miß Jenny ſtreckte den ihrigen ſo getroſt in den ſeinigen, als wenn er ihr Bruder geweſen wäre. Ihr ſorgloſes Zutrauen in ſeine Redlichkeit und eine kleine Muſterung, die er mit ihren Reizen und der Annehmlichkeit ihres Wuchſes anſtellte, fingen an ſein leeres Herz mit dem Schickſale des holden Mädchens zu beſchäftigen. Er bat ſie, ihm ihren Namen und die Geſchichte ihrer Entführung mitzutheilen, und ſie erzählte ihm mit rührender

Offen-

Offenheit, daß sie nach ihres Vaters Tode zu Margate von einer Tante erzogen worden, aber vor einigen Monaten zu ihrer Mutter, auf ihr Verlangen, nach London zurückgekehret sei, um ihr ihre Armuth durch weibliche Arbeiten erleichtern zu helfen; daß aber ihre unnatürliche Mutter sie an den nämlichen Herrn verhandelt habe, aus dessen Händen er sie gerettet, und daß es ihr schlechterdings unmöglich sei, zu ihrer Mutter zurückzukehren, weil sie bei ihr nur neuen Gefahren ausgesetzt seyn würde. Sie ersuchte ihn daher, seine Großmuth gegen sie noch so weit auszudehnen, daß er sie möchte unter sicherm Geleite wieder zu ihrer Tante nach Margate bringen lassen.

Sir Wolsey versprach, ihren Wunsch morgenden Tages zu erfüllen, und bat

sie,

ſie, indeſſen ſein Haus anzunehmen. Jenny empfand dabei nichts als Dankgefühl; und wo ſollte ſie hin, da ſie nicht zu ihrer Mutter wollte? Unter dieſen Geſprächen kamen ſie unvermerkt nach London, und ein Lohnwagen brachte ſie beide in Sir Wolſey's Wohnung. Hier wies er ihr einige Zimmer an, und empfahl ſie ſeiner Wirthſchafterin aufs beſte. Die Bedienten hatten darüber ihre Kurzweil, und glaubten ſich nun erklären zu können, warum ihr Herr dieſen Morgen ſo früh und mit ſo ſichtbarer Aufgeräumtheit ausgegangen ſei, die ſie ſchon ſeit einiger Zeit nicht mehr an ihm bemerkt hatten.

Sir Wolſey begab ſich auf ſein Zimmer, und ob er gleich recht gut wußte, daß er dieſen Morgen in ganz anderer

Abſicht

Absicht das Haus verlassen habe, als ein schönes junges Mädchen mit zurückzubringen, so dachte er doch vor der Hand nicht weiter an seinen unwiderruflichen Vorsatz, sondern sann nach, wie er sich überzeugen könne, ob alles, was Jenny gesagt, seine Richtigkeit habe, und ob sie wirklich so unschuldig als reizend sei; denn Männer seiner Art sind gewöhnlich geneigt, das ganze weibliche Geschlecht nach ihren unrühmlichen Erfahrungen zu beurtheilen. Seine Neugierde war ihm übrigens zu verzeihen, zumal da sie weiter keine Beziehung auf ihn selbst hatte: denn alsdann konnte er ja mit einer Gewißheit mehr desto beruhigter aus der Welt gehen.

Die Wirthschafterin ward daher veranlaßt, dem jungen Frauenzimmer ihre Ge-

Geheimniſſe zu entlocken. Aber ſo freimüthig auch Jenny war, ſo gab ſie doch dadurch nur neue Beweiſe von ihrer Unbefangenheit und Unſchuld. Noch am nämlichen Tage ward ausgekundſchaftet, daß ſich in Anſehung ihrer Entführung alles ſo verhalte, wie ſie erzählt hatte, daß ihre Mutter eine ſchändliche Kupplerin, Jenny aber ein höchſt liebenswürdiges Mädchen von untadelhafter Aufführung ſei.

So lauten freilich die Nachrichten von London, ſagte Sir Wolſey bei ſich ſelbſt, wo ſie nur erſt ſeit einigen Monaten iſt; allein in Margate — Hier beſann er ſich, daß einer ſeiner Freunde eben itzt nach Margate gegangen ſei, um das Seebad zu gebrauchen. Er ſetzte ſich ſogleich an ſeinen Schreibetiſch, bat dieſen

diesen Freund, sich in der Stille nach Jenny zu erkundigen, weil seine Schwester entschlossen sei, sie als Gesellschafterin zu sich zu nehmen, und schickte eilig einen Bedienten dahin ab, der befehligt wurde, die Antwort auf sein Landgut zu bringen.

Erst des Nachmittags gewann Sir Wolsey es über sich, seiner schönen Hausgenossin, in Gegenwart der Wirthschafterin, einen Besuch zu machen. Sie hatte sich von ihrem Schrecken erholt, und erschien ihm nun noch weit reizender als vorher. Jenny empfing ihn mit dankbarer Empfindung, und zeigte so viel Natur in ihrem ganzen Betragen, als wenn sie sich bewußt wäre, daß sie im Schooße der Sicherheit sei, und daß sie nun nie wieder etwas zu fürchten habe.

Nach

Nach einigen Gesprächen erwähnte sie auch seiner Gütigkeit, sie morgen ihrer Tante überliefern zu lassen, und bat sich nur noch seine Wirthschafterin zur Begleiterin aus. Allein Sir Wolsey war so artig, ihr zu sagen, er sei nicht gewohnt, etwas nur halb zu thun; er werde sie selbst ihrer Tante überliefern, um versichert zu seyn, daß sie keiner fernern Gefahr ausgesetzt wäre. Miß Jenny fand darin nichts als Edelmuth, und zeigte ihm, wie sehr sie den Werth derselben empfinde. Indessen habe ich eine Bitte, sagte Sir Wolsey, deren Erfüllung ich als den einzigen Dank annehme, den Sie mir etwa schuldig zu seyn glauben möchten, und diese ist, daß Sie mir erlauben, Sie vorher, auf einem kleinen Umwege meiner Schwester vorzustellen, die sich auf dem Lande befindet; alsdann

bleibt

bleibt es gänzlich Ihrer Wahl anheim gestellt, ob ich in Gesellschaft meiner Schwester, oder diese allein, Sie wieder nach Margate bringen soll, oder ob Sie lieber sehen, daß Ihre Tante Sie selbst abhole.

Die dankbare Jenny glaubte einer solchen Bitte nichts als bescheidene Willfahrung entgegen setzen zu dürfen. Sir Wolsey verließ sie hierauf, zwischen Zweifeln und Regungen getheilt, von denen er selbst nicht wußte, was er denken sollte. Er hatte nicht den geringsten Plan, und doch handelte er so, als wenn er einen sehr angelegentlichen hätte. Die Wirthschafterin mußte sie auf die Probe stellen, wie sie einige Aeußerungen aufnehmen würde, als wenn es nur bei ihr stünde, unter gewissen Verhältnissen in Sir

Wol-

Wolsey's Hause einen wünschenswerthen Aufenthalt zu finden.

Miß Jenny war sich mittlerweile allein überlassen gewesen, und hatte über ihre sonderbare Begebenheit nachgedacht. Sir Wolsey war die Hauptperson in diesem Gemälde. Er hatte sich so gütig gegen sie benommen, und doch so uneigennützig, und war dabei so ein angenehmer und liebenswürdiger Mann, daß es sehr natürlich war, wenn sie in ihren Betrachtungen mehr bei ihm, als bei ihrem Entführer verweilte. Sie hatte aber keine andere Ursache an ihn zu denken, als weil sie ihm Verbindlichkeiten schuldig war, und zu diesen bekannte sie sich gern.

Gerade in dieser Stimmung fand sie die Wirthschafterin. Sie benützte das

Lob,

Lob, welches Miß Jenny über Sir Wolsey ergoß, und fing an, sich ihres Antrags mit aller Behutsamkeit zu entledigen. Aber sie hatte viele Mühe, ehe sie verstanden wurde. Jenny fuhr erschrocken zusammen, brach in Thränen aus, und bat die Wirthschafterin flehentlich, sie noch heute zu einer Bekannten zu bringen, die ihr Gelegenheit verschaffen möchte, sich morgen mit dem frühesten nach Margate zu retten. Als die Wirthschafterin wahrnahm, welchen Eindruck ein solches Gespräch auf sie machte, wendete sie alles an, die furchtsame Jenny wieder zu beruhigen; aber es glückte ihr damit nicht gleich und auch nicht ganz. Nein, hub endlich die Wirthschafterin an, so etwas haben Sie von Sir Wolsey nicht zu befürchten; er ist ein edler, rechtschaffener Mann, der Ihnen gewiß

Wort

Wort halten wird: ich ſcherzte bloß mit Ihnen, und ich würde es nicht gethan, haben, wenn ich vorausgeſehen hätte, daß Sie den Scherz für Ernſt aufnehmen würden. Laſſen Sie ſich gegen Sir Wolſey ja nichts davon merken, ſonſt könnte ich vielleicht ſeine Wirthſchafterin am längſten geweſen ſeyn.

Dieſe Reden vertilgten in Jenny's unſchuldigem Herzen den gefaßten Argwohn, und es blieb ihr am andern Morgen nichts weiter davon übrig, als eine gewiſſe Schüchternheit gegen Sir Wolſey, die mit jedem Schritte nach dem Wagen zunahm. Sir Wolſey, der die Urſache davon wußte, war unzufrieden mit ſich, daß er ſelbſt ihre unbefangene Vertraulichkeit ſich entzogen hatte. Indeſſen kleidete dieſe Schüchternheit ihre

Reize nicht weniger, und sie gewann dadurch in seinen Augen noch mehr. Er betrug sich mit aller möglichen Bescheidenheit gegen sie, und sah erst, daß er einen lebhaftern Antheil an ihr nähme, weil er ihn vor ihr zu verbergen suchte. Er that gleichgültig, und Jenny wurde wieder gesprächiger und offener.

So kamen sie auf dem Landguthe an. Miß Wolsey war über diesen Besuch aus mehr als einer Ursache nicht wenig verwundert. Kaum hatte ihr aber Sir Wolsey die Ursache desselben eröffnet, als sie die liebenswürdige Jenny in ihre Arme schloß, und ihr die gefälligste Theilnehmung bezeugte. Miß Wolsey war nicht so wohlgestaltet, als ihr Bruder, aber sie hatte ihren Verstand und ihr Herz gebildet, und durch beide war sie

sehr

ſehr liebenswürdig. Jenny fühlte ſich ganz zu ihr hingezogen, und Miß Wolſey nöthigte ihr das Verſprechen ab, einige Tage bei ihr zuzubringen. Dieſe war ſcharfſichtig genug, in dem Benehmen ihres Bruders etwas zu finden, was ihr eine gute Vorbedeutung ſchien; denn ſie hatte ſich oft in der Stille über ſeine Ausſchweifungen gegrämt, und ſehnlichſt gewünſcht, daß er den Werth des häuslichen Glücks fühlen, und ein Mädchen liebgewinnen möchte, was ihm daſſelbe als Gattin gewähren könnte. So bald es ſich thun ließ, bat ſie ſich von ihrem Bruder über Jenny nähere Auskunft aus, und die Art, wie er ſie ihr ertheilte, beſtätigte ſie in ihrer Muthmaßung. Sie ließ ſich jedoch nichts davon merken, ſondern war bemüht, in ihres Bruders Herzen den Keim der Liebe durch die Lobeser-

beserhebungen, die sie von Jenny's Reizen und Tugenden machte, vollends zu entwickeln, und auf der andern Seite Jenny auf die guten Anlagen, die ihr Bruder von Natur wirklich hatte, so wie auf sein Aeußerliches, aufmerksamer zu machen.

Da Jenny wahrnahm, daß ihr die Wirthschafterin eine unnöthige Angst eingejagt hatte, so hielt sie es für Pflicht, dem Sir Wolsey die vollkommenste Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Sie zeigte ihm auf mancherlei Weise, daß sie ihn schätze, und wenn Sir Wolsey sie mit seiner Schwester allein ließ, damit diese sie desto besser ausforschen möchte, so konnte sie nicht umhin, nach Sir Wolsey zu fragen, und schien immer erfreut, wenn er zu ihrer Gesellschaft zurückkehrte.

Sir Wolsey war mit sich selbst uneins. Überall drang sich Jenny seiner Einbildungskraft auf. Er durchlief alle reizende Gegenden seines Landguthes, dem seine Schwester ihre ganze Aufmerksamkeit gewidmet hatte, und fand sie zum ersten Male so schön, weil er überall Jenny sah. Eigentlich hatte er noch nie geliebt, und edle Liebe mußte ihm folglich um so fremder geblieben seyn, da er wider den Ehestand immer die mächtigsten Vorurtheile gehegt hatte. Er mochte sich nicht gestehen, daß er bisher ein Thor gewesen war, und doch wußte er auch nicht, was er mit dem unruhigen Gefühl anfangen sollte, was Jenny in ihm erregt zu haben schien. Wie natürlich war es also, daß die verworrenen Regungen seines Herzens ihm keine Zeit übrig ließen, an seinen Vorsatz, dieser

Welt

Welt zu entsagen, nur im mindesten zu denken.

Endlich langte die erwünschte Antwort von seinem Freunde in Margate an, die seine Empfindungen in Ordnung brachte. Es traf nicht nur alles umständlich zu, was Jenny ausgesagt hatte, sondern der Brief enthielt auch, nach dem was sein Freund von dortigen Einwohnern vernommen, ein so reizendes Gemälde von Jenny, und von ihrer Unschuld und Sittsamkeit, daß endlich die glimmenden Funken der Liebe in seinem Herzen zu hellen Flammen wurden. Er eilte mit der erhaltenen Nachricht zu seiner Schwester. Diese freute sich von ganzem Herzen mit ihm. O sie ist ein himmlisches Mädchen! rief sie aus: wär' ich ein Mann, Bruder, Jenny müßte

mein

mein Weib werden! — Also riethest du mir wohl gar, erwiederte Wolsey lächelnd, dieses liebe Mädchen zu heirathen? — O Bruder, versetzte Miß Wolsey, der Himmel hat dir ein Kleinod in die Hände geführt: möchtest du das so ganz fühlen, wie ich selbst! Wie glücklich würdest du dann seyn!

Am folgenden Morgen, mit dem sich der fünfte Tag anhub, seit Sir Wolsey die liebenswürdige Jenny aus den Händen ihres Räubers errettete, war das holde Mädchen, welches die Nacht halb verträumt hatte, ohne aus ihren Träumen klug werden zu können, ziemlich früh aufgestanden und spazieren gegangen. Als sie zurückkam, trug sie zwei Sträuschen von Vergißmeinnicht in der Hand, und reichte das eine dem Sir Wolsey und das

andere

andere unter einer freudigen Umarmung ſeiner Schweſter dar. Nur daß dieſe Blümgen kein Sinnbild vorſtellen ſollen! ſagte Miß Wolſey. Wer könnte ein ſo liebes Mädchen vergeſſen? Nicht wahr, Bruder?

Jenny blickte erröthend auf Sir Wolſey, und zum erſten Male glitſchte ihr Blick an ſeiner flatternden Locke hinab. Indem wurde der Thee und Butterbrod gebracht. Weißt du was, Bruder, ſagte Miß Wolſey, während ſie den Thee einſchenkte: da Miß Jenny die ländliche Natur ſo liebt, ſo führe ſie doch nach dem Thee in die Roſenaue und auf den Birkenhügel; ich komme dann auf einem kürzern Wege nach, ſo bald ich nur meine kleinen häuslichen Geſchäfte beſorgt haben werde.

Der

Der Vorſchlag ward angenommen, von Sir Wolſey mit lebhafter Freude, und von Jenny mit geheimem Vergnügen. Sie hatte uberall etwas zu bewundern, bald die reizende Aue mit ihren Hügeln ſelbſt; bald die Verſchönerungen, mit welchen man der Natur ſchonend und geſchmackvoll zu Hülfe gekommen war; bald das mancherlei Grün, das Wieſen und Hügel bedeckte; bald den klaren ſchlängelnden Bach; bald die ungeheure Menge von Roſenſtöcken, die theils einzeln, theils buſchweiſe, in ſcheinbarer Unordnung gepflanzt waren, und an denen bereits ſchwellende Knospen emporragten. Unter Geſprächen über die Schönheiten der Natur und den frohen Genuß des Landlebens, während welchen Sir Wolſey ſtets an Jenny's Blikken hing, waren ſie auf den Birkenhügel gekom-

gekommen, auf welchem ſich ein kleiner einfacher Tempel befand. Man hatte von demſelben eine herrliche Ausſicht über die ganze Aue und auch jenſeits der Hügel. Sie waren hier wie angezaubert, und Sir Wolſey ſchlug vor, ein wenig auszuruhen und ſeine Schweſter zu erwarten.

Kaum ſaßen ſie neben einander da, ſo ergriff Sir Wolſey Jenny's Hand und ſah ihr mit bedeutendem Ausdruck in die freundlichen großen offnen Augen. Jenny ſchlug ſie nieder und erröthete. Könnten Sie mich lieben, ſchöne Miß? rief er voll Entzücken aus. Jenny erröthete noch ſtärker, und verſuchte ihre Hand aus der ſeinigen zu ziehen. Könnten Sie meine Gattin werden, und den Genuß dieſes Landguths mit mir theilen?

fuhr

fuhr Sir Wolsey fort. — Jenny's Lilien waren nun auf ihren Wangen gänzlich vertilgt: sie brach plötzlich in Thränen aus; und auf sein wiederholtes Dringen in ihr bestürmtes Herz, sagte sie endlich weinend: Ach! ich bin ja nur ein armes Mädchen! Wie könnte ich Ihre Gattin werden! — O du bist reicher als ich, du Engel, rief Wolsey aus, und warf sich zu ihren Füßen: du bringst mir durch deine Unschuld und Tugend einen Schatz zu, den ich dir nicht entgegen setzen kann; aber ich gelobe dir hiermit unter Gottes freiem Himmel, ich will suchen deiner Liebe werth zu seyn. — Jenny blickte ihn zum ersten Male wieder an, und plötzlich bog sie sich gegen ihn hernieder und schlang ihre Arme um seinen Nacken. Ich bin Ihnen meine Rettung, ich bin Ihnen alles schuldig:

wenn

wenn Liebe meinen Dank ersetzen kann, so nehmen Sie dieselbe auf ewig hin; und hiermit drückte sie ihm den ersten Kuß auf die feurigen Lippen.

Miß Wolsey hatte in der Nähe hinter einem Birkenbusche gelauscht, und konnte sich nun nicht länger halten. Sie lief auf die beiden Liebenden zu, und schloß sie in ihre Arme. Jenny verbarg ihr Gesicht am Busen ihrer Freundin. Sieh, Schwester, rief er aus, das ist mein Schutzengel: ich rettete sie nur aus den Händen eines Räubers; aber sie rettete mich vom Verbrechen des Selbstmords. Hier erzählte er ihnen, wie er bereit gewesen sei: diesen Entschluß zu vollbringen, als Jenny um Hülfe geschrien. Beide Mädchen waren ganz erschrocken. Fürchtet nun nichts mehr,

sagte

ſagte Sir Wolſey, Jenny hat mich den Werth des Lebens erſt kennen gelehrt, und ſie wird immer, auch gegen Thorheiten, die mir ihr Beſitz im helleſten Lichte zeigen muß, mein Schutzengel bleiben.

Jenny kam nicht wieder nach Margate. Ihre Tante wurde geholt, um Zeugin ihrer Verbindung zu ſeyn. Der Mutter ertheilte Sir Wolſey einen jährlichen Gehalt, jedoch unter der Bedingung, ihm und ſeiner Gattin nie zu nahe zu kommen. Sein ſchöner Landſitz blieb von nun an ihr beſtändiger Aufenthalt; und Sir Wolſey lernte den Werth des häuslichen Glücks in ſeinem ganzen Umfange empfinden.

Druckfehler.

S. 46. Z. 8. muß ſtatt des ; ein , ſtehen.

— 141. Z. 13. leſe man Farben ſtatt Formen.

— 209. Z. 13. gefahren ſt. geſaren.

— 213. Z. 5. Schwärmer ſt. Schärmer.

— 213. Z. 2. Turniere ſt. Turnierer.

Die Aufſätze, die ich in dieſer Sammlung liefere, ſind zwar alle ſchon gedruckt, aber in mehrern periodiſchen Schriften zerſtreut, die in weniger Leſer Händen bleiben. Die günſtige Aufnahme, die ſie gefunden, machte mir es zur Pflicht, hie und da etwas zu verbeſſern, und ſo mögen ſie nun über ihr Beiſammenſeyn ſich bei ihren Freunden ſelbſt entſchuldigen.

Inhalt.

Die Reise nach Paris.

Die Kirmse zu Wallendorf.

Das Amfitheater zu Verona.

Die Gewissensfrage.

Die glückliche Rettung.

Darstellungen

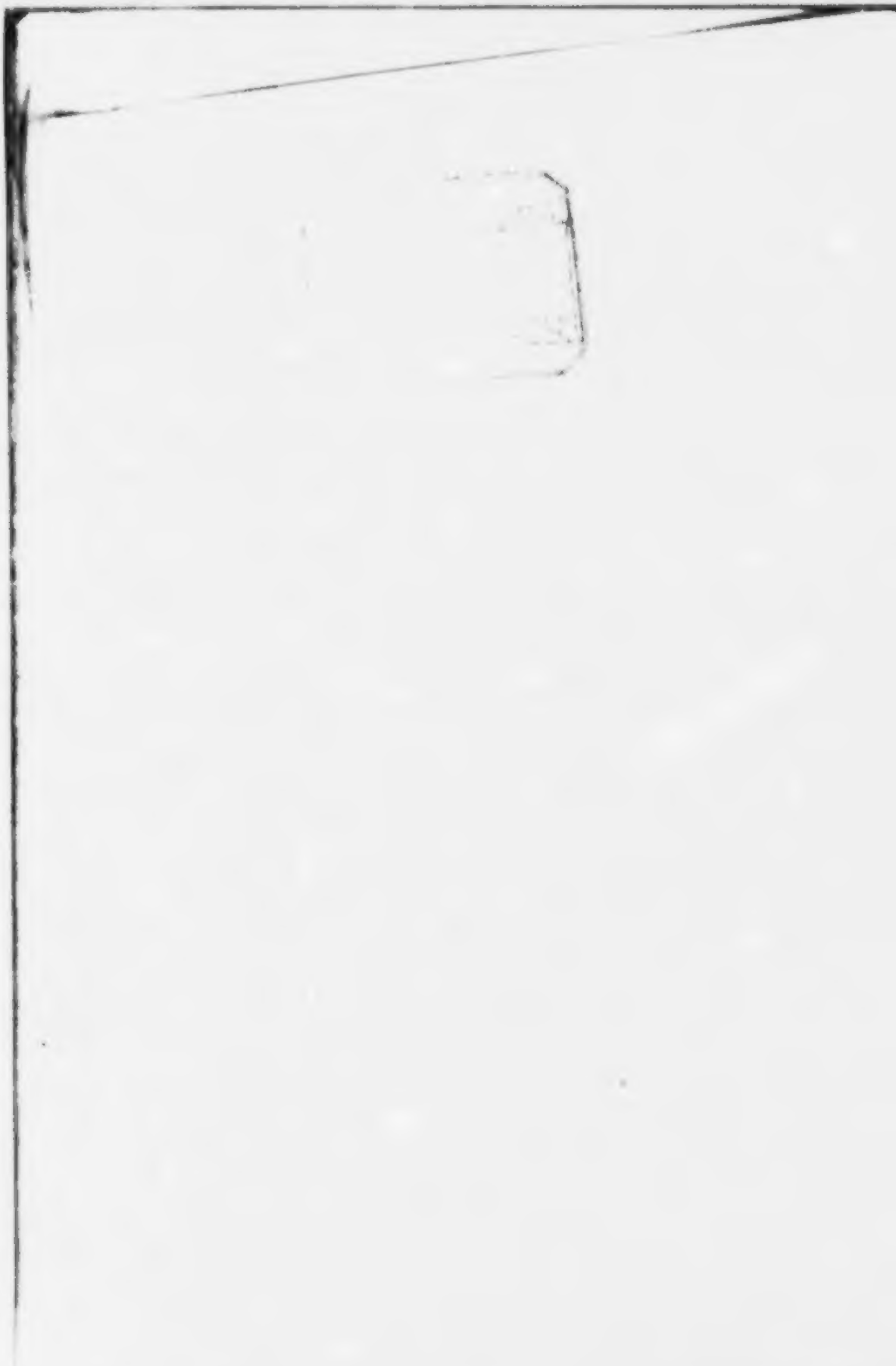
von

W. G. Becker.

Zweites Bändchen.

Leipzig 1798.

bei Beck und Compagnie.



Die Alpenreise.

Die Alpenreiſe.

Dreizehn Seen? (rief ich mit Verwunderung aus) und ſogar den Münſterthurm von Straßburg? — Letztern aber freilich nur an recht hellen Tagen und mit Hülfe eines guten Teleſkops — erwiederte General Pfyffer, der durch ſein vortrefliches Unternehmen, einen beträchtlichen Theil der Schweiz mit ſeinen Bergen und Thälern, nach verjüngtem Maasſtabe, in ein Modell zu bringen, allgemein berühmt geworden iſt.

Dieſe

Diese Aussicht möchte ich sehen! versetzte ich wieder. Das können Sie, sagte der General; und sogleich bot sich mir sein Schwiegersohn, Herr von Dürler, der schon damals das militairische Oberhaupt des Cantons war, zum Gefährten an. Der General belehrte uns nun vermittelst seines vortreflichen Werks über die ganze Lage des Bergs und über die Wege, die wir zu nehmen hatten, so, daß wir uns vollkommen darnach richten konnten. Sie werden aber wohl thun, erinnerte der General, wenn Sie nicht die hintere Felsenwand hinabklettern, sondern lieber auf der Abendseite wieder hinuntersteigen und den Berg umgehen, falls Sie in das Unterwaldner Gebiete wollen; denn jene Felsenwand ist zu steil und der Versuch zu gefährlich. Weder Herr von Dürler noch ich wollten jedoch von Gefahr

fahr etwas hören. General Pfyffer bestellte uns seinen gewöhnlichen und vorsichtigen Führer, der in der Gegend dieses Bergs wohnte, und wir ritten am folgenden Tage Nachmittags um vier Uhr von Lucern bis Herr-Gottswald, und gingen von da vollends zu Fuß bis ins Eigenthal, wo wir in einer Sennhütte über Nacht blieben. Da wir mit kalter Küche versehen waren, so ließen wir uns das, was wir hatten, recht wohl schmecken, und begaben uns zeitig zur Ruhe, weil wir uns den Morgen drauf sehr früh auf den Weg machen mußten.

Der Führer war befehligt, uns um drei Uhr zu wecken. Er that zwar seine Schuldigkeit, gab uns aber die äußerst unangenehme Nachricht, daß es regne, und daß wir den Berg nicht besteigen könn-

könnten. Vielleicht hört es wieder auf, sagten wir betroffen. Es wird schwer halten, antwortete der Führer, die Flueväel schreien gewaltig, und ihr Geschrei deutet immer auf böses Wetter. Kommt in einer Stunde wieder, sagten wir mißmuthig, und meldet uns, wie es mit dem Wetter aussieht. Da unser Wachen zur Veränderung desselben nichts beitragen konnte, so legten wir uns wieder aufs Ohr, und hofften um vier Uhr bessere Nachricht zu erhalten. Nachricht erfolgte auch wirklich zur bestimmten Zeit; aber sie klang wenigstens nicht viel besser. Es regnet zwar nicht mehr so stark, sagte der Fuhrer, aber es regnet doch, und den Berg können wir einmal nicht besteigen. Und warum nicht, wenn es noch aufhören sollte? fragte ich verwundert. Weil der Weg viel zu schlüpfrig ist, entgegnete

gegnete der Führer, und man auf Abhängen und auf dem Schnee leicht ausglitſchen kann. Mein Gefährte und ich waren indeſſen der Meinung, wir müßten unſern Verſuch ſo weit als möglich treiben, und uns dann in unſer Schickſal ergeben, wenn ſich das Wetter nicht ändern ſollte. Wir aßen daher unſre beſtellte Milchſuppe, und machten uns auf den Weg.

Wir hatten noch eine gute Strecke über ſchöne Wieſen zu gehen, ehe wir eigentlich zum Steigen kamen. Der Regen war zwar nicht mehr ſo ſtark, aber er näßte doch gewaltig, weil er wie ein ſtarker Nebel fiel. Der Führer that ſein Möglichſtes, um uns vom Erſteigen des Berges zurückzuhalten. Geſetzt, ſprach er, Sie kämen auch glücklich hinauf, ſo

können Sie doch nicht zehen Schritte weit um sich her sehen. Wir kommen so hoch als es gehen will, gaben wir ihm zur Antwort, und nun wagte er es nicht wieder, uns Vorstellungen zu machen, die doch gewiß sehr gut gemeint waren.

Hier, meine Herren, müssen wir hinauf, sagte er nach einer Weile: folgen Sie mir nur getrost nach, aber geben Sie fein Acht, und sehen hübsch vor sich hin. Ich fand bald, daß dieß nöthig war. Der schmale Weg schlang sich ziemlich steil in Zickzack hinauf, und man hatte den Abgrund bald zur Rechten, bald zur Linken. Hie und da waren zwar Lehnen, allein sie waren ziemlich morsch. Auch wurde der Weg so schlüpfrig, daß wir alle Vorsicht anwenden, und uns mit unsern Stachelstöcken fest einhän-

einhängen mußten, wenn wir nicht Gefahr laufen wollten hinabzustürzen. Mit Verwunderung erfuhr ich, daß das Rindvieh von dieser Seite keinen andern Weg habe, um auf den Berg zu gelangen, als diesen, und daß es eine Seltenheit sei, wenn ja einmal eine Kuh verunglücke.

Wir kamen endlich ziemlich durchnäßt zu einer Sennhütte, und waren bemüht, uns am Feuer zu trocknen, das in einem Winkel der Hütte brannte, und worüber der Kessel stand, in welchem die gemolkene Milch geschüttet wird, um sie auf diese Weise in Käse umzuschaffen. Wir ließen uns wieder eine Milchsuppe machen, und überlegten indessen, was zu thun sei. Jedermann widerrieth uns, den Berg vollends zu besteigen; nur ein junger Kerl sprach uns Muth zu, und erbot

erbot sich, mich zu begleiten. Als ich mich ein wenig gestärket hatte, ging ich vor die Hütte hinaus, um mich ein wenig umzusehen. Sehr tröstlich war mir sogleich die Entdeckung, daß der Nebel etwas dünner wurde. Ich verfolgte einen Weg zur Linken, und ward durch eine Heerde von ein paar hundert Ziegen aufgehalten, die mich so eng umgaben, daß ich kaum einen Schritt vorwärts setzen konnte. Die Ziegen sind in den Wildnissen überhaupt sehr gesellig gegen den Menschen, und laufen oft einige Stunden weit mit. dahingegen die Kühe, welche auf den Alpen des Anblicks anderer Menschen, als ihrer Hirten, ganz entwohnen, oft sehr bös sind und in feindlicher Absicht herbeilaufen. Je dünner der Nebel nach oben zu ward, desto besser konnte ich nun die erstaunlich hohe

Felsen-

Felsenwand überschauen, die sich hinter der Sennhütte gerade empor hebt, und oben ein ziemliches Stück überhängt. Etwas über die Mitte hinauf ist eine Oeffnung in dieser Wand, die der Eingang einer Höhle zu seyn scheint, in welchem man eine colossalische Statue erblickt, die eine kühne Stellung hat, und vor deren linkem Beine ein Felsenstück liegt. Man hat dieser Statue, die auch in Schriften erwähnt wird, den Namen Dominique gegeben, und sich den Kopf darüber zerbrochen, wie sie in diese Oeffnung habe gebracht werden können. Vielleicht sind diese Träumereien weiter zurück gegangen, bis auf jene Zeit, wo dieser Felsen eine ganz andere Gestalt hatte. Ich nahm das Teleskop zu Hülfe, welches mir der General Pfyffer mitgegeben hatte, und entdeckte nun, daß die ver-

vermeinte Statue ein bloßes Spiel der Natur sei. Der Stein, der vor dem muthmaßlichen linken Beine lag, machte die Täuschung vollkommen, und ohne ihn würde sie wohl nie Statt gefunden haben.

Da der Nebel nicht mehr so stark war, so beschloß ich mit meinem Gefährten den einen Gipfel des Bergs zu besteigen, wenn wir auch auf keine Aussicht Rechnung machen dürften. Unser Führer schüttelte den Kopf dazu und ging voran, und der junge Kerl, der sich zur Begleitung angeboten hatte, folgte hinterdrein. Wir fanden auf diesem Wege eine sonderbar gewachsene Kiefer, die gerade wie ein Kronleuchter aussah; denn die Aeste liefen alle in gleicher Richtung horizontal aus und waren dann rechtwink-

wirklicht wieder in die Höhe gewachsen. Nicht weit davon kamen wir auf einen geräumigen Platz, auf welchem der Blitz alle Bäume zersplittert hatte. Vermuthlich hatte das Gewitter am Berge zwischen den Bäumen selbst gelegen, und so diese Verwüstung angerichtet. Je weiter wir kamen, desto steiler wurde der Abhang, und endlich fanden wir an selbigem eine große Strecke weit nichts als Schnee, der von dem Regen und Nebel sehr glatt geworden war. Unsere beiden Führer gingen einige Schritte tiefer unter uns, um uns, wenn wir ja ausglitschten, gleich aufzufangen, und wir hingen uns gegen den Berg zu mit unsern Stachelstöcken ein, so gut wir konnten. Wirklich waren wir auch so glücklich, diesen gefährlichen Abhang ohne einen Mißtritt zurückzulegen, und nun

hatten

hatten wir nicht mehr so mühsam zu steigen, weil sich der Weg bis zum Gipfel langsam hinan drehete.

Es war gerade eilf Uhr, als wir denselben erreichten. Aber noch immer hielt der Nebel die Gegend um uns her verborgen. Doch die Führer machten uns Hoffnung zu heiterem Wetter, weil der Nebel ausserordentlich geschwind in die Höhe stieg. Da es uns Allen nicht an Appetit fehlte, so ward beschlossen, unser Mittagsmahl zu halten; denn wir waren mit Wein und kalter Küche zur Gnüge versehen. Indem wir nun so damit beschäftiget waren, stieg der Nebel noch weit schneller in die Höhe, und auf einmal entstand eine Lücke in demselben, und auf der andern Seite bald darauf noch eine, durch welche wir schon den Sonnenschein

schim-

schimmern sahen, der über die Tiefen verbreitet war. In kurzem wurden dieser lichten Oeffnungen immer mehrere, und nun war es, als wenn eine Menge Schornsteine in die Höhe dampften, die aller Welt Garküche zu verkündigen schienen. Endlich sah man auch das Ende dieser Rauchsäulen, und — nun schildre sich, wer es vermag, das prachtvolle Schauspiel, was vor unsern Augen ausgebreitet da lag. Es war an sich selbst schon wichtig und reizend genug, aber die plötzliche Hinwegziehung des neblichten Vorhangs bewirkte einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich. Lucern lag vor uns da, als wenn man hinein springen könnte, und war doch vier Stunden von uns entfernt. Man erblickt hier wirklich dreizehn Seen, und übersieht gegen Norden den ganzen Canton Lucern und

drüber

über hinaus eine erstaunliche Weite bis ins Nieder-Elsaß hinab. Die Luft war doch nicht so ganz rein, daß ich den Münsterthurm von Straßburg mittelst des Teleskops mit Zuverlässigkeit hätte entdecken können, ob es mir gleich so vorkam, als wenn ich ihn in Gestalt eines dünnen Zwirnfadens erblickte. Ferner übersah man den größten Theil des Vierwaldstadter Sees, den gegenüber stehenden Rigiberg und dahinter die Cantone Zugg und Zürich nebst den Einsiedlergebirgen, und dem Rigi zur Rechten den Canton Schweiz, weiter hin den gebirgigen Canton Uri, und aus demselben eine fürchterliche Kette von Bergen, von welcher der St. Gotthardt das Haupt zu seyn scheint, und die sich hinter dem Canton Unterwalden hinweg zieht. Wer von einer solchen Aussicht nicht gerührt wird,

dessen

deſſen Gefühl muß eben ſo ſtumpf als ſeine Augen getrübt ſeyn.

Der Platz auf dieſem einen Gipfel des Bergs iſt eben nicht ſehr geräumig und hängt etwas gegen Norden zu. Der junge Führer, den wir mitgenommen hatten, trat auf eine Spitze hinaus, die ſich über den fürchterlichen Abgrund hinüber beugt, und jubelte den Kühreigen her. Es verging uns Hören und Sehen bei dieſem Anblick, aber es half weder Bitten noch Drohen: er verließ ſeinen Platz nicht eher, als bis ſein Geſang zu Ende war. Zuletzt legte er ſich an den Rand des Abgrunds hin, und bog ſich mit dem halben Leibe hinab, um uns Aurikuln von der Felſenwand zu pflücken, von denen ich hier dreierlei Arten, nämlich lichtblaue, braune und gelbe,

jedoch ohne alle Schattirungen, bemerkt habe.

Der Berg soll von seiner huthartigen Gestalt den Namen Mons pileatus bekommen haben, woraus durch den Sprachgebrauch Pilatusberg geworden ist. Viele gemeine Leute dieser Gegend glauben aber er habe ihn von Pontius Pilatus erhalten, der sich in den, westwärts gegen das Eigenthal, gelegenen kleinen See gestürzt und darin ersauft haben soll. Daher ist es auch nach der Meinung dieser Leute gefährlich, einen Stein hineinzuwerfen, weil sonst gleich ein Gewitter darauf erfolge. Die drei Gipfel, aus welchen dieser hohe Berg besteht, der wahrscheinlich schon unter die Berge der zweiten Höhe gerechnet werden kann, sind ganz von einander getrennt, so, daß es bei-

beinahe einer Tagereiſe bedarf, um von dem einen auf den andern zu kommen, ob man ſchon den einen Gipfel, das Wiederfeld genannt, welcher ganz aus Verſteinerungen beſteht, mit einem Flintenſchuß erreichen kann. Alle drei Gipfel ſind nackt; tiefer unten aber giebt es auf allen Seiten, wo die Felſenwände nicht zu ſteil ſind, hohe Tannen und Forenbäume. Wendet man ſich gegen Unterwalden, ſo ſieht man zur Linken am Berge einen ſonderbaren Felſenbau, der einige Aehnlichkeiten mit einem veralteten Caſtell hat. Als ich dieſen ſonderbaren Bau betrachtete, machte mich unſer alter Führer auf einen ſehr großen Raubvogel aufmerkſam, der in weiter Entfernung von einem hohen Berge aufgeſtiegen war und ſich gegen die Gebirge der Abtei Engelberg wendete. Es war ein

Lämmergeier, der wegen seiner Wildheit und Schuchternheit nur äußerst selten gesehen wird, und deswegen auch in wenig Vögelsammlungen anzutreffen ist. Ich hatte den Auftrag für einen geschossenen sechs Carolins zu bezahlen, aber ich konnte keinen erhalten. Bei der Abtei Engelberg, die doch auch mit zur freien Schweiz gehört, konnte ich meine Verwunderung über das sonderbare Gewirre der schweizerischen Staatsverfassungen nicht bergen; denn was kann auffallender seyn, als mitten in demokratischen Verfassungen einen geistlichen Staat zu finden, dessen Unterthanen Leibeigene sind?

Zwölf Uhr war schon vorüber, und unser alter Führer erinnerte uns, daß es Zeit sei, den Berg wieder hinab zu steigen, zumal wenn wir, wie wir schon geäußert

geäußert hatten, die Pilatushöhle beſuchen und über Alpnach und Stansſtadt zurückkehren wollten. Er machte auch wirklich ſchon den Anfang, an der Felſenwand, die ziemlich ſteil nach Unterwalden hinunter läuft, hinab zu klettern. Ich hielt es erſt für einen Scherz von ihm; denn es ſchien mir unmöglich, daß ein Menſch an einer ſchroffen Wand von ſo erſtaunlicher Höhe hinabzuklimmen vermöchte. Als aber der zweite Führer ebenfalls Anſtalt dazu machte, ſo merkte ich freilich, daß es Ernſt war. Herr von D. und ich ſahen uns einander an, aber keiner von uns wollte weniger Muth verrathen als der andere, und ſo bequemten wir uns denn auch, uns an dem obern Rande anzuklammern und Ruheplätze für unſere Füße zu ſuchen. Die Führer, die ſich in gerader Richtung unter uns befanden

fanden, empfahlen uns die größte Vorsicht, und commandirten uns gewöhnlich, wo wir den rechten oder linken Fuß hinsetzen sollten; ja zuweilen hatten wir kaum einen Felsenzacken, auf welchem unsere Ferse ruhen konnte, und dann rutschten unsere Führer, die wie die Gemse zu klettern verstanden, uns auf ihren Schultern eine kleine Strecke mit hinab. Ich bin gewiß kein Freund von Übertreibungen ausgestandener Gefahren, und ich habe manche Bergreise in der Schweiz gemacht, die von Andern als sehr gefährlich geschildert worden ist, und die ich nicht so gefunden habe: aber diese Unternehmung war wirklich zu verwegen, denn sie war mit augenscheinlicher Gefahr verbunden; und ich kann eben nicht sagen, daß unsere Mühe dafür belohnt worden wäre. Bis gegen vier Uhr hingen wir,

bei

bei großer Hitze, an diesem steilen Felsrücken, wenn ich ohngefähr eine Viertelstunde abrechne, die wir in der Pilatushöhle zubrachten, deren Eingang ebenfalls mit großer Gefahr verbunden war, weil die Oeffnung mitten in der Wand ist, und Wasser aus derselben herausläuft, wodurch sie von allen Seiten sehr schlüpfrig wird. Da dieses ganze Wagniß auf Besuchung dieser Höhle abgesehen war, so mußten wir doch sehen, wie wir hineinkamen. Der junge Führer schwang sich zuerst hinein, und reichte uns dann den Arm, daß wir uns ebenfalls besser hinein schwingen konnten. Die Einwohner der Gegend wissen viel von dieser Höhle zu fabeln; sie bilden sich ein, daß man in derselben wirklich trommeln und pfeifen höre. Unser Abentheuer wurde also bloß bestanden, um die Ursache

dieses

dieſes Vorgebens genauer zu unterſuchen, und dazu munterte mich die Entthronung des Dominique in der vordern Felſenwand nicht wenig auf. Als unſere Laterne angezündet war, ſo krochen wir in der Höhle, in welcher von oben lauter lockere Felſenſtücke den Einſturz drohten, in dem Waſſer fort, bis uns endlich der Felſen in den Rücken ſchnitt. Da vernahmen wir dann, daß ein Waſſerfall in dem Innern des Felſens jenes Geräuſche hervorbringt, welches für Trommel- und Pfeifenton gehalten wird. Weiter iſt in der Höhle nichts merkwürdiges, außer etwa die ſogenannte Mondmilch, die darin tropft, und ſogleich zu einer kalkartigen Erde wird, ſo bald man ſie an die Luft bringt. Da es ſehr kalt darin war, ſo hielten wir uns auch nicht lange auf. War es ſchwer geweſen, in

die

die Höhle hinein zu kommen, so war es nun des Wassers wegen noch schwieriger, wieder heraus zu kommen. Unsere beiden Führer leisteten uns jedoch gute Hülfe. Indessen waren wir sehr froh, als wir uns wieder mit gewöhnlichem Klettern behelfen konnten. Wir trafen bald auf eine Sennhütte, wo wir vergeblich frische Milch zu erhalten hofften, und wurden mehrere Heerden Kühe gewahr, die uns eben nicht freundlich begrüßten. Dieser Berg, der in den untern Gegenden vortrefliche Viehweiden hat, soll während des Sommers allein über 4000 Stück Rindvieh ernähren, ohne die Ziegen und Schaafe zu rechnen. Gewöhnlich bleiben die Hirten von der Mitte des Mai bis auf den St. Gallustag auf hiesigen Alpen. Da nicht jeder von ihnen einen eigenen Alp hat, so bezahlt

zahlt ein Senn, der etwa 25 Kühe besitzt, dem Eigenthümer des Alps 250 Gulden für benannte Zeit.

Erst um sieben Uhr des Abends waren wir, ohne uns weiter aufgehalten zu haben, wieder am Fuße des Bergs; und da H. v. D. den andern Vormittag der Versammlung des großen Raths beiwohnen wollte, und ich in Unterwalden schon einige Male gewesen war, so schifften wir uns noch diesen Abend bei Alpnach ein, ließen uns auf Lucerner Grund und Boden aussetzen, und gingen dann vollends zu Fuße nach der Stadt, weil wir zu Wasser viel später angekommen wären. General Pfyffer verwunderte sich über unsere Verwegenheit: doch sie war gelungen, und ich wußte mich in der That nicht wenig damit — denn ich dachte

nicht

nicht daran, daß ſie um ſo thörichter genannt zu werden verdiene, je weniger dabei eine wichtige Abſicht zu erreichen geweſen war.

Das Klettern auf Bergen war mir freilich ſehr angenehm geworden; und wer einmal hinein kömmt, kann ſich ſelten wieder heraus finden, ſo lange er geſunde Beine hat und hauptſächlich darauf ausgeht, ſich an den erhabenen Schauſpielen der Natur zu vergnügen. Es geht ihm, wie dem Ehrgeizigen, der ſich immer höher zu ſchwingen trachtet, nur mit dem Unterſchied, daß dieſer nicht ſelbſt wieder ans Hinabſteigen denkt, jener aber gern von dem erſtiegenen Berge wieder in ein wirthliches Thal hinunter blickt, das ihm Erholung und Ruhe verſpricht.

Ich

Ich hatte kaum von meiner beschwerlichen Reise über den Pilatusberg ein wenig ausgeruhet, als ich beschloß, auch dem Rigiculm einen Besuch zu machen, und bei dieser Gelegenheit noch einige interessante Gegenden zu bereisen. Die kleine Republik Gersau, die am Fuß des Rigi liegt, war ebenfalls mit in meinem Plane begriffen, und kostete mir nur einen halben Tag mehr. Mein gefälliger Wirth besorgte mir eine Gondel und einen Führer, der aus Gersau war, und so schifften wir uns beide des Morgens bei guter Zeit ein.

Wer noch nie auf dem Meere gewesen ist, weiß sich mit einer langen Wasserfahrt auf einem Schweizer See breit genug zu machen. Es ging mir damals nicht anders, wiewohl ich den Vierwaldstädter

ſtädter und ſo manchen andern See ſchon befahren hatte. Auf einer großen Waſſerfläche hinzuſchweben, bleibt immer ein wichtiges Ereigniß, und die Gegenden umher in voller Ruhe aus ihrem eigenen Spiegel zu beſchauen, ein ſehr angenehmes Schauſpiel. Beſonders von Lucern aus hat man auf allen Seiten vortrefliche Anſichten; und hier, wo der See ſich zur Rechten nach Unterwalden, und zur Linken nach der Gegend von Küßnacht erſtreckt, iſt dieſer ſchöne Waſſerſpiegel in der That von beträchtlicher Breite.

Es war nun das dritte Mal, daß ich dieſen See befuhr, und die Gegenſtände um mich her waren mir noch intereſſanter geworden. Zur Rechten der ſtolze Piiatusberg mit ſeinen iſolirten Spitzen, bei deſſen Anblick mir alle Gefahren

fahren wieder gegenwärtig waren, denen ich mich ausgesetzt hatte, und an die ich nun mit Vergnügen zurück dachte! Gegenüber zur Linken der minder hohe und freundliche Rigiberg, dessen Spitze ein noch angenehmeres Schauspiel verspricht als die Zacken des Pilatusberges, weil seine Lage freier ist, und die hohen Gebirgsketten sich mehr um ihn herumziehen! Vor sich der geräumige See, der sich zwischen bewachsenen Bergen durchdrängt, und immer schmäler wird, je näher man den Gegenden kömmt, wo die drei Helden aus Schweiz, Uri und Unterwalden den ersten Bund beschworen! Und nächst diesen Hauptpartien so manche untergeordnete, die das Auge anziehen, so manche malerische Landschaft, so manches wichtige Plätzchen in dieser Wiege der schweizerischen Freiheit!

Für

Für Reiſende, welche dieſen See einige Zeit nach mir befuhren, hat Abbé Raynal die Ausſicht umher mit einer Merkwürdigkeit vermehrt — mit einem Denkmal für jene drei Verſchworne, welches er damals zu errichten beſchloß, als ich kurz vorher eine Alpenreiſe mit ihm machte, und über den nämlichen See nach Lucern, wo wir uns trennten, in ſeiner Geſellſchaft zurückkehrte. Dieſes Denkmal war wenigſtens gut gemeint; aber wie kleinlich muß es nicht gegen die großen Maſſen umher erſcheinen, die alle eben ſo viele Denkmäler eines und eben deſſelben Gegenſtandes ſind. Hätte es für die Schweizer eines ſolchen Denkmals der Kunſt bedurft, ſo giebt es einen Ort, wo es die treffendſte Wirkung gethan haben würde, und auf den ich den Abbé Raynal in dieſer Hinſicht damals

auf-

aufmerksam machte. Weiter oben, wo sich der See, unweit von Wilhelm Tells Capelle, rechts nach Altorf, dem Hauptflecken des Cantons Uri, hinumdreht, ragt an der Bergecke, nicht sehr fern von den drei Brunnen, wo der Bund soll beschworen worden seyn, ein isolirter pyramidenartiger Fels aus dem See empor, hinter welchem das Wasser wegspühlt. Dieser Fels, der gleichsam gegen alle drei alten Cantone gerichtet ist, würde, wenn er durch die Kunst etwas mehr Form und eine einfache Inschrift erhielte, das passendste Denkmal des schweizerischen Freiheitsbundes seyn. Aber wozu bedarf es da eines Denkmals, wo selbst das Kind, sobald es der Wiege entlaufen ist, alle Umstände jener Stiftung mit Namen und Jahrzahl an den Fingern herzuerzählen weiß? In jedem Busen klopft dieses Gefühl

fühl empor, und es ſcheint, als ob noch manches Jahrhundert vergehen könne, ehe dieſer ſchwärmeriſche Geiſt von den Einwohnern dieſer Felſenklüfte weichen werde.

Wahr iſts, daß die durch die ruhmwürdigſte Tapferkeit erworbene und durch die Zeit geheiligte Freiheit für die Bewohner dieſer Gegenden in vielem Betracht ein wirkliches Guth iſt: aber ein großer Theil dieſer errungenen Freiheit beſteht in der Einbildung, und wie viele Beiſpiele von demokratiſchem und ariſtokratiſchem Despotismus laſſen ſich nicht in allen Cantonen der Schweiz auffinden! Dieſen Bergbewohnern ſcheint jedoch die Freiheit eigenthümlich von der Natur ſelbſt beſtimmt zu ſeyn. Auch der Aermſte fühlt ſich dadurch reich; und der Reichſte

würde beinahe verarmen, wenn er die Laſten eines großen Staats bei der Armuth ſeines Bodens in jetzigen Zeiten ſollte tragen helfen. Lächeln muß man indeſſen über den Argwohn, die Eiferſucht und den Nationalhaß dieſer Leute gegen Alles, was Oeſterreichiſch heißt. Es ſcheint, als ob ſie täglich Feindſeligkeiten zu beſorgen hätten, ſo rege iſt ihre Wachſamkeit oder vielmehr ihre Schwärmerei, die denn aber doch mit Billigkeit beurtheilt zu werden verdient. — O ihr könnt ruhig ſchlafen, gute Leute! Eure Ländchen können das nicht zollen, was die nöthigen Einrichtungen, euch zu beherrſchen, koſten würden, und ſind die ſicherſten Feſtungen für euren fürchterlichen Nachbar wider einen mächtigen Feind, ohne daß ſie ihm einen Batzen koſten.

Unter

Unter ähnlichen Unterhaltungen mit meinem Begleiter und den beiden Schiffern, die mich sehr angenehm beschäftigten, waren wir in dieser romantischen Gegend auf unserer Gondel ein gutes Stück vorgerückt. Romantisch ist diese Gegend in aller Absicht; sie ist es durch ihre Lage, und ist es durch ihre Bedeutung für die Geschichte dieses interessanten Landes. Jede Gegend erinnert hier an das heroische Zeitalter der Schweizer, das, in dieser Rücksicht, neben der Heldenperiode Griechenlands glänzet, und weiset noch über dasselbe hinaus auf die fabelhafte Zeit, wo Wilhelm Tell sich zuerst der Tirannei widersetzte, und vielleicht den ersten Keim zur Freiheitsliebe in den Gemüthern seiner Nachbarn pflanzte. Erinnerungen wie diese, Beispiele von Patriotismus wie der eines

Winkelried, Beweise von altgriechischer Tapferkeit wie gegen Karl den Kühnen von Burgund, wie gegen Ludwig XI. als Dauphin, wie bei Sempach und in vielen andern Schlachten, durch welche die Schweizer die ungleich mächtigern Feinde in Schrecken versetzten, sie mochten siegen oder sterben — solche Erinnerungen dringen Bewunderung ab, und machen den Schauplatz, von welchem alles das ausging, gewiß eben so merkwürdig, als es die romantischen Spuren des alten Roms oder Griechenlands sind.

Indessen näherte sich eine Gondel, die wir schon lange von weitem gesehen hatten, und die den Weg nach Lucern nahm. Schon begrüßten sich einander die Schiffer; und wie angenehm war die Überraschung auf beiden Seiten, als ich

von

von zwei Reisenden meinen Namen nennen hörte, und zwei Freunde in ihnen erblickte, die ich hier zu finden nicht vermuthet hätte. Sie sprangen sogleich zu mir über, und unsere Freude war um so herzlicher, je unerwarteter unser Wiedersehen in einem fremden Lande und in einer so romantischen Gegend war. Wir hatten uns das Wesentlichste unserer Geschichte, seit wir uns nicht gesehen hatten, sehr bald mitgetheilt, und besprachen uns nun über die Gegenden, die wir gesehen hatten. Meine Freunde kamen aus Italien, und waren von Mailand über den Lago maggiore, durch das Livinerthal, und über den St. Gotthardt gekommen, eine Reise, die ich zwei Jahre vorher in Gesellschaft eines Basler Freundes hinwärts ebenfalls gemacht hatte. Wir erinnerten uns der herrli

chen Aussicht vom Dom in Mailand, der borremäischen Inseln, des schönen Lago di Lugano, einiger herrlichen Parthien des Livinerthals beim Latiser und unterhalb Airolo, und dann der schönen Bergstraße vom St. Gotthardt herab mit der Teufelsbrücke, und den rauschenden Fällen der stürzenden Reuß, nebst noch andern Berggewässern, die letztere in ihr felsiges Bette aufnimmt. Wir besprachen uns darüber wohl eine Stunde, und ich bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß es in aller Absicht noch weit interessanter sei, die nämliche Reise hinwärts als herwärts zu machen. Endlich erinnerten uns die Schiffer, daß wir doch nicht auf dem See bleiben könnten; und da wir ganz entgegengesetzte Wege zu nehmen hatten, so schieden wir unter den herzlichsten Umarmungen aus einander,

ander, und winkten uns noch so lange mit den Schnupftüchern zu, bis die Entfernung diese Begrüßungen unkenntlich machte.

Nach einer halben Stunde befand ich mich dem Flecken Gersau ziemlich nahe, und ohngefähr in der nämlichen Richtung, von welcher Franz Schütz, jener große verstorbene Zeichner, ihn mit seinem bewachsenen Berge und den auf demselben hie und da zerstreuten Hütten aufs Papier brachte. Dieses Unternehmen hätte damals sehr übel ablaufen können, denn vermuthlich hielt uns ein argwöhnischer Republikaner für kaiserliche Ingenieurs, und schoß auf uns. Zum Glück pfiff die Kugel neben der Gondel vorbei, und wir ruderten eilig ans Land, ohne jedoch eine Spur unsers geheimen Scharfschützens

ſchützens entdecken zu können. Dießmal lief alles eben ſo ruhig ab, als die ganze Fahrt, deren Ausgang beim erſten Mal durch ein heftiges Gewitter mit Sturm ſehr mißlich geweſen war. Denn gewiſſe Gegenden auf dieſem See ſind allerdings bei großem Sturme um ſo gefährlicher, da die Fahrzeuge ſehr ſchlecht ſind, und man wegen der ſteilen Felſenwände nicht überall anlanden kann. Die ganze Kunſt der Schiffer iſt dann nur darauf gerichtet, daß die Gondel nicht in Gefahr kömmt, an eine Felſenwand geſchleudert zu werden.

Es war mir in mancherlei Hinſicht intereſſant, mich in dieſem kleinen Freiſtaate zu befinden, welcher den See und den dicht hinter dem Flecken gelegenen Berg, der nur eine Stufe des Rigibergs iſt, zu Grenzen hat. Man rechnet die

Bevöl-

Bevölkerung dieſes ſouverainen Staats, der ſich bloß um mehrerer Sicherheit willen unter den Schutz des Cantons Schweiz, ſeines nächſten Nachbars, begeben hat, in allem auf 900 bis 1000 Perſonen, wovon aber kaum die Hälfte im Flecken ſelbſt wohnt. Die übrigen Einwohner ſind in Berghütten vertheilt, haben aber einerlei Rechte mit jenen. Gerſau hat einige gute Gebäude, worunter hauptſächlich die Kirche und das Gemeindehaus zu rechnen ſind. Auch giebt es wohlhabende Leute da; denn der Speditionshandel iſt wegen der Waaren, die über den St. Gotthardt nach Italien gehen oder aus Italien kommen, nicht unbeträchtlich. In den älteſten Zeiten ſtand dieſe kleine Landſchaft, wie alle benachbarte, unter Oeſterreichiſcher Herrſchaft; nachher war die gänzliche Gerichtsbarkeit mit allem Zubehör,

entwe-

entweder durch Verpfändung, oder durch Überlaſſung, an die Edlen von Moos in Lucern gekommen, von welchen ſich die Einwohner 1390 um 690 Pfund loß und frei gekauft haben. Uri, Schweiz und Unterwalden hatten ſie aber ſchon 1315 mit in ihren Bund gezogen, und als endlich Lucern dazu trat, ſo wurde Gerſau 1359 in denſelben vom neuen aufgenommen. Freilich mußte es darauf in den Kriegen auch Mannſchaft ſtellen, und wir finden die Gerſauer bei einigen Schlachten, wo ſich die Schweizer ungemein tapfer hielten, 1386 bei Sempach und 1531 bei Cappell; ſie bilden ſich aber auch nicht wenig darauf ein, und thun, als wenn ſie beſtändig zum Kriege bereit wären. Die Verfaſſung dieſer kleinen Republik iſt, wie ſich leicht erwarten läßt, ganz demokratiſch. Die Häupter, deren

es fünf giebt, und welche die Titel: Landammann, Statthalter, Seckelmeiſter, Landweibel und Landſchreiber führen, imgleichen die Rathsherren, deren Anzahl ſich eigentlich auf 9 beläuft, werden an dem jährlich gehaltenen Gemeindetage gewählt. Bloß das oberſte Haupt, der Landammann, bleibt zwei Jahre in ſeinem Poſten; die übrigen werden alle Jahre neu erwählt. Bei wichtigen Vorfällen werden die Rathsglieder verdoppelt und auch wohl verdreifacht; letzteres findet hauptſächlich bei Criminalſachen ſtatt.

Ich brachte hier den Mittag zu, ſah mich ein wenig um, und erkundigte mich nach allem, was mir wichtig war. Da ich aber auch an dieſem Tage noch gern die Ausſichten vom Rigiberg genießen wollte, ſo machte ich mich nach dem Eſſen

mit

mit meinem Führer zeitig auf den Weg; denn ich hatte noch vier Stunden bis ans kalte Bad, wo ich übernachten sollte. Wir stiegen allmählig in die Höhe, und als ich eben in einer großen schattigen Parthie verweilte, holte uns ein junger Bauer ein, der ohngefähr zwanzig Jahre haben mochte. Sein offnes natürliches Betragen gefiel mir eben so sehr als seine gute Gestalt und Gesichtsbildung. Er blieb bei uns stehen, besah mich vom Kopf bis auf den Fuß, und fragte dann meinen Führer ganz laut, wer ich wohl sei, und was ich hier wolle. Die Frage war an sich sehr natürlich, weil dieser Weg gewöhnlich nur von Einheimischen betreten wird, und man weder auf den Rigiberg, noch nach dem Flecken Schweiz, seinen Weg über Gersau nimmt. Da er hörte, daß ich den Rigi besteigen wollte,

ſo konnte er ſeine Verwunderung nicht bergen, warum ich nicht einen nähern Weg genommen, und gerade dieſen gewählt habe. Es war ſichtbar, daß ein republikaniſcher Argwohn in ihm aufſtieg. Ihr ſeid gewiß ein Kaiſerlicher, ſprach er mit einigem Trotze, und wollet ſehen, wie den Bersauern beizukommen ſei? Nein, ſagte ich, ſo nahe Nachbarn ſind wir eben nicht, ob ichs gleich wünſchte, um öfters einen Sprung in die Schweiz machen zu können. Nun, wo ſeid Ihr denn her, wenn Ihr kein Kaiſerlicher ſeid? fragte er weiter. Aus Sachſen, erwiederte ich: Ihr werdet doch von Sachſen gehöret haben? Nein, davon habe ich noch nichts gehört, war ſeine Antwort: aber Ihr redet ja deutſch; liegt denn Sachſen auch bei Deutſchland? Ja wohl, ſagte ich, es liegt auch in Deutſchland.

land, und ist eine der schönsten Provinzen des deutschen Reichs. Nun so mußt Ihr ja ein Kaiserlicher seyn, versetzte er dagegen, denn der Kaiser ist ja das Haupt des deutschen Reichs. — Ich gab mir Mühe ihm das zu erklären und die Vereinigung der Eidgenossen kam mir dabei recht gut zu Statten: er hörte mir auch mit der größten Aufmerksamkeit zu, nur konnte er nicht begreifen, wozu wir einen Kaiser brauchten, und warum wir seiner nicht los zu werden suchten. Auch hierüber suchte ich ihn so viel als möglich zu verständigen, aber seine Vorurtheile hatten viel zu tief gewurzelt, als daß es mir damit hätte glücken können: er schüttelte den Kopf und blieb bei seinem Satze.

Unter diesen Gesprächen waren wir eine ziemliche Strecke fortgestiegen. Der

Führer

Führer miſchte ſich nicht viel darein, aber der junge Mann war ſehr neugierig. Die erſte Frage, die er nun an mich that, war, ob wir itzt keinen Krieg hätten. Nein, ſagte ich, wir leben itzt, Gott ſei Dank! mit unſern Nachbarn in Friede. Er ſchien an meiner Aeußerung kein ſonderliches Behagen zu finden, und wünſchte ſich Krieg, um ſeinen Muth gegen die Oeſterreicher zu zeigen. Was ich ihm auch wider das traurige Gefolge des Kriegs, das ihm freilich unbekannt war, ſagen mochte, ſchien doch immer nicht viel Eindruck auf ihn zu machen. Ich gab mir daher Mühe, ihm ein recht lebhaftes Bild davon zu entwerfen, und nun neigte ſich ſein kriegeriſcher Geiſt zu ſanfteren Empfindungen; wenigſtens ſchienen Heldenmuth und gutes Herz mit einander in Kampf zu gerathen. Er begriff doch nun

mein

mein nachdrückliches „Gott sei Dank!“ was ich vorhin geäußert hatte, und ließ es gut seyn. Ja, es schien sogar, als ob er seinen erweichten Gefühlen wieder mit Erinnerungen aus der Heldenzeit seiner Vorfahren zu Hülfe kommen müsse, denn der gute Mensch war ganz weichmüthig geworden. Ich sprach daher mit einiger Wärme von seinen tapfern Vorfahren, und die Bekanntschaft, die ich mit den Begebenheiten jener heroischen Epoche verrieth, gewann mir sein ganzes Herz. Es that ihm wohl, daß er sich mir begreiflich machen und über alles, was darauf Beziehung hatte, mit mir sprechen konnte. Als er dann vollends hörte, daß ich fast alle jene berühmte Schlachtfelder mit eignen Augen gesehen, und ihm nun vom Beinhause bei Murten erzählte, und was ich im Berner

Zeug-

hauſe von Helmen und Harniſchen aus jener ſiegreichen Schlacht gefunden; da ſchlug er mit traulicher Wärme ſeinen Arm um mich herum, und nahm ſich feſt vor, eine Wallfart zum Beinhauſe bei Murten zu machen, und dann jene herrliche Überbleibſel im Berner Zeughauſe zu beſehen, wohin er noch niemals gekommen war.

Nachdem wir eine Weile zwiſchen hohen und ſtarken Bäumen fortgegangen waren, und uns etwas links geſchlagen hatten, kamen wir auf einen lichten Platz, von welchem ich eine angenehme Ausſicht auf den Vierwaldſtädter See und die benachbarten Gebirge hatte. Ich überließ mich dieſem einladenden Schauſpiele einige Zeit lang, und bemerkte erſt, als mein junger Republikaner mir auf eine Frage die

die Antwort ſchuldig blieb, daß er nebſt dem Führer unter einem benachbarten Baume vor einem geheiligten Bilde kniete. Es dauerte nicht lange, ſo ſtand er wieder neben mir. Ihr ſeid doch auch katholiſch? fragte er mich mit treuherziger Beſorgniß. Nein, ſagte ich; ich bin zwar eben ſo gut ein Chriſt, wie Ihr ſeid, aber nach euern Begriffen bin ich ein Ketzer, denn ich gehöre zu den Proteſtanten. Dieſe Antwort kam meinem jungen Freunde ganz unerwartet, und man ſah ihm an, daß es ihm ſehr zu Herzen ging. Alſo ſeid Ihr auch calviniſch geſinnt, ſprach er mitleidig, wie die Züricher und Berner? Auch das nicht, erwiederte ich ihm: ich bin eigentlich ein Lutheraner. Wie? Was? ein Lutheraner! rief er mit Erſtaunen aus, und beſah mich vom Kopf bis auf den Fuß: wie? Ihr ſeid ein Lu-

thera-

theraner? — Nun ja, entgegnete ich ihm, was denkt Ihr euch denn unter einem Lutheraner? — Er blieb mir die Antwort ſchuldig, denn dieſe Entdeckung beſchäftigte ihn zu ſehr. Das iſt doch, bei Gott, Schade! rief er in ſeinem ſchweizeriſchen Dialecte aus, ſtieß mit dem Ellbogen an den Arm meines Führers, und ſah ihm ins Geſicht, was er dazu meine. Bei Gott, das iſt Schade! widerholte er noch einige Male, und der gute Menſch ſchien nicht wenig um mich bekümmert zu ſeyn. Wäre ich ein Calviniſt geweſen, ſo hätte er es noch hingehen laſſen, denn er wußte wohl, daß es unter den Eidgenoſſen Calviniſten gab, und daß dieſe doch nicht ganz ſchlimm ſeyn konnten. Von Lutheranern aber mochte er überhaupt nicht viel, wenigſtens nicht viel Gutes gehört haben, und daher ſchien es ihm bedenklich, als

ich

ich mich für einen Lutheraner erklärte, weil er doch einmal für mich eingenommen war. Es war in der That wahre Theilnehmung, die ich an ihm wahrnahm, und ich hielt es für nothwendig, sein gutes Herz meinetwegen wieder zu beruhigen. Die Lutheraner, sagte ich, sind eben so gut Christen, als die Katholiken und die Calviniſten; und in der Hauptſache kommen ſie alle überein. Freilich glaubt eine jede Parthei, die richtigere Lehre zu haben, und hält daher alle andere für Ketzer; aber das ſollte keine von ihnen thun, denn ein Ketzer iſt ja eigentlich nur ein ſolcher, der ſich wider beſſere Einſichten und Gewiſſen zu einem Glauben bekennet, der ihn nicht überzeugt, und den er für irrig hält. Hierauf wußte er nichts zu erwiedern; nur das kam ihm ſehr luſtig vor, daß die Katholiken in den Augen anderer

Chri-

Chriſten ebenfalls als Ketzer erſchienen. Wenn wir die Lehrſätze des Chriſtenthums treulich befolgen, fuhr ich fort, und unſerm großen Vorbilde durch Ausübung unſerer Pflichten ähnlich zu werden ſuchen, dann ſind wir gute Chriſten, wir mögen Lutheraner, Katholiken oder Calviniſten heißen. Freilich aber ſind wir alle verbunden, ſetzte ich abſichtlich hinzu, die Lehrſätze unſerer Kirche, die man uns von Jugend an beigebracht hat, für die wahreſten und ſicherſten zu halten; denn wir ſelbſt ſind Partheien, und können nicht Richter ſeyn. Aber eben deswegen ſollen wir uns um ſo duldſamer gegen einander beweiſen, uns als Brüder lieben, und uns gegenſeitig einander aufmuntern, dem Sinn des Chriſtenthums immer näher zu kommen, und die vortreflichen Grundſätze, die uns Chriſtus gelehrt, uns

dergeſtalt eigen zu machen, daß ſie uns zu natürlichen Geſinnungen werden, und daß wir gar nicht mehr anders, als chriſtlich, oder den Lehren des Chriſtenthums gemäß, denken und handeln können.

Höre nur! ſagte der junge feurige Mann zu meinem Führer; ich habe dir noch nie ſo etwas gehört: was meinſt du? — Er hat doch wohl Recht!

Alles, was er äußerte, war ſo wahr und herzlich, daß ich ſeine Neugier über alles, was er von den Lutheranern zu wiſſen verlangte, gern befriedigte. Er hatte, wie leicht zu erachten, manche ſonderbare Meinungen eingeſogen, und ſah ſich nun auf einmal durch einen Lutheraner ſelbſt widerlegt. Was ihn mit dieſen ſogenannten Ketzern noch mehr ausſöhnte, war die grö-

größere Aehnlichkeit, die er, aus meiner Erzählung, in den kirchlichen Einrichtungen der Lutheraner mit den katholischen fand, und welche die Reformirten nicht hatten. Dieß war für ihn ein sehr wichtiger Umstand, und er bekannte nun selbst, nach seiner Weise, wie schädlich es sei, wenn man irrige Meinungen habe, weil man dadurch gar leicht zu Liebloſigkeit könne hingeriſſen werden. Laßt uns gute Chriſten bleiben, sagte ich, und drückte ihm die Hand, und dann nicht weiter fragen, zu welcher Kirche wir uns bekennen; aber laßt uns ein jeder das nöthige Vertrauen zu der unſrigen haben, und ein wahres Beiſpiel von einem tugendhaften Chriſten in derſelben seyn.

Bei Gott, das gefällt mir! rief er frölich aus und ſtieß dazu unſern Gefähr-

ten

ten in die Seite, der vielleicht deſto mehr dabei dachte, je weniger er redete. Bei Gott, das iſt ſo recht nach meinem Herzen! ſagte der junge edle Mann voll Wärme. Wißt Ihr was: bleibt heute bei uns auf unſerm Alp: meine Aeltern werden Euch auftragen, was ſie nur auftreiben können, und meine Schweſter ſoll euch Schweizerliedle dazu ſingen.

Ich danke Euch herzlich, gab ich ihm zur Antwort, aber ich muß einmal morgen am Züricher See eintreffen, ſonſt könntet Ihr mich gar leicht bereden, nicht nur einen, ſondern auch wohl mehrere Tage bei Euch zu bleiben; doch will ich eine halbe Stunde bei Euch einkehren, um auch Eure Aeltern und Eure Schweſter kennen zu lernen. O die wird Euch gewiß gefallen, ſagte er mit ſtolzem Lächeln,

cheln, denn ſo giebt es weiter kein Mädchen im Gerſauer Gebiete. Dieß machte mich aufmerkſam, denn von einem zwanzigjährigen jungen Bauer hätte ich eher erwartet, ein anderes Mädchen ſo ſchildern zu hören, als ſeine Schweſter.

Es währte nicht lange, ſo kamen wir an den Alphof, deſſen maleriſche Bauart aus den hohen Bäumen, die ihn von einigen Seiten umgaben, noch reizender erſchien. Ich folgte der Einladung und ward von Vater und Mutter, die beide zu Hauſe waren, freundlich empfangen. Letztere holte ſogleich, als ſie hörte, daß ich noch bis zum kalten Bade wollte, fette Nidle oder Milch, und Brod und Butter herbei, womit ich mich wieder erquickte, indeſſen mein junger Freund weggegangen war, ſeine Schweſter aufzuſuchen.

Nach

Nach einer kleinen Weile brachte er ſie an ſeiner Hand geführt. Seht Ihr, ſprach er freundlich, daß iſt meine Schweſter, und legte ihre Hand in die meinige. Das Mädchen ſtand mit einer Unſchuld und Freimüthigkeit vor mir da, wie man beide nicht ſchöner vereiniget ſehen kann. Sie war in der That liebenswürdig, und hatte etwas in ihren Geſichtszügen, das man gern zuſammen ſuchen wollte, um es recht genau zu faſſen. Man hätte zweifeln können, ob wirklich eine Bäuerin unter dieſem Gewande verborgen ſei; denn ſo einfach ſie auch war, ſo blickte doch ſo viel Geiſt und feines Gefühl aus dieſer Einfachheit hervor, daß man ſich durch den Anblick getäuſcht glaubte; dann aber bewies wiederum ihr ganzes Reden und Thun, daß dieſe Außenſeite nichts weniger als ein falſcher Schein ſei. Zweimal

mal sah sie ihren Bruder an und nickte lächelnd mit dem Kopfe, und dann sah sie wieder forschend auf mich herab, als wenn sie eine gefundene Aehnlichkeit vollends aufs Reine bringen wollte. Ihr Bruder verflocht sie in unser Gespräch, und sie war freimüthig, aber immer unbefangen und sittsam. Ich faßte sie freundlich bei der Hand, und sie ließ es eben so freundlich geschehen. Ich sah ihr aern in die großen offnen Augen, und das gute Mädchen sah nicht weg. — Hatte ich eine andere Absicht dabei, als weil mir ihr sanfter und edler Ausdruck wohl that? — Ich war mir wenigstens keiner andern bewußt.

Indessen hatte der Führer zweimal Recht, daß er mich an die Fortsetzung unserer Bergreise erinnerte. Denn wozu

konnte

konnte es eigentlich helfen, daß ich ihr so lang in das Blau ihrer ſanften Augen ſah? Und viele Zeit hatte ich auch nicht mehr übrig, um das kalte Bad noch zu erreichen.

Ich wollte einiges Geld für die genoſſenen Speiſen auf den Tiſch legen, aber ich kam ſchön damit an. Der junge Mann hätte mich deswegen beinahe unfreundlich behandelt. Ich nahm Abſchied von den Aeltern und Kindern, und es ward mir ſchwer, mich von den letztern zu trennen. Dieſe wollten mich aber ſchlechterdings noch eine Strecke begleiten, und ich konnte es ja wohl geſchehen laſſen. Clevele (ſo hieß das liebe Mädchen,) pflückte einen Blumenſtrauß, und nahm mir alsdann den Huth vom Kopfe, um ihn drauf zu ſtecken. Ungeachtet ihre

Klei-

Kleidung durch ihre Reize gehoben wurde, so würde sie doch in dem Anzuge eines Berner Bauermädchens noch mehr geglänzt haben. Aber auch in ihrem gewöhnlichen Anzuge war sie schön.

Wir unterhielten uns von mancherlei Dingen, und waren ziemlich ernsthaft geworden. Die Zeit verging so schnell, daß ich gar nicht wußte, wo sie hingekommen war. Nun mußten wir uns aber endlich doch trennen. Beide Geschwister baten mich, daß ich ihnen versprechen sollte, sie ja noch einmal zu besuchen, und ich hatte wirklich Lust dazu: aber ich habe sie nachher nie wieder gesehen. Treuherzig und theilnehmend schüttelte mir der Bruder die Hand, als wir von einander schieden. Gern hätte ich dem liebenswürdigen Clevele einen Kuß auf die rosige Wange gedruckt,

drückt, und ſie hätte mich in ihrer Unſchuld vielleicht wieder geküßt: aber alles, was ich über mich gewinnen konnte, war, daß ich ſie Du nannte. Lebe wohl, ſagte ich, gutes Clevele, und ſei ganz glücklich. Du auch, entgegnete ſie traulich, und vergiß nicht wiederzukommen.

Dieſe letzten Worte klangen mir noch in den Ohren, als beide Geſchwiſter ſchon längſt aus meinen Augen verſchwunden waren. O wie ſchön, dachte ich, o wie ſchön müßte ſichs hier wohnen, auf dieſen blumigen Matten, unter den hohen gewölbten Bäumen, wenn man keine andern Bedürfniſſe fühlte, als dieſe guten Menſchen! Wie ruhig und heiter müßten die Tage des Lebens an der Seite eines Clevele dahin ſchwinden!

Schon ſtand der Mond am Horizonte und ſchien mich zu ſüßen Schwärmereien einzuladen; aber mein Führer entriß mich ſeinem ſchmeichelnden Einfluß, indem er mich auf einmal herumdrehte, daß mir die Gegenden umher, an die ich izt freilich nicht gedacht hatte, ſchön und überraſchend ins Auge fielen. Der Vierwaldſtädter See lag gleich einem großen Spiegel in dem ſich krümmenden weiten Bergſchlunde wie eingegoſſen vor mir da. Die kräftigen Bilder, die er von ſeinen felſigen und beſchattenden Einfaſſungen zurückwarf, zeugten von der Ruhe, in der er ſich befand. Oberhalb zur Rechten an demſelben ſah man Lucern an ſeinen Ufern liegen, und drüber hinaus die Fruchtgefilde dieſes Cantons. Zur Linken von Lucern erhob ſich der ſtolze Pilatusberg aus dem nämlichen See, deſſen Schatten-

ſeite die Unterwaldner beleuchteten Berge, die hinter ihm lagen, dem Auge gleichſam näher brachten. Weiter rückwärts, dem Pilatusberg zur Linken, ſah man die Engelsberger Gebirge ſich an die große Gebirgskette des St. Gotthardt anſchließen — ein furchtbarer Hintergrund zu einem äußerſt romantiſchen Vorgrunde. Ich ſtand lange unbeweglich, und nur die Vorſtellung, daß ich auf der Höhe des Bergs ein noch weit intereſſanteres Schauſpiel haben würde, konnte mich vermögen, dem Gegenwärtigen nach einer Weile wieder den Rücken zu kehren, und dem Ruhepunkte meiner dießmaligen Wallfarth näher zu rücken. Dieſer Zweck ward auch endlich erreicht, wobei ich mich jedoch mehrmals wieder umgekehrt hatte, um der majeſtätiſchen Ausſicht wiederholt zu genießen.

Das

Das Wirthshaus, welches man beim kalten Bad findet, ist für den Ort, wo es steht, immer lobenswerth. Es dient doch den Wallfahrenden, welche das Wunderbad besuchen, und den Reisenden, welche den Rigiculm von dieser Seite besteigen wollen, zur Aufnahme und Bewirthung. Das Bad selbst ist eine Art von hölzernem Kasten, der sich auf einem viereckigen, von drei beinahe senkrechten Felsenwänden und einer Einsiedlerhütte, umgebenen Platze befindet. Dieser Kasten ist beständig mit Wasser angefüllt, was zwischen zweien dieser Felsen hervorfließt. Das Wasser ist sehr kalt und rein, und scheint keinen mineralischen Gehalt zu haben. Man hält es außerordentlich gut wider Rückenschmerzen, Krämpfe, Mutterwehen und mancherlei Fieber; vorzüglich aber schreibt man ihm, wie ich von

dem

dem Geiſtlichen der dabei befindlichen Capelle erfuhr, eine ungemeine Kraft zur Fruchtbarmachung junger Weiber zu; doch will es bei Frauen von gewiſſen Jahren itzt freilich nicht mehr recht anſchlagen. Die Leute, die ſich deſſen bedienen, ſetzen ſich mit den Kleidern hinein. Der Capellan, ein gefälliger junger Mann, wußte mir von mancher vortreflichen Cur zu erzählen. Die vormals hier befindliche Einſiedelei iſt eingegangen. Man hat von dieſem Platze faſt die nämliche Ausſicht, die ich vorhin beſchrieben, nur daß man ſich höher befinder, und hie und da noch einen weitern Geſichtskreis hat. Selbſt im Mondenſchein iſt dieſe Gegend vortreflich. Der Abend war ſehr ſchön und verſprach einen heitern Morgen — das Wünſchenswürdigſte auf dieſem Berge, wenn man das herr-

herrliche Schauſpiel des Aufgangs der Sonne von der Spitze deſſelben genießen will.

Es war noch nicht drei Uhr, als mein Führer mich weckte und mir einen ſchönen Morgen verkündigte. Wir hatten noch drei Viertelſtunden zu ſteigen, um auf den Culm zu kommen: ich war ſehr bald angekleidet, um meinem Führer zu folgen. Es war ſehr kühl, wie es auf den hohen Bergen gewöhnlich iſt, und der Boden war naß. Unterwegs zeigte mir mein Führer ein ſonderbares Bergloch, welches unter dem Namen Keſſis Bodenloch bekannt iſt. Es befindet ſich daſſelbe in dem natürlichen Gemäuer, aus welchem dieſer Berg gröſtentheils zuſammen geſetzt iſt, hat ohngefähr vierzig Schuhe Tiefe und oben fünf Schuhe

Breite,

Breite, wird aber nach und nach wieder enger. So weit das Auge reicht, ist dieser Schlund perpendicular; wirft man aber einen Stein hinein, so fällt derselbe, wie man deutlich hören kann, weit unten wieder heraus, und braucht eine halbe Minute Zeit, bis er seinen Fall vollendet hat. Diese natürlichen Mauern, die aus kleinen durch Wasser abgeschliffenen Steinen von mancherlei Arten bestehen, welche durch einen Sandmörtel mit einander verbunden sind, können sich hier schlechterdings nicht erzeugt haben, sondern beweisen zur Gnüge, daß sie auf den darunter befindlichen Felsen durch eine große Überschwemmung angeworfen und aufgethürmt worden sind.

Nachdem ich dieses Bergloch besehen hatte, bestiegen wir vollends den Culm oder

oder den Gipfel des Bergs. Noch verkündigte erſt Aurorens voranſchwimmende Beleuchtung den baldigen Aufgang der Sonne. Der Berg, auf welchem ich mich befand, ſtand da wie eine Trümmer im öden Nichts, und eben ſo ſah man aus der Ferne die übrigen hohen Bergſpitzen iſolirt empor ragen. Rings umher in der Tiefe ſchien die Erde mit Waſſer bedeckt zu ſeyn, welches auch die niedrigen Gebirge traf. Alles hatte das Anſehen einer großen Veränderung in der Natur, und bloß die höheren Berge ſchienen noch vor der allgemeinen Zerſtörung durch Waſſer geſichert zu ſeyn. Übrigens hatte alles, was noch ſichtbar war, einen grauen und kalten Ton des allgemeinen Abſterbens. Aber nun rötheten ſich allmählig die höchſten Spitzen der gegenüberſtehenden Bergkette. Sie

ringen gleichsam erst an zu glimmen, bevor sie sich in dem völligen Flammenglanze des höchsten Lichts zeigten. Aber auch dann war die Zinne des Rigiculms, auf welcher ich stand, noch unbeleuchtet, und es dauerte noch eine kleine Weile, ehe die ersten Strahlen der Sonne mir ins Auge fielen. Der Anblick ihrer Erscheinung gewährt allerdings ein prächtiges Schauspiel. Mit einem Male wird die todte Natur zu neuem Leben erwärmt. Die Nebel und Dünste, welche auf den niedern Regionen der Erde schweben, und mit dem Gewässer des Sees nur Ein Element auszumachen scheinen, werden allmählig zerstreut, und der nackte Grund von scheinbarem Wasser verwandelt sich nun unvermerkt in seine natürlichen Gestalten, und empfängt wieder sein eigenthümliches Colorit. Die ganze Gegend um-

umher, so weit das Auge nur zu reichen vermag, ist sichtbar geworden: man genießt nun eines der herrlichsten Schauspiele, das man sich denken kann, und empfindet bei dem Anstaunen der erhabenen Natur die unendliche Größe des Schöpfers.

Obgleich der Pilatusberg weit höher ist als der Rigiberg, so ist die Aussicht auf letzterm doch beinahe noch schöner als auf jenem, welches bloß von der Lage herrührt. Man sieht auf dem Rigiculm ebenfalls dreizehn Seen, wie auf dem Pilatusberg, nur daß man auf jedem dieser Berge zwei verschiedene andere entdeckt, die man, der Lage wegen, nicht vor dem andern wahrnehmen kann. Die Ansicht von den eilf übrigen bleibt beiden gemeinschaftlich. Übrigens kann man

von

von der Höhe dieſes Berges freier umher ſehen; denn man überſieht nicht nur den größten Theil der Cantone Lucern, Unterwalden, Schweiz, Zugg und Zürich, ſondern auch das Aergau, die freien Aemter, und viele Gebirge von andern Gebieten. Wiewohl dieſer Berg nur zu den Bergen der dritten Höhe gerechnet werden kann, ſo hat er doch, ungeachtet er an einigen Seiten ſteil genug iſt, zehen Stunden im Umfang. Auf drei Seiten, gegen Morgen, Mitternacht und Abend, iſt er beinahe ganz mit Waſſer umgeben. Gegen Mittag ſtufet er ſich durch verſchiedene Hügel ab, und ſo beinahe bis nach Schweiz hinein. Von der Mittag- und Abend-Seite iſt er am bequemſten zu beſteigen; gegen Morgen und Mitternacht aber am ſteilſten, doch iſt der Weg auf der Morgenſeite deſſen ungeachtet ſo

gut,

gur, als er in ſolchen Gegenden ſeyn kann. Das Haupt des Berges iſt ganz von Bäumen und Geſträuchen entblößt, und ſelbſt die Pflanzen, welche daſelbſt noch wachſen, ſind ſehr klein. Auf der Morgenſeite befinden ſich die ſtärkſten Tannenwälder und ſehr hohe Waſſerfalle, in welchen vortrefliche Forellen ſchwimmen, die theils ſchwärzlich, theils perlfarbig ſind. Auf der Mitternachtſeite aber iſt er am allerſteilſten und kahlſten, beſonders nach der Höhe zu. Im Ganzen iſt er jedoch in den niedern Gegenden ſehr fruchtbar an Viehweiden, und ernährt eine große Menge Heerden von Kühen, Schaafen und Ziegen. Erſtere allein belaufen ſich auf 3000 Stück. Man kann ſeine Fruchtbarkeit auch daraus beurtheilen, daß der Capellan beim kalten Bade bloß von den Sennen, die

sich auf dem Berge befinden, und deren Zahl sich auf 150 belaufen soll, gewählt und erhalten wird. Der größte Theil desselben gehört dem Canton Schweiz, der kleinere dem Canton Lucern wegen der Vogtei Wäggis und das übrige der Republik Gersau.

Nachdem ich mich an dem herrlichen Anblick umher lange genug geweidet, und von meinem Führer über alles, was ich zu wissen wünschte, hatte belehren lassen, mußte ich mich denn doch bequemen, den Berg wieder hinabzusteigen. Da ich über den Zugger See und den Albis an den Zürcher See zurückkehren wollte, so führte mich mein Weg über das Capuzinerkloster und von da hinunter nach Arth. Ehe ich die Capelle der heiligen Maria zum Schnee, von der man eine Stunde

bis

bis auf den Rigiculm rechnet, erreichte, überließ ich mich noch oft der reizenden Aussicht über den Zugger und Lovenzer See. In dem letztern befinden sich zwei Inseln; auf der größern sieht man noch Ruinen eines alten Schlosses, dessen letzter Besitzer ein östereichischer Landvogt gewesen seyn soll, der noch itzt bei allen hübschen Mädchen als ein garstiger Unhold im Andenken ist. Etwas weiter hin sieht man den Flecken Steinen, der durch Stauffachern, einen von den drei Stiftern des Schweizerbundes, und sein treffliches Weib berühmt geworden ist.

Bei dem ziemlich guten Wege, welcher den Berg hinab führt, kam ich sehr bald zu dem kleinen Capucinerkloster, zu welchem im Sommer wegen der heiligen Maria zum Schnee noch mehr gewallfarthet

farthet wird als zum kalten Bade. Es liegt sehr angenehm in einem Bergthale; denn auf beiden Seiten ist es von Bergen eingeschlossen. Man sieht hier vortreffliche hohe Tannen, deren Aeste bis auf die Erde reichen. Es befinden sich bei diesem kleinen Kloster oder Hospitium zwei Wirthshäuser und auch noch einige andere Wohnungen, die seit einiger Zeit, selbst im Winter, nicht mehr verlassen werden. Ich beschloß mit den Herren Capucinern Bekanntschaft zu machen, um vielleicht durch sie auf Merkwürdigkeiten aufmerksam gemacht zu werden, die mein Führer etwa nicht kennen oder nicht dafür ansehen möchte, wie dieß zumal bei naturhistorischen sehr oft der Fall ist. Kaum hatte ich mich bei ihnen angemeldet, als mir einer von den Mönchen freundlich entgegen kam, der, sobald er

mich

mich erblickte, in ein frohes Erſtaunen ausbrach und mir die halb erhobenen Arme entgegenſtreckte. Anfangs glaubte ich, er irre ſich in der Perſon, aber er ließ mich nicht lange in Ungewißheit, ſondern nannte mich beim Namen, und pries ſich glücklich, daß er mich noch einmal wieder ſahe. O ich habe oft für Sie gebetet, ſprach er mit rührendem Nachdruck, und danke dem Himmel, daß ich Ihnen nach einigen Jahren noch beweiſen kann, mit welcher Wärme ſich Ihnen mein Herz verpflichtet fühlt.

Noch immer ſuchte ich während dieſer Reden in meiner Erinnerung das Bild des ehrwürdigen Mönchs, der mir zwar nicht unbekannt war, dem ich aber den gehörigen Platz nicht anzuweiſen wußte. Sollten Sie ſich des Namens

Theophilus nicht mehr erinnern? — Doch sie wären sehr zu entschuldigen, wenn Sie sich auf diesen nicht mehr besännen, ich aber nie, wenn ich den Ihrigen vergessen könnte.

Bei diesen Worten erkannte ich auf einmal in dem guten Pater einen Reisegefährten, der mir vor ein paar Jahren auf der Diligence von Straßburg nach Basel eine sehr angenehme Bekanntschaft geworden war. Die Dankbarkeit des frommen Mannes rührte von einem Umstande her, den ich nicht erzählen würde, wenn es nicht um seinetwillen geschähe, und der übrigens von der Art ist, daß gewiß jeder Andere, als ich, eben so gehandelt haben würde, ohne sich dadurch einen besondern Werth beizumessen. Da er als Capuciner kein Geld bei sich führte,

und

und deswegen von dem Poſtmeiſter und den Poſtillionen auf den erſten Statio-nen mißhandelt wurde, ja vielleicht bei ſolchen Umſtänden auf dem ganzen Wege hätte hungern müſſen, ſo betrachtete ich ihn ganz als meinen Geſellſchafter und bezahlte überall für ihn. Je näher ich ihn kennen lernte, deſto lieber wurde er mir, denn ich fand in aller Abſicht einen vortreflichen Mann in ihm und einen warmen Freund der Natur, die ſeinem ſchon lange nicht mehr jugendlichen Her-zen noch immer die wärmſten Empfin-dungen einflößte. Ich bat ihn um Ver-zeihung, daß ich mich ſeines Namens nicht ſogleich erinnert hätte, und entſchul-digte mich mit der Menge von Geſich-tern, die ich ſeitdem geſehen: im Grunde aber machte mir mein Herz doch ſelbſt Vorwürfe, daß es das Bild des Paters

Theo-

Theophilus nicht beſſer verwahrt hatte. Der vortrefliche Mann ſuchte mich bei mir ſelbſt zu rechtfertigen, und ſtrömte ganz von Dankgefühlen über. Ich bat ihn inſtändigſt, der kleinen Gefälligkeiten, die ich ihm erwieſen, nicht weiter zu erwähnen. O es ſind nicht die Wohlthaten, die ich Ihrem Beutel zu danken habe, erwiederte er, ſondern die Wohlthaten, die mir aus ihrem Herzen zuflossen, welche ich niemals vergeſſen kann. Sie begegneten mir liebreich, als mich Andere mißhandelten; Sie nahmen mich in Ihren Schutz, und entzogen mich allen den Demüthigungen und Unannehmlichkeiten, die ich ſonſt auf dieſer ganzen Reiſe hätte erfahren müſſen. Sehen Sie, dieß iſts, warum ich Sie nie vergeſſen werde, und warum mein Herz ſtets an Ihnen hängen wird, wenn Sie

gleich

gleich ein Proteſtant ſind. Ich fiel ihm um den Hals, und konnte ihn kaum wieder zum Schweigen bringen. — O Gott, dachte ich heimlich bei mir, ſo gedeihet auch die kleinſte pflichtgemäße That, und trägt vielfältige Früchte für uns und Andere.

Seine Confratres kannten mich, ſo bald er ihnen meinen Namen nannte, und bewillkommneten mich ſehr freundlich. Es ward ſogleich ein gutes Frühſtück bereitet, und man bat und nöthigte mich, einige Tage in ihrem Kloſter vorlieb zu nehmen. Ich entſchuldigte mich aber mit dem Verſprechen, welches ich gethan, noch am nämlichen Abende am Züricher See einzutreffen, und der gute Pater Theophilus ward faſt traurig darüber. Nach einer kurzen Erzählung mei-

ner Reisebegebenheiten, bis auf die Bekanntschaft mit Clevele und ihrem Bruder, die ich ihm beide bestens empfahl, bat ich ihn, mich von den Natur-Merkwürdigkeiten dieser Gegend zu unterrichten. Die herrliche Aussicht, sagte er, ist wohl die größte: die übrigen sind nicht von Belang. Hierauf erwahnte er ohngefähr das Nämliche, was ich von diesem Berge bereits gesagt habe, und führte mich in eine Höhle, die etwa eine Viertelstunde vom Kloster liegt, und das Bruderbalm heißt. Sie ist sehr geräumig aber niedrig, und man kann hier das natürliche Gemäuer, aus welchem der obere Theil des Bergs besteht, sehr gut wahrnehmen. Sonst ist in der Höhle, außer einigen Tofsteinen oder Salactiten nichts Merkwürdiges. Wir gingen darauf wieder nach dem Kloster zurück,

und

und es that mir selbst leid, daß ich den Bitten meines ehrwürdigen Freundes nicht nachgeben konnte. Ich versprach ihm ebenfalls, wenn es irgend möglich wäre, ihn noch einmal zu besuchen, ehe ich die Schweiz verließe; und in meinem Herzen hatte ich diesen Vorsatz stets, sobald ich von guten Menschen scheiden mußte.

Da ich meinen Führer bei dem Kloster schon verabschiedet hatte, weil ich nun nicht mehr fehlen konnte, so begleitete mich Pater Theophilus bis an das Untere Dächlein, welches ein Haus ist, das den Pilgrimen und Fremden ebenfalls zur Herberge dient. Hier schieden wir gerührt von einander, und nach einer kleinen Stunde war ich, da es bergunter ging, am Zugger See in Arth,

wel-

welcher Flecken zum Canton Schweiz gehört. Hier nahm ich eine Gondel bis Zugg, und dachte beim Einsteigen in dieſelbe, recht lebhaft gerührt, an die drei mir ſo lieben Perſonen, die ich auf dieſem Berge zurückließ. Dieſe Stimmung miſchte ſich in alle Gefühle, welche durch die angenehmen Gegenden am Zugger See in mir erregt wurden, und ich konnte die Gegenſtände, die ich wahrnahm, nur im Allgemeinen bemerken. Auch Zugg war nicht der Ort meines Bleibens. Ich eilte durch die ſchöne Aue von dieſer Stadt bis an den Albis, um noch zeitig genug auf dieſen Berg zu kommen, von welchem man eine ganz vortrefliche Ausſicht über den herrlichen Züricher See hat. Hier verweilte ich lange, und weidete mich an den mannichfaltigen reizenden Orten, die ſeine Ufer decken, wo mir ſo

man-

manches Plätzchen lieb geworden war. Mit Vergnügen erblickte ich Zürich, das Athen des eidgenoſſiſchen Freiſtaats, zur Linken am See wieder, ungeachtet ich es noch nicht lange verlaſſen hatte, und freute mich des Wiederſehens mancher mir ſehr werthen Bürger deſſelben. Nach anderthalb Stunden langte ich bei meinen Freunden am See an, die mich wieder in ihre gaſtfreie Wohnung aufnahmen, und gegen die meine Dankbarkeit eben ſo wenig erkalten wird, als die dankbaren Empfindungen des guten Theophilus gegen mich, der jedoch mir lange nicht ſo viel ſchuldig war, als ich dieſen und manchen Freunden in der Schweiz bin, die mir meinen Aufenthalt daſelbſt ſo angenehm und unvergeßlich gemacht haben.

Ich hatte bereits von meinen Freunden gute Nacht genommen, und ſchweifte noch bei der hellen Beleuchtung des Mondes auf dem See herum, als mir alle Bilder der letztern Tage noch einmal recht lebhaft vorſchwebten. Unter dieſen Gedanken fing ich an mich zu entkleiden, und dachte nicht, daß ich noch eine angenehme Überraſchung erfahren ſollte. Ich fand nämlich in meiner linken Rocktaſche das ſchöne Fernglas des Pater Theophilus, das er mir ſchon auf unſrer Straßburger Reiſe hatte aufdringen wollen, und das ich nicht angenommen hatte, weil es ihm, da er ein kurzes Geſicht hatte, als einem Freunde der ſchönen Natur unentbehrlich war. Es war in Mailand verfertiget, und machte mir die Gegenſtände außerordentlich hell, ohne ſie zu verkleinern. Er hatte es dießmal

weder

weder erwähnt noch blicken lassen, wahrscheinlich um es mir deſto sicherer beizubringen. Ich fühlte den Werth seiner Gabe ganz, und legte das Fernglas zu dem welken Blumenstrauße, den ich von Clevele erhalten hatte. Glückliche Nachbarschaft! sagte ich laut, und betrachtete noch einmal die lieben Geschenke. O gewiß werden sich die guten Menschen, an die ihr mich noch lange erinnern werdet, einander finden, und dann wird mein Andenken deſto sichrer unter ihnen erhalten werden. Mit diesen Gedanken schlief ich ein, und am andern Morgen war mein erster Blick wieder auf die lieben Geschenke vom Rigiberge gerichtet.

Die Brautwerbung.

Die Brautwerbung.

Da lieg' ich nun, ich armer Gichtbrüchiger, von aller Welt verlaſſen, und nur nothdürftig um Lohn gepflegt! Kein Geſicht um mich her verändert ſich, wenn ich einmal, von Schmerzen gepeiniget, laut aufſchreie und das fürchterliche Zucken mit verbiſſenem Wimmern zu beſänftigen ſuche. Fodr' ich irgend eine Hülfleiſtung, ſo bewegen ſich alle Hände und Beine, die mir zu Gebote ſtehen, in ſo ruhiger natürlicher Ordnung, als wären es lauter künſtliche Uhrwerke. Mit jedem

dem Male, wenn ich mir das Kopfkiſſen rücken oder die Lage der Beine ein wenig verändern laſſe, fühle ich, ach! nur zu ſehr, daß ich dieſen kleinen Dienſt bloß einem Groſchen verdanke; denn ſo viel mag ohngefehr bei dem reichlichen Lohne, den ich gebe, darauf kommen. Ich achte es noch für ein Glück, wenn ich nicht etwa gar einen Frohndienſt darin empfinde. Dabei werde ich noch obendrein von allen Seiten betrogen, und darf es mir nicht einmal merken laſſen, wenn es nicht meine armen Gliedmaßen wieder entgelten ſollen. Jeden Morgen leſe ich in Aller Augen die abermals fehlgeſchlagene Hoffnung, ſich endlich einmal in dem Beſitz des reichlichen Vermächtniſſes zu ſehen, das ich ihnen, wie ſie wiſſen, ausgeſetzt habe; und trotz aller guten Worte, erhalte ich doch nie eine freund-

liche

liche Miene. O das ist ein wahres Jammerleben! Der einzige Trost, den ich noch habe, ist mein redlicher Pfarrer; aber freilich hilft mir seine Theilnahme wenig mehr als meinen Unmuth darüber schwächen: meine Lage und Pflege bleibt dabei doch immer die nämliche.

Doch da alles dieß nun einmal nicht zu ändern ist, so wollte ich mich noch gern darüber zufrieden geben, wenn mich nur mein Gewissen nicht alle Augenblicke daran erinnerte, daß ich meinen traurigen Zustand selbst verschuldet habe. Hätte ich in meinen jüngern Jahren ordentlich gelebt, und das häusliche Glück, die größte Wohlthat des Lebens, nicht übermüthig verschmäht; oder hätte ich wenigstens dann noch zeitig genug meine Vorurtheile besiegt, und mir durch eine

vortheilhafte Lage, mittelst meiner Hand, ein gutes Mädchen ohne Vermögen und lästige Ansprüche verbindlich gemacht: so hätte ich itzt eine treue dankbare Pflegerin, die sich unaufgefordert bemühen würde, mir meine Leiden zu lindern und mich mit ihrer theilnehmenden Sanftmuth zu trösten.

Denke ich aber gar an den wahrscheinlichen Fall, daß ich einer der glücklichsten Menschen hätte werden können, wenn ich, unschuldig und lasterfrei wie ich war, als ich zum Besitz meines mütterlichen Vermögens gelangte, meine Glückseligkeit in der Verbindung mit einem liebenswürdigen und tugendhaften Mädchen gesucht hätte: o dann vergesse ich mich oft, und male mir dieses reizende Bild so lebhaft aus, daß ich alsdann

dann nur um so schmerzlicher empfinde, wie viel ich dem thörichten Genusse nie beglückender Leidenschaften aufgeopfert habe. Mein treues Weib, das noch immer mit jener Zärtlichkeit an meinem Herzen hangen würde, mit der sie mich vormals an ihren liebevollen jugendlichen Busen gedrückt hätte, würde itzt sorglich und wohlthätig mir zum Haupte sitzen, auf jede meiner Mienen lauschen, und alles aufbieten, mir meine Leiden durch ihre sanfte Pflege erträglich zu machen. Meine Kinder, die wohlgerathenen Früchte unserer keuschen ehelichen Liebe, würden mich auf ihren Händen tragen; und hoffnungsvolle Enkel würden mir vielleicht mit ihren unschuldigen Spielen die Zeit verkürzen. O welch ein süßer Traum! Müßt' ich doch nicht so schmerzlich von ihm erwachen! Oder träumt' ich ihn

lie-

lieber nie! Er vermehrt ja so nur meine Qual.

Da liegen nun meine Güther, in ein reizendes Paradies umgeschaffen! Ich besitze sie bloß noch zum Scheine. Nicht einer meiner Sinne darf auf den mindesten Genuß derselben mehr Anspruch machen. Ich bin ärmer als ein Bettler; denn ich sitze im Überfluß und darbe. Hätte ich Kinder, so würde ich bei dem Anblick ihres Genusses mit genießen, die frohe Erinnerung der glückseligen Vergangenheit würde mir diesen Scheingenuß verwirklichen; und der heitere Blick in die glückliche Zukunft meiner Kinder würde die geliebte Beschäftigung seyn, die ich mit in jene Welt hinüber nähme.

Und wer weiß, ob ich dann hier läge

und

und leiden müßte! Wer weiß, ob ich dann nicht als ein gesunder, froher Greis in meiner verschönerten Natur, unter den kühlen Schatten der hohen Platanen, von allen meinen Lieben umringt, noch umher wandeln, und an allen ihren Vergnügungen Theil nehmen könnte! Auf jeden Fall würde ich der Glücklichste unter ihnen seyn; denn es würde ja nur von mir abhängen, sie immer froher und vergnügter zu machen. Und wer das von innen und außen zu thun vermag, dessen Glückseligkeit ist wohl nicht leicht eines Zusatzes fähig.

Solche Betrachtungen waren die tägliche Unterhaltung des alten Geheimenraths Ellerbach, die er entweder in der Stille anstellte, oder gegen seinen redlichen

chen Pfarrer, der ihn faſt alle Tage beſuchte, mit Seufzen erneuerte. Die letzte ſeiner Aeußerungen war die einzige unter allen ſeinen angenehmen Vorſtellungen, die ihm in ſeinem Herzen kein peinliches Nachweh verurſachte. Er hing ihr daher in ſeiner traurigen Einſamkeit nach, und fand, daß ihm doch noch ein Mittel übrig ſei, von ſeinem beträchtlichen Vermögen einen weſentlichen Vortheil zu ziehen, nämlich den Vortheil einer ſich bewußten Gewalt, Andere damit beglücken zu können; und auf dieſe Art gedachte er ſich ſeiner Schuld doch einigermaßen zu entledigen. Sein Hauptaugenmerk dabei war, mehrere Heirathen zu begünſtigen, in ſo fern ſich dieß alles bewirken ließe, ohne dem künftigen Beſitzer die Einkünfte des herrlichen Rittersitzes zu ſehr zu ſchmälern, damit er im Stande bliebe, die vortref-

treflichen Anlagen und Verschönerungen, mit welchen er den ohnedieß herrlichen Naturgegenden zu Hülfe gekommen war, auf eine angemessene und geschmackvolle Art zu unterhalten. Er entdeckte sein Vorhaben dem würdigen Pfarrer, der ihm nicht nur anlag, es sobald als möglich ins Werk zu richten, sondern sich auch der Sache selbst unterzog, und nur in Ansehung der Heirathsplane einige Veränderung anrieth, um dabei jeden Schein von Zwang zu entfernen.

Der Geheimerath hatte keine andere natürliche Erben, als die Kinder zweier verstorbenen Stiefbrüder, die den nämlichen Vater, aber eine andere Mutter gehabt hatten. Von dem ältern war ein einziger Sohn vorhanden, von dem jüngern aber drei erwachsene Töchter, die

mit

mit ihrer Mutter in B** von einem kleinen Vermögen und einer Penſion lebten, welche letztere als Hofrathswitwe bekam. Der Geheimerath hatte beide Brüder geliebt, und ihnen manchen Vortheil zufließen laſſen; und dieſe Neigung war auf die Kinder übergegangen, wenn er ſchon ſeine Nichten nur ſehr jung gekannt hatte und ſich nicht weiter um ſie zu bekümmern ſchien. Alle drei Brüder hatten in ſo großer Entfernung von einander gelebt, daß ſich die Kinder der beiden jüngern noch niemals geſehen hatten. Hätte der Geheimerath ſeine Schwägerin nicht für eine eitle und unausſtehliche Närrin gehalten, ſo hätte er ſie vielleicht mit ihren Töchtern zu ſich genommen; aber ſo mochte er nichts von ihr wiſſen. Sein Neffe war ein junger Mann von Verdienſten, der ſich alle Fähigkeiten zu

einer

einer ehrenvollen Laufbahn erworben hatte, und ſchon im Begriff ſtand, ſein Glück zu machen. Er hatte ihn noch vor einigen Jahren geſehen, und ihm zum Beweis ſeiner Zufriedenheit ein anſehnliches Geſchenk zu einer Reiſe gemacht, ohne ihm jedoch zu einer beträchtlichen Erbſchaft jemals einige Ausſicht zu öffnen. Noch weniger hatte die Hofräthin, wie ſie ſelbſt meinte, für ſich und ihre Töchter zu erwarten, und in dieſer Vorausſetzung ſchimpfte ſie immer weidlich auf den alten geizigen Hageſtolz, um dadurch wenigſtens einige Rache an ihm zu üben.

Das Teſtament fiel jedoch ganz anders aus, als man erwartet hatte. Der Neffe ward als alleiniger Erbe ſämmtlicher Güther eingeſetzt, deren jährliche Ein-

Einkünfte ſich über fünftauſend Thaler beliefen, und ſollte eine ſeiner Couſinen heirathen. Von den beiden übrigen Schweſtern ſollte er jeder achttauſend Thaler auszahlen. Falls er aber, wie der Pfarrer weislich bedungen hatte, keine von allen dreien heirathen wolle, ſo ſollte eine jede von ihnen zwölftauſend Thaler bekommen; und bei einem ſolchen Capitälchen, meinte der Pfarrer, würden ſie alle der Gefahr, keine Männer zu bekommen, glücklich entgehen. Überdieß war ein Capital zu reichlichen Ausſtattungen für junge Bauermädchen von den zu dem Rittersitze gehörigen Dörfern ausgeſetzt. Alle dieſe und mehrere andere Legate fielen jedoch dem Erben der Güther keineswegs zur Laſt, ſondern wurden von Capitalien beſtritten, die außerdem dazu vorhanden waren.

Kaum

Kaum hatte das Teſtament ſein völliges Recht erlangt, ſo rieth der Pfarrer dem Geheimerath, ſeinen Neffen kommen zu laſſen, um ſich noch an deſſen dankbarem Gefühl zu vergnügen, und durch ſeine Aufmerkſamkeit eine herzliche Pflege zu verſchaffen. Mit Freuden willigte der Geheimerath darein; aber er hatte nicht mehr das Vergnügen die Ankunft ſeines Neffen zu erleben.

Dieſer war in aller Abſicht ein junger Mann, wie es nicht viele giebt. Bei ihm war es der Tugend einmal gelungen, ſich mit dem eigenſinnigen Glück zur Beſtimmung des Schickſals eines gemeinſchaftlichen Lieblings zu verbinden. Er beſaß von Natur die glücklichſten Anlagen, deren Ausbildung, durch die Sorgfalt

falt ſeiner Aeltern, frühzeitig in die Hände eines Mannes gefallen war, der zum Erzieher gleichſam geeignet ſchien. Einen gleichen wohlthätigen Einfluß hatte ſeine vortrefliche Mutter auf die Bildung ſeines Herzens. Gemeinſchaftlich mit ſeinem Lehrer hatte ſie über die Erhaltung ſeiner natürlichen Unſchuld gewacht, und ſo war es ihnen leicht geworden, jeden edlen Keim, der in ſeinem Herzen ſelbſt entſproſſen, nicht erſt wie ein fremdes Gewächs in daſſelbe verpflanzt war, auf das fruchtbarſte zu entwickeln. Dadurch hatte er aber auch ſchon frühzeitig ein richtiges und ſicheres Gefühl erhalten, welches ſeinen planmäßig gebildeten Verſtandeskräften überall zu Hülfe gekommen war.

Mit dieſen liebenswürdigen Eigenſchaften

ſchaften verband der junge Ellerbach eine edle Geſtalt und einnehmende Geſichtsbildung, ſo daß er die Meinung, daß in einem ſchönen Körper eine ſchöne Seele wohne, durch ſein Beiſpiel zu rechtfertigen ſchien. Beide ſtanden eben in der ſchönſten Blüte bei ihm, als er ſeinen Vater, und bald darauf auch ſeine Mutter verlor. Ihr rührender Abſchied von ihm beveſtigte die Liebe zur Tugend in ſeinem Herzen noch ſtärker, und bewahrte ihn immer vor den ſo gewöhnlichen Ausſchweifungen junger Leute, die ihr Glück und ihre Geſundheit meiſt ſchon zerſtört haben, ehe ſie gleichſam zu leben anfangen. Dagegen regte ſich in ihm ein Verlangen, ſich auszuzeichnen und emporzuſchwingen, und dieſe Leidenſchaft hätte ihm gefährlich werden können, wenn ſie nicht bei ſeiner übrigen Denkungsart eine

un-

unschädliche Richtung genommen hätte. Er beschloß nach seiner Aeltern Tode ihre unbeträchtliche Verlassenschaft ganz auf die Vollendung seiner wissenschaftlichen Bildung zu verwenden, die ihm auch nach einigen Jahren die gerechtesten Ansprüche auf ein vortheilhaftes Amt erwarb. Während er sich aber darum zu bemühen gedachte, setzte ihn die Großmuth seines Oheims in den Stand, vorher noch eine nützliche Reise zu machen; und von dieser war er unlängst erst zurück gekommen, als er durch den Brief des redlichen Pfarrers die Einladung zu seinem Oheim erhielt, und dessen thätige Absichten daraus vernahm.

Ellerbach säumte nicht, dieser Einladung sogleich zu folgen; aber so sehr er auch seine Reise zu beschleunigen suchte,

so

so kam er doch kaum noch zu rechter Zeit an, um seinem Oheim die letzte Ehre erweisen zu können. So schnell hatte er seinen Tod nicht erwartet. Ob er sich gleich dadurch in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gesetzt sah, so that es ihm doch weh, daß er seinem edelmüthigen Oheime nicht wenigstens die letzten Tage seines Lebens durch die Ergießungen seines dankbaren Herzens hatte versüßen können, um so mehr, da er hörte, wie er sich darauf gefreuet habe, daß er ihn nun auf immer bei sich behalten werde.

Der Pfarrer hatte indessen, in Verbindung mit den Gerichten, das Nöthige besorgt, und Ellerbach erstaunte über den Umfang und Werth seiner Erbschaft, als ihn der Pfarrer davon unterrichtete. Nach der Beerdigung schlug man ihm die

Er-

Eröffnung des Teſtaments vor; allein da ihm der Inhalt bereits bekannt war, ſo äußerte er, daß er es damit wolle anſtehen laſſen, bis er ſeiner Tante von dem Tode des Geheimeraths vorläufig Nachricht gegeben und ihre Antwort darauf erhalten habe. Er entdeckte hierauf dem Pfarrer, wie er aus Dankbarkeit gegen ſeinen Oheim gern geneigt ſeyn würde, ſich eine ſeiner Couſinen zur Gattin zu wählen, falls er nur eine darunter fände, die er lieben könne, und durch die er ſich ein dauerhaftes häusliches Glück, nach dem er ſich ſehne, verſprechen dürfe.

Es war in der That viel, daß ein ſo liebenswürdiger junger Mann, der ein ſo feines Gefühl und ſo viel Sinn für häusliche Glückſeligkeit beſaß, ſein Herz noch ſo unbefangen und frei erhalten hatte.

Viel-

Vielleicht war er noch durch keinen Gegenstand angezogen worden, der den Wünschen und Bedürfnissen desselben Gnüge geleistet hatte; vielleicht hatte ihn die unermüdete Beschäftigung seines Verstandes gehindert, sich mit den Empfindungen seines Herzens zu beschäftigen; vielleicht dachte er zu gut, ein liebenswürdiges Mädchen in sein Schicksal zu verwickeln, bevor es eine bestimmte Richtung genommen hätte; vielleicht erstickte sein ehrgeiziges Gefuhl die ersten Funken einer entstehenden Liebe, um sich in seiner Laufbahn nach dem vorgesteckten Ziele nicht aufhalten zu lassen; vielleicht hatten die Lehren seiner Mutter, die ihn in allen seinen Empfindungen zu leiten suchte, einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er zu vorsichtig war, sein Herz aber zu verschenken, als bis er es zugleich

mit

mit seiner Hand thun konnte: kurz, Ellerbach hatte wirklich noch nie geliebt, ob er gleich schon fünf und zwanzig Jahre alt war, und unendlich mehr Empfänglichkeit für das Glück der Liebe besaß, als hundert Andere, die sich in seinem Alter wenigstens schon zehen Male verliebt hatten.

Für seine drei Cousinen war es ein Glück, daß sie bis itzt nichts weiter von ihm wußten, als daß er ihr Cousin war, sonst würde eine unvermuthete Abschrift des Testaments, worin der alte Oheim den liebenswürdigen Vetter, mit einer so erwünschten Zugabe, einer jeden von ihnen zum beliebigen Fang vermacht hatte, ihren schwesterlichen Herzen von Stund' an den argliſtigſten Neid und die unverſöhnlichſte Zwietracht eingeflößt haben. Denn

hätte

hätte wohl jede von ihnen sich eine ärgere Feindin denken können, als die beglücktere Nebenbuhlerin, die ihr ein so glückliches Loos zu entziehen trachte? Zum Glück kannten sie den wahren Reichthum der Erbschaft eben so wenig, als den besitzenswürdigen Erbnehmer, und zum Glück wurden sie durch liebliche Zwischenspiele nach und nach zu einer Stimmung vorbereitet, wobei ihnen eine solche Botschaft nicht auf einmal mit ihrem ganzen Nachdruck aufs Herz fallen konnte.

Caroline war die ältere von den drei Schwestern, Julie die mittlere, und Henriette die jüngere. Sie waren nur ein Jahr von einander verschieden, und alle von dem Alter, wo sich Mädchen

gern

gern nach einem Manne umsehen; denn die älteste hatte eben die Vollendung ihres zwanzigsten Jahres gefeiert. Die Mutter war ein sehr gewöhnliches Weib, und der Geheimerath hatte nicht Unrecht, wenn er sie für eine Närrin hielt. Eitel und stolz auf den Titel ihres Mannes, suchte sie in ihrem Hause, wie in Gesellschaften, die vornehme Dame zu spielen, und sah daher auf die Pflichten einer guten Hausfrau und sorgfältigen Mutter mit Verachtung herab. Sie besaß zu wenig Verstand, um einzusehen, wie verächtlich sie durch die Vernachlässigung und vorsätzliche Herabwürdigung der letztern in den Augen aller verständigen Menschen werden mußte, und wie lächerlich sie sich durch ihre Vornehmheit und Rangsucht machte. Unter allen Eitelkeiten der Weiber verzeiht man diese

am allerwenigſten, weil ſie ihren erborgten Schimmer bloß vom Wiederſcheine bekömmt. Eine Frau, die ſich auf ihre Schönheit, auf ihren Witz, auf ihren Geſchmack, oder ſelbſt auf ihr Vermögen und ihre Triumphe etwas zu gute thut, hat doch wenigſtens einen Scheingrund dazu, ſo wenig auch jede Eitelkeit überhaupt weder dem Verſtande noch dem Herzen Ehre macht: aber die Eitelkeit auf einen Titel, den ſie bloß ihrem Manne zu Ehren führt, iſt gar zu abgeſchmackt. Sie wäre höchſtens nur dann zu entſchuldigen, wenn ſie ſich auf den geheimen Stolz gründete, die Frau eines Mannes von anerkannten Verdienſten zu ſeyn: aber wie wenig kommen dieſe bei einer eitlen Frau in Betrachtung! Und geſetzt, ſo ein Bewußtſeyn machte die Eitelkeit der Frau eines ſolchen Man-

nes rege, so sollte sie sich um so mehr bemühen, durch ihre weibliche Bestimmung seiner würdig zu seyn, um nicht neben ihm als sein Weib zu verlieren, sondern vielmehr seine Wahl durch ihr Benehmen zu rechtfertigen, und auf diese Weise ihren eigenthümlichen Werth in den Augen Anderer gültig zu machen.

Die Hofräthin Ellerbach diente zu einem unwiderlegbaren Beweise, daß die Verdienste eines Mannes seiner Frau keine wahren Vorzüge ertheilen können, wenn sie deren nicht selbst hat. Ihres Mannes wegen hatte man ihr Achtung erwiesen; nach seinem Tode fiel dieselbe größtentheils weg, aber ihre Ansprüche blieben die nämlichen. Ungeachtet ihre häuslichen Umstände eben nicht vortheilhaft waren, so wollte sie doch die nämli-

che Rolle fort ſpielen. Sie hielt Geſellſchaften in ihrem Hauſe, welches allen jungen Leuten von gewiſſem Range offen ſtand, um ihren Töchtern, wie ſie ſagte, Gelegenheit zu verſchaffen, ſich ihrem Stande gemäß zum Umgange mit der feinen Welt zu bilden, und nebenbei, wie ſie glaubte, vielleicht eine anſtändige Eroberung zu machen, die eine vortheilhafte Verbindung hoffen ließe. Sie bedachte aber nicht, daß die jungen Herren, die ihr Haus beſuchten, und ihrer ſelbſt im Grunde ſpotteten, nur in der Abſicht kamen, ſich mit ihren hübſchen Töchtern die Zeit zu vertreiben, ohne eine ernſthafte Abſicht zu haben, und daß dieß gerade der entgegengeſetzte Weg war, um zu dieſem Ziele zu gelangen. Die unbeſonnene Mutter that ihr Möglichſtes, den jungen Männern, die ſie für gute und

ſchick-

schickliche Parthien hielt. Muth einzuflößen und eine Erklärung dieser Art zu erleichtern: aber Waaren, die zu sehr ausgeboten werden, verlieren gemeiniglich an ihrem Werthe, oder bleiben gar auf dem Lager.

Die armen Mädchen waren in der That zu bedauern; denn was konnten sie dafür, daß ihre Mutter sie frühzeitig auf den nämlichen Weg geleitet hatte, den sie selbst gegangen war. Nur Julie, die mittelste von ihnen, ging einen andern und befand sich besser dabei. Ihre Mutter hatte sie nie geliebt, weil sie dieselbe nicht an ihrer Brust genährt hatte, welches bei den übrigen beiden, zwar nicht aus Mutterpflicht, aber doch aus Modesucht und Wohlbehagen geschehen war. Die Liebe zu diesen entstand daher

her mehr aus einem thieriſchen Inſtincte; denn hätte ſie ihren Grund im mütterlichen Herzen gehabt, ſo hätte ſie der kleinen Julie die Entbehrung der mütterlichen Bruſt durch deſto zärtlichere Liebe und Pflege erſetzen ſollen. Dieſe thieriſche Schwachheit hängt oft ſehr verſtändigen Müttern an, gleich als ob ein Kind, das an einer fremden Bruſt geſogen, ihrem Herzen weniger angehe, da doch ſeine gröſten Anſprüche darauf gegründet ſind, daß es unter ihrem Herzen gelegen, und ihr ſeine erſte Nahrung und Ausbildung zu danken hat. Sonſt müßte ja jede Amme auf ein Kind, dem ſie für Lohn ihre Bruſt gereicht hat, ein näheres Recht erhalten, als die wirkliche Mutter. Allerdings bewirkt der thieriſche Inſtinct eine gewiſſe Anhänglichkeit zwiſchen beiden; und daher iſt es auch

ſchon

ſchon in dieſer Rückſicht gut, wenn eine Mutter ihre Kinder ſelbſt zu ſäugen vermag; aber dieß iſt ja auch der Fall bei einer bloßen Wärterin. Das Kind erkennt ſie für ihre Wohlthäterin, weil ſie ſich am meiſten mit ihm beſchäftiget; und ſie fühlt ſich ihrerſeits wieder durch des Kindes Anhänglichkeit und Zutrauen belohnt. Es iſt nicht zu verkennen, daß eine gewiſſe Eigenliebe dabei im Spiele iſt; und wohl den armen Kindern, daß ſich dieß wirklich ſo befindet: wie wenig würden ſie ſonſt der Vernunft und Pflicht zu verdanken haben! Selbſt gute Mütter können in dieſem Punkte auf ihre Empfindungen und Handlungen nicht aufmerkſam genug ſeyn, um dieſen thieriſchen Inſtinct beherrſchen zu lernen, und das Herz eines Kindes, das des Vorzugs, an ihrer Bruſt geſogen zu haben,

ben, nicht genoſſen hat, frühzeitig an das ihrige, und ſo wieder ihr Herz an das ſeinige zu gewöhnen. Es iſt nicht genug, daß ſie es im Weſentlichen an ihrer Sorgfalt gegen ein ſolches Kind nicht fehlen läßt: das Kind hat die nämlichen Anſprüche an ihre mütterliche Liebe, wie jedes andere, und der geringſte Unterſchied, den ſie in ihren Neigungen zwiſchen ihnen macht, iſt keine verzeihliche Schwäche, iſt ein Verbrechen, das ſie nicht anders als mit der gewiſſenhafteſten Zärtlichkeit wieder gut machen kann.

Eine ſehr ſchlimme Folge, die gewöhnlich aus dieſer Ungerechtigkeit entſpringt, iſt die ungleiche Behandlung der Kinder und die partheiiſche Beurtheilung und Rüge ihrer Handlungen. Lieblinge kön-

können sich stets die übertriebenste Nachsicht versprechen, da hingegen an andern auch das allerunbedeutendste auf eine unfreundliche Art gerügt, oder wohl gar ernsthaft bestraft wird. Gewöhnlich wird dadurch auf beiden Seiten viel verdorben. Der größere Nachtheil neigt sich auf diese oder jene Seite, je nachdem die übrigen Eigenschaften der Mutter oder die übrigen Verhältnisse beschaffen sind, die den gar zu gefährlichen Folgen auf einer oder der andern Seite vorzubeugen vermögen. Sehr oft ist der größere Schade auf Seiten der Lieblinge. Aus übergroßer Zärtlichkeit werden sie gewöhnlich vorgezogen, und stehen in der Folge denenjenigen, welche strenger behandelt wurden, nicht selten an Werth und Liebenswürdigkeit nach.

Dieß war der Fall mit Carolinen und Henrietten. Die unverſtändige Mutter hatte eine wahre Affenliebe gegen dieſe beiden Mädchen, und prägte ihnen zeitig ihren Stolz und ihre Eitelkeit ein. Sie wurden wie die Puppen gekleidet, und ſchon in frühen Jahren zum guten Ton eingeweiht. Täglich ſtanden ſie vor der albernen Mutter, und mußten ſich in Verneigungen und andern Ziererein üben, und bald fanden ſie ſo viel Geſchmack daran, daß ſie endlich wahre Zieraffen wurden, und ſchon als Kinder die vornehmen Damen zu ſpielen wußten. Ihre Herzen blieben dabei ſo leer wie ihr Kopf, und dieſe wurden ſpäterhin durch Romane ausgefüllt, die ihnen nachher keine Zeit übrig ließen, ſich weiblichen Beſchäftigungen zu widmen, einige Spielereien ausgenommen, die ſie,

um

um nicht unthätig zu scheinen, in Gesellschaften auskramen konnten. Die Mutter hatte ihnen ziemlich zeitig von Männern vorgeschwatzt, und sie sehr weislich unterrichtet, wie sie sich benehmen sollten, um Niemanden abzuschrecken, der sich ihnen nähern würde. Dadurch waren sie, wenn man ihnen auch kein eigentliches Vergehen Schuld geben konnte, leichtsinnige Koketten geworden, die zwar den Dilettanten in der Liebe gefielen, aber junge Männer von ernstlichen Absichten, die übrigens eine Frau für sich selbst und nicht für Andere haben wollten, natürlicher Weise zurückscheuchten. Kurz, man konnte von ihnen sagen, daß sie alle Eigenschaften zu angenehmen Maitressen, und folglich zu schlechten Weibern besäßen.

Julie war von allem das Gegentheil. Die Vernachläſſigung ihrer Mutter war ihr eher vortheilhaft als nachtheilig geweſen. Sie blieb meiſt ihrer Amme überlaſſen, die zum Glück eine gute Perſon war, und nur aus Schwachheit und Liebe, nicht aus Liederlichkeit gefehlt hatte. Dieſe liebte die kleine Julie wie ihr eignes Kind: kein Wunder alſo, daß ſich das Mädchen mehr an ſie, als an ihre Mutter gewöhnte, die ſich wenig um ſie bekümmerte. Wenn man ihren Anzug betrachtet, ſo konnte man ſie ohnmöglich für eine Schweſter der beiden andern halten. Noch ſichtbarer ward dieſer Unterſchied nach dem Tode des Hofraths, wo ſie, ſogar erwachſen, ſich mit weit geringerer Kleidung begnügen mußte, oder höchſtens von ihrer ältern Schweſter die abgeſetzten Fähnchen erhielt, welche

che für die jüngſte nicht mehr gut genug waren. Sie war von Jugend auf ſehr natürlich, und konnte ſich nicht in die gezwungenen Ziererein ihrer Schweſtern ſchicken, wodurch ihnen die Mutter einen Vorzug zu geben geglaubt hatte. Da ſie wenig mit in Geſellſchaft genommen wurde, ſo gewöhnte ſie ſich an das häusliche Leben, beſchäftigte ſich mit nützlichen Arbeiten, und las, wenn ſie allein war, nebenbei ein gutes Buch, welches auf die Bildung ihres Verſtandes und Herzens einen wohlthätigen Einfluß haben konnte. So ſehr ſie ſich auch ihren Schweſtern in allen Stücken nachgeſetzt fühlen mußte, ſo hatte ſie doch keinen Groll gegen ſie, ſondern beſorgte ihnen ihre Kleidung und Wäſche mit ſchweſterlicher Gefälligkeit, half ſie herausputzen, und erkaltete nie in ihrer Thätigkeit,

wenn man sie gleich nur wie eine Kammerjungfer behandelte. Sie stand der ganzen Wirthschaft vor, und ohne sie würde ihre Mutter nebst den beiden Schwestern die bisherige Rolle nicht einmal haben fortspielen können; denn bei der geringen Einnahme machte sie es durch ihre kluge Einrichtung und durch ihre Geschicklichkeit in der That allein möglich. Wenn Gesellschaft bei ihrer Mutter war, so kam sie, theils aus Mangel an schicklichen Kleidungsstücken, theils aus wirklicher Abneigung, nur selten zum Vorschein, und dann höchstens nur, wenn sie Thee einschenken mußte: war es ihr aber möglich, sich davon los zu machen, so fühlte sie sich überaus glücklich, und setzte sich dann zu ihrer treuen Amme, die bloß ihretwegen im Hause geblieben war. Freilich mußte dann zuweilen

weilen das gute Mädchen von ihrer Mutter hören, daß sie sich wohl schwerlich verthun, sondern ihr wahrscheinlich lebenslang auf dem Halse bleiben würde: aber sie trug das mit Geduld, und weinte dann in der Stille darüber. Die Schwestern hingegen wußten es ihr heimlich Dank, daß sie so selten erschien, denn es konnte ihnen nicht entgehen, daß, so schön sie sich auch dünkten, dennoch mancher verstohlne Blick, den sie gern selbst aufgefangen hätten, auf Juliens sanftem und bescheidenem Gesichte haften blieb. Und in der That übertraf sie ihre Schwestern nicht nur an schönem Wuchs, sondern auch an sanften Reizen des Gesichts, wenn sie sich schon nicht darauf verstand, diese Vorzüge geltend zu machen.

Doch es kam nun der Zeitpunkt, wo in dem Hauſe der Hofräthin eine große und unerwartete Veränderung vorgehen ſollte. Ihre Töchter waren erwachſen, und noch war, trotz allem zuvorkommenden Weſen der älteſten und jüngſten, und trotz aller Erleichterung von Seiten der Mutter, noch keinem von den Verehrern der beiden gefälligen Schweſtern, die doch täglich das Haus beſuchten, das kleinſte Wörtchen entwiſcht, was nur irgend eine Ahnung von einem Heirathsantrage hätte erwecken können. Schon mehrere Male hatte die Hofräthin in der Stille den Kopf darüber geſchüttelt: allmählig begann ſie nun auch ihre Beſorgniß gegen die Töchter zu äußern, denen die Zeit ohnedieß ſchon lang genug wahrte; und in ſolchen hypochondriſchen Stunden mußte gewöhnlich die arme Julie

lie den dadurch erregten Mißmuth entgelten; denn sie war es natürlich, welche das Glück ihrer Schwestern hinderte, weil es offenbar schien, als scheue man sich in eine Familie zu treten, wo ein Glied derselben, durch sein gemeines Benehmen, so wenig zu Personen von Stande passe; wie denn das auch, nach der Auslegung der Mutter, die Seitenblicke bewiesen, die sie zuweilen am Theetisch erhielt.

O weine nicht so, vortrefliche Julie, in deiner einsamen Kammer, über den Unstern, der dich verfolgt! Dulde und hoffe! Dein Herz ist zu edel, um lange leiden zu dürfen. Ein höheres Wesen, das die Tugend belohnt, reiht diese Thränen der Wehmuth, die, ungemischt mit Bitterkeit und Haß, von deinen Wan-

gen fließen, in einen feſtlichen Kranz zu deinem verdienten Triumphe. Dann erſcheinen ſie einſt als köſtliche Perlen in deinem bräutlichen Haare, und glänzen beſcheiden, wie die Thränen der Wonne, die ein ſeliges Gefühl aus der Fülle eines ſchönen Herzens, in den reinen Cryſtall ſeines truglosen Spiegels empordrängt.

Noch einige Wochen früher, als die Nachricht von dem Tode des Geheimeraths und ſeinen eben ſo willkommnen als unerwarteten Vermächtniſſen anlangte, war ein junger Mann in dem Hauſe der Hofräthin aufgeführt worden, der bei Frauenzimmern und Mannsperſonen allgemeinen Beifall fand. Sein Name war Romberg. Er befand ſich auf Reiſen, und weil ihm das geſellſchaftliche Leben an dieſem Orte zu gefallen ſchien, ſo

verweilte er länger, als er ſich anfangs über die Zeit ſeines Aufenthalts erklärt hatte. Durch das Haus, wo er ſeine Gelder empfing, erfuhr man gar bald, daß er ein beträchtliches Vermögen beſitze und völlig unabhängig ſei. Dieſe wichtigen Vorzüge wurden durch eine ſchöne Geſtalt und äußere Liebenswürdigkeit unterſtützt, und aus ſeinem ganzen Benehmen blickte ein edler Charakter hervor. Es hätte des letztern nicht einmal bedurft, um in dem Hauſe der Hofräthin ſogleich aufs Korn genommen zu werden. Die Mutter empfing ihn ſtets auf die ausgezeichnetſte Art, und Caroline und Henriette wetteiferten mit einander, ihm mit zuvorkommender Güte und Freundlichkeit zu begegnen. Es war auch ſichtbar, daß er nirgends lieber war, als in dem Hauſe der Hofräthin,

räthin; denn seine Besuche wurden immer häufiger und schienen für ihn eine angelegentliche Beschäftigung geworden zu seyn. Er unterhielt sich bald mit Carolinen, bald mit Henrietten, und schien beide mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Nach und nach beschäftigte er sich immer mehr mit der Mutter; und dieß war ein sicheres Merkmal, daß sein Herz im Belagerungsstande war; denn natürlich mußte erst die Mutter gewonnen werden, ehe er sich dem Herzen, das ihn schon so gut als gefangen hatte, mit Sicherheit ergeben konnte. Nur konnte die Hofräthin noch nicht ausfindig machen, wer von beiden die glückliche sei, auf die er sein Augenmerk gerichtet habe. Sie forschte bei beiden Töchtern nach, ob sie nicht aus dem, wie er sich gegen sie benommen, eine wahrscheinliche Vermu-

thung

thung ziehen könne; aber beide waren ihrer Sache so gewiß, daß die Mutter weislich dafür hielt, er schwanke nur noch in seiner Wahl, und daher für rathsam erachtete, sie unvermerkt auf Carolinen zu lenken, weil es doch der Klugheit gemäß sei, die reifsten Früchte zuerst wegzuschaffen.

Die Mutter suchte nun Henrietten auf den Plan, den sie beabsichtigte, vorzubereiten, und stellte ihr vor, wie sie nicht glauben könne, daß Romberg auf eine andere als Carolinen das Auge geworfen habe, und rieth ihr daher, sich von ihm ein wenig zurückzuziehen; denn wäre ihre Vermuthung gegründet, so könne es ihr ohnedieß nichts helfen, wenn sie sich ihm zu sehr aufdränge; wäre aber sie der Gegenstand seiner Wünsche, so

würde

würde diese kleine Entfernung von ihm seine Erklärung für sie desto entscheidender machen. Dieser Vorschlag wollte aber Henrietten nicht im mindesten gefallen: sie behauptete am besten beurtheilen zu können, was sie von Herrn Rombergs Betragen gegen sie zu denken habe, und sei keineswegs gesonnen, ihr Glück muthwillig aufs Spiel zu setzen. Die Mutter mochte ihr die Sache vorstellen, wie sie wollte: Henriette mochte nun einmal den Thee heute nicht einschenken; und da sich Caroline ebenfalls nicht dazu verstehen wollte, so mußte endlich, wie sich das bei solchen Kindern von selbst ergiebt, die Mutter nachgeben, und Julien befehlen, in ihrem besten Anzuge zu erscheinen und den Thee zu besorgen.

Julie

Julie war sehr froh gewesen, daß man ihr dieses Geschäft bisher erlassen hatte. Seit Rombergs Abwesenheit war sie nicht zum Vorschein gekommen, und nun ward es ihr noch saurer, aus ihrer Verborgenheit hervorzutreten. Allein sie war gewohnt zu gehorchen, und durfte auch nicht, wie ihre Schwestern, auf Nachsicht rechnen. Sie erschien, aber nicht eher, als bis die Stunde ihres Berufs gekommen war. Ihre Schwestern hatten sich einander schon mit der größten Eifersucht bewacht und sich allen möglichen Abbruch zu thun gesucht. Auch die Mutter war nicht unthätig gewesen: aber Romberg war sich in seinem Betragen völlig gleich geblieben.

Als Julie mit ihrem bescheidenen

Wesen,

Weſen, das keine Aufmerkſamkeit verlangte, in das Zimmer trat, wendete ſich ein Herr, der bisher Carolinen am meiſten zugethan geweſen war und ſich itzt gänzlich vernachläſſiget ſah, aus einer kleinen Bosheit zu Romberg, der eben mit Carolinen ſprach, und erbot ſich, ihn der mittelſten Tochter vom Hauſe vorzuſtellen. Romberg ging mit ihm auf ſie zu, und Julie gerieth in große Verlegenheit darüber, weil ſie dieſer Ehre nicht ſehr gewohnt war. Romberg gab ihr in ſehr verbindlichen Worten ſein Bedauern zu erkennen, daß er erſt heute das Vergnügen habe, ihre Bekanntſchaft zu machen. Julie erwiederte darauf mit der beſcheidenſten Anmuth, ſie hätte einmal die Wirthſchaft des Hauſes übernommen, und dieſe erlaube ihr nur ſelten, an der Geſellſchaft Theil zu nehmen;

men; und hiermit drehte sie sich halb nach ihrem Theetische zu, um sich ihrem Geschäfte zu widmen. Er äußerte darüber einige Worte, die eine Art von Lobspruch enthielten, und wendete sich dann mit einer Verbeugung von ihr weg. Die Hofräthin war darüber in Todesängsten gewesen, und sann schon, wie sie den üblen Eindruck, den Juliens einfältiges Benehmen auf ihn gemacht haben müsse, wieder austilgen wollte; aber Romberg, der sogleich auf sie zugegangen war, um ihr eine Artigkeit über ihre Töchter zu sagen, beruhigte sie darüber gänzlich; und weiter war ja nichts bei einem solchen Mädchen zu fürchten. Mitten unter dem Gespräch sah zwar Romberg dann und wann nach Julien hin, aber, war es nun absichtlich oder weil er von ihren Verhältnissen im Hau-

ſe etwas vernommen hatte, er näherte ſich ihr dieſen Abend nicht wieder.

Nach dem Thee begab ſich Julie hinweg, aber doch langſamer als gewöhnlich. Sie empfand eine gewiſſe Zufriedenheit, daß ſie nicht beſchämt worden war; ja es that ihrem Herzen wohl, daß der Fremde ſie doch auch bemerkt und ſogar gelobt hatte. Sie kam ziemlich heiter zu ihrer Amme, und beſchrieb ihr den artigen Mann, von dem ſie doch ſelbſt nur wenig wußte; aber es war ihr, als wenn ſie recht viel von ihm wüßte.

Das nächſte Mal ging ſie mit weniger Widerwillen in das Geſellſchaftszimmer, wo Romberg ihrer ſchon längſt geharrt hatte. Sobald ſie herein getreten war, ſtand er vom Stuhle auf und

ging

ging ihr entgegen. Ich vermißte Sie ſchon längſt, ſagte er ihr in einem gewiſſen Tone, der ſie ſchon in ihrem Wiſſen von ihm ein gutes Stückchen weiter bringen konnte, wenn er ihr auch ſchon nicht das mindeſte geſagt hätte. Aber er ſetzte noch bedeutend hinzu: Geſtern waren Sie auch ſo zeitig weggegangen, und ich wünſchte mir doch das Vergnügen, Sie immer zu ſehen. Julie machte eine Verbeugung, und ein ſanftes Roth überzog ihr ganzes liebliches Geſicht. Romberg wendete ſich mit aller Unbefangenheit wieder zur Geſellſchaft. Es iſt ein allerliebſter Mann, ſagten die beiden andern Schweſtern für ſich, die nichts als natürliche Artigkeit darin geſehen hatten. Julie ſagte gar nichts für ſich: aber es ging dieſen Abend etwas langſam mit dem Thee.

Armes Julchen! ſagte die Amme, als ſie dieſelbe am nämlichen Abend allein und in Gedanken fand: muß es denn nun eben ſeyn, daß Sie den Thee einſchenken? Können Sie ſich denn gar nicht wieder davon los machen? — Es will nicht gut gehen, erwiederte das ſanfte Mädchen, und es möchte auch zu ſehr auffallen, wenn ich mich gar nicht mehr ſehen ließe.

Die Zeit war abermals gekommen, wo ſie ihr Amt verrichten ſollte. Sie ſchien dießmal abſichtlich zu zögern, bis die Theemaſchine in das Zimmer getragen war, um ſogleich in volle Beſchäftigung zu treten. Die Geſellſchaft war dieſen Abend etwas zahlreicher, und Romberg ſtand gerade mit einigen Herren nicht weit von der Thüre, als ſie her-

hereintrat. Ihr erster Blick fiel auf Romberg, weil sein Gesicht nach der Thüre zugekehrt war. Ganz natürlich ging er gerade auf sie zu und bewillkommnete sie, und das Wenige, was er ihr sagte, war wieder so bedeutungsvoll, wenn gleich für die übrigen Herren, die seinem Beispiele folgten, nichts als Artigkeit und Lebensart darin lag. Julie begann ihr Geschäft, und die Herren traten dann einige Schritte zurück und sprachen weiter. Es war davon die Rede, daß Romberg seinen Bedienten dringender Umstände wegen verschicken müsse, und daß er dadurch genöthiget sei, noch einen andern Bedienten anzunehmen. Julie hatte dieses gleichgültige Gespräch mit angehört, aber für sie war es nichts weniger als gleichgültig gewesen, wenn es schon nicht die mindeste Beziehung

auf ſie ſelbſt hatte. Als Romberg ihr nach einer Weile ſeine Taſſe ſelbſt einmal brachte, gewann ſie es über ſich, ihm zu ſagen, ſie hätte vorhin gehört, daß er einen Bedienten ſuche, und wenn er noch nicht verſehen ſei, ſo wiſſe ſie einen jungen Menſchen, dem ſie gern einen guten Herrn wünſche. Romberg erwiederte ihr, daß ihm keine Empfehlung wichtiger ſeyn könne, als die ihrige. Aber glauben Sie auch, fuhr er fort, daß er in mir einen ſolchen Herrn finden werde, wie Sie ihn wunſchen? Wie ſollte ich daran zweifeln können, verſetzte Julie erröthend: wollen Sie ihn ſehen, ſo will ich es ſeiner Mutter ſagen, daß ſie ihn zu ihnen ſende. Romberg dankte ihr mit vieler Wärme, und bat ſie, ihm den jungen Menſchen ſo bald als möglich zu ſchicken, weil er entſchloſſen ſei, ihn ſogleich

anzunehmen. Sie reichte ihm nun die volle Tasse zurück, und Romberg konnte nicht unterlassen, dem vortreflichen Mädchen aus Dankbarkeit die Hand zu drükken.

Juliens Herz war so voll und so glüklich, daß es sich nach einer Ergießung sehnte. Sie blieb nicht länger als nöthig war, und eilte dann zu ihrer Amme, um ihr die wichtige Neuigkeit mitzutheilen, daß sie ihren Sohn bei Romberg in Dienst gebracht habe, und daß sie ihn morgen früh ja gleich zu ihm schicken solle. Die Mutter war außerordentlich froh darüber, denn nun, da er sich mit dem Frisiren, wie mit dem Schreiben und Rechnen, recht gut behelfen konnte, war es ihre einzige Sorge gewesen, ihn bei einer guten Herrschaft

unterzubringen. Sie fiel ihrer Julie um den Hals, und dieſe wußte ihr ſo beſtimmt zu ſchildern, wie vortreflich er ankäme, als wenn ſie mit Rombergs häuslichen Angelegenheiten ſchon längſt aufs genaueſte bekannt geweſen wäre. Sie war ſo zufrieden mit ſich, ihrer guten Amme einen ſo wichtigen Dienſt geleiſtet, und dem jungen Menſchen, der ihr Milchbruder war, einen ſo guten Platz verſchafft zu haben, daß ſie vielleicht ſelbſt glaubte, die ganze Fülle ihrer Empfindungen rühre bloß von dieſem Bewußtſeyn her.

Der junge Menſch gefiel und ward ſogleich angenommen. Indeſſen war es doch nöthig, etwas von ſeinem Herkommen zu wiſſen. Romberg fragte ihn alſo nach ſeiner Mutter, und da erfuhr er denn,

denn, daß sie Juliens Amme gewesen und bei der Hofräthin noch immer in Diensten sei. Es war natürlich, daß Julie mehrmals auf das vortheilhafteste dabei erwähnt werden mußte: aber so groß auch das Vertrauen, wie Romberg gegen ihn äußerte, auf Juliens Empfehlung sei, so finde er es doch nöthig, auch mit seiner Mutter zu sprechen, und befahl ihm also, sie zu ihm zu schicken. Diese erschien noch am nämlichen Vormittag, und versicherte ihn, daß er an ihrem Sohne einen eben so treuen Menschen, als ihr Sohn, wie sie von Mamsell Julchen wisse, an ihm einen gütigen und vortreflichen Herrn haben werde. Romberg versetzte hierauf, daß es ihn freue, von einem so liebenswürdigen Frauenzimmer, wie Julie sei, so günstig beurtheilt zu werden. Darauf können Sie

ſich auch wirklich etwas einbilden, ſagte die treuherzige Amme, denn, ſo gut und freundlich auch Julchen gegen Jedermann iſt, ſo ſind doch alle die Herren, die bei ihrer Mutter aus und eingehen, ganz und gar nicht nach ihrem Geſchmack. Nun ergoß ſich über ihre Lippen ein Strom von Lobeserhebungen, in die Juliens ganze Verhältniſſe im mütterlichen Hauſe, ſo wie alle ihre Verdienſte und Vollkommenheiten, mit eingeflochten waren, und die ſie immer vom neuen zu wiederholen nicht müde werden konnte. Romberg erfuhr demnach durch ihre gutmüthige Geſchwätzigkeit alles, was er wiſſen wollte, und darunter war ihm freilich das allerwichtigſte, daß er ſich, nach dem was er gehört hatte, von der völligen Freiheit ihres Herzens verſichert halten konnte.

Es bedarf wohl keiner weitern Erwähnung, daß Rombergs Herz von der liebenswürdigen Julie ganz eingenommen war. Ihre edle Gestalt, ihr sanfter Reiz, ihre demüthige Bescheidenheit, ihr natürliches Wesen und ihre Häuslichkeit, durch welche Vorzüge sie sich von ihren Schwestern so sehr unterschied, hatten ihn dergestalt angezogen, daß er sich der täglich zunehmenden Regung einer innigen Liebe für sie gänzlich zu überlassen wagte. Bisher hatte er sich behutsam gegen sie benommen, um sich des Vergnügens, sie öfter zu sehen, nicht zu berauben; aber nun war er fest entschlossen, sich ihres Herzens, wo möglich, auf immer zu versichern.

Juliens Phantasie irrte auf einem Meere von dunklen Empfindungen umher.

her. Sie fühlte sich glücklicher, als sie jemals gewesen war, und lernte sich selbst mehr schätzen, seit es Jemanden gab, der ihren Werth zu bestimmen wußte. Aber dieß stille Gefühl ihrer selbst war in eine so sanfte Demuth gehüllt, daß nicht sie, sondern derjenige dabei in ihrer Vorstellung gewann, der dieses Gefühl geweckt, oder doch wenigstens gehoben hatte. Romberg lebte in ihrem Herzen, und sie wähnte, er käme ihr nur immer in die Gedanken, weil er ihr gütiger und achtungsvoller, als alle andere Menschen, begegne. Sie empfand das mit einer Anspruchlosigkeit, die mit der ganzen Unbefangenheit ihrer Seele zusammenstimmte: sie freute sich der Stunde, wenn sie ihn wieder sehen würde, und wünschte sich immer um ihn zu seyn; sie hätte sich vollkommen glücklich geschätzt.

schätzt, wenn er ihr Bruder gewesen wäre.

Doch die Stunde kam, wo diese genug samen Gefühle allmählig in die seligsten aller Empfindungen zusammenschmelzen und einen unermeßlichen Umfang erhalten sollten. Eines Nachmittags, als sie ganz allein zu Hause war, und sich eben mit Umänderung eines Kleides für ihre ältere Schwester beschäftigte, ward von der Amme die Thüre geöffnet und Romberg trat herein. Julie ward über und über roth, je näher er ihr kam. Er entschuldigte seine Erscheinung mit allem, womit sie sich entschuldigen ließe, und äußerte, daß er nicht hätte wieder hinweg gehen können, ohne ihr seinen innigsten Dank für die Empfehlung des jungen Menschen darzubringen, mit dem er ungemein zufrieden

frieden sei, und dessen Glück ihm eine angelegentliche Sorge seyn werde. Julie sammelte sich wieder ein wenig, und dankte ihm für seine gütigen Absichten. Romberg erwiederte hierauf, daß nicht sie, sondern er ihr dafür verbunden sei, so wie für alle die glücklichen Augenblicke, die er in ihrer Gesellschaft gelebt, wenn es gleich nur Augenblicke wären. Juliens Wangen färbten sich wieder höher: sie schien etwas darauf sagen zu wollen, aber es erstarb zwischen ihren Lippen und Romberg half ihr selbst aus dieser Verlegenheit. Er sprach von ihrer Liebe zur Einsamkeit und Häuslichkeit, bekümmerte sich um ihre Arbeit, die sie eben vor hatte, und erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß sie diesen Putz nicht für sich, sondern für eine ihrer Schwestern bereitete. Romberg bewunderte ihre Selbstverläugnung,

daß

daß sie, während ihre Schwestern der Annehmlichkeiten der Gesellschaft genöſſen, sich zu Hause mit ihrem Putz beschäftige. O das kostet mir nicht das Mindeste, sagte sie lächelnd: ich bin weit lieber zu Hause als in Gesellschaft, und lassen es meine Geschäfte zu, so genügt mir an der Gesellschaft eines guten Buchs. Rembergwußte viel darüber zu sagen, wie viel sie den gesellschaftlichen Cirkeln, durch ihre Entfernung davon, entzöge; aber er gestand freimüthig, daß sie auch für ihn kein Verlust seyn würden, wenn er seine Zeit immer so glücklich, wie diese Minuten, zubringen könnte. Bei diesen Worten ergriff er ihre rechte Hand, und hielt sie in den seinigen. Überhaupt, sprach er, hegt mein Herz eine Hochachtung für sie, die mit keiner andern zu vergleichen ist. Wie

glücklich

glücklich würde ich mich preiſen, wenn ich Sie meine Freundin nennen dürfte! Hiermit bückte er ſich auf ihre Hand und küßte ſie.

Julie gerieth in eine Verlegenheit, in der ſie ſich noch nie befunden hatte. Ihre Wangen glühten und ihr Blick ſank zur Erde. Sie hatte keinen Grund, ihre Hand wegzuziehen, und daher machte ſie auch keine Bewegung dazu; aber es war auch nichts abſichtliches bei dieſem Hingeben. Sie war von ſo mancherlei Empfindungen beſtürmt, um Beſonnenheit genug zu haben, ſich anders zu zeigen, als es ihr Herz gewollt hätte. Sie blieb auch hier natürlich, wie ſie immer war, und zeigte dadurch die Reinheit ihrer Seele von der ſchönſten Seite. Romberg weidete ſich einige Augenblicke an

ihrer

ihrer Unruhe. Dann führte er ihre Hand abermals zum Munde, und fragte sie mit bittender Stimme: Wollten sie wohl meine Freundin seyn, vortrefliche Julie? Oder halten Sie mich Ihrer Freundschaft unwerth? — O nein, erwiederte sie sanft, Sie sind ein edler Mann, der wahre Hochachtung verdient: aber was kann Ihnen meine Freundschaft nützen, setzte sie in aller Unschuld hinzu, denn wenn Sie uns einmal verlassen haben, dann — dann — O die meinige wird Ihnen ewig bleiben, fiel er ihr in die Rede, und zum Pfande nehmen Sie diesen Kuß. Hiermit küßte er sie auf die Stirne, und dann nochmals ehrerbietig auf die Hand, die er noch immer in der seinigen hielt, und bat deswegen um Verzeihung. Ich verlasse sie itzt, liebenswürdige Julie, fuhr er fort, um Ih-

re

re Nachsicht nicht zu mißbrauchen, aber ich nehme Empfindungen mit mir hinweg, die mich unendlich glücklich machen.

Julie wußte nicht, wie ihr geschehen war. Sie hielt die Hand auf den Ort, wohin er sie geküßt hatte, und hörte noch lange den Nachhall seiner letzten Worte. Sie dachte wenig, aber sie empfand sehr viel. Sie war wie in einen Traum versunken, ohne sich zu fragen, ob sie wirklich träume. Ihre Amme trat ins Zimmer: Julie sah ihr gerade ins Gesicht, aber sie hörte nichts von dem, was jene fragte. Die Amme schüttelte mit dem Kopfe, und ließ sie allein.

Während Juliens Schweſtern die Zeit über Rombergs Zögerung etwas lang zu werden anfing; die kluge Mutter ſelbſt nicht mehr mußte, was ſie davon denken ſollte; und Julie allmählig hinter die wahren Empfindungen ihres Herzens gekommen war: erſchien auf einmal ein Brief von Ellerbach, worin er der Hofräthin und ihren Töchtern den Tod des Oheims bekannt machte, und zugleich einen Auszug aus dem Teſtamente vorlegte, der auch die damit verbundene Heirathsbedingung enthielt. Der Brief war übrigens ſehr ehrerbietig und freundſchaftlich abgefaßt, und ließ, außer der Verſicherung einer baldigen nähern Erklärung, die Abſicht durchſchimmern, daß es nicht an ſeinem Verfaſſer liegen würde, den wohlgemeinten Wunſch eines ſo gütigen Oheims in Erfüllung zu bringen.

Man

Man denke ſich den Eindruck, den dieſe unvermuthete Nachricht in allen Gemüthern der Familie hervorbrachte. Das hätte ich nimmermehr gedacht! rief die Mutter voll Erſtaunen aus. O das iſt herrlich! jubelten Caroline und Henriette. Nun ſoll er mir kommen, der Herr Romberg! ſagte jene. Und alle die übrigen Herren! ſetzte dieſe hinzu. O der gütige Oheim! dachte Julie bei ſich ſelbſt; und die geheime Freude, die ſie darüber empfand, vermiſchte ſich im nämlichen Augenblick mit den ſüßen Hoffnungen ihres liebevollen Herzens.

Die Mutter und die Lieblingstöchter waren bald einig mit einander, daß man dieſes frohe Ereigniß nicht verſchweigen dürfe. Sie nahmen ſich vor, ſich in ihre Rollen recht einzuſpielen, und eilten, was

was sie konnten, den Trauerputz herbei zu schaffen. Die gute Julie bekam alle Hände voll zu thun, obgleich noch eine besondere Putzmacherin, durch welche die traurige Begebenheit sogleich verbreitet ward, dazu angenommen wurde. In den ersten Tagen wurden nur Besuche von vertrauten Freundinnen angenommen, denen man die nähern Umstände nicht vorenthalten konnte, und diese hatten wieder Freundinnen, die sich verpflichtet hielten, diese wichtige Neuigkeit den ihrigen mitzutheilen. Da nun diese und jene mitunter auch Freunde besaß, so kam die ganze Sache, der Absicht gemäß, ziemlich geschwind unter die Leute.

Sobald es der Wohlstand nur einigermaßen erlaubte, oder richtiger gesagt, sobald die Modetrachten der Trauer geschaffen

schaffen waren, stand das Haus der Hofräthin den gewöhnlichen Gesellschaften wieder offen. Man drängte sich herbei, um Condolenzen abzustatten, die sich in Glückwünsche endigten, und ward mit einer Feierlichkeit empfangen, welche mehr die eingetretene Glücksveränderung als Betrübniß und Trauer anzeigte, die natürlich auch nicht wohl Statt finden konnte.

Das erste Mal fiel dieses Benehmen nicht auf: die Herren hatten auch genug damit zu thun, ihre Bemerkungen zu machen, wie vortreflich den Damen die Trauer stehe; und manche darunter gaben sich die größte Mühe, als wahre Bewunderer zu erscheinen. Selbst Julie, die sich in ihrem Betragen vollkommen gleich blieb, erfuhr nicht weniger

Schmei-

Schmeicheleien als ihre Schweſtern; und ſo ſehnlich ſie auch gewünſcht hatte, Romberg wieder zu ſehen, ſo ſtritt doch eine gewiſſe Schüchternheit mit dieſer Sehnſucht, und das Gedränge um ſie her war ihr daher weniger zuwider, weil ſie dadurch Gelegenheit bekam, ihre Verwirrung zu verbergen. Romberg konnte ſich ihr aber doch in einem unbemerkten Augenblicke nähern. Sie wurde roth und ſah zur Erde nieder; doch antwortete ſie ihm mit ihrer gewöhnlichen Sanftheit. So ſehr ich Ihnen das größte Glück des Lebens gönne, ſagte er leiſe beim Hinweggehen, ſo bin ich doch mit mir ſelbſt uneins, ob ich mich über das Glück, was Ihnen zugefallen, freuen ſoll oder nicht.

Nach und nach zeigte ſich's endlich

deutlich, daß Caroline und Henriette ihren Ton höher zu ſtimmen ſuchten. Sie waren nicht mehr ſo zuvorkommend wie ſonſt, ſondern betrugen ſich ziemlich kaltſinnig und ſpröde. Beſonders zeichneten ſie ſich auf dieſe Weiſe gegen Romberg aus, der es aber auf keine Weiſe bemerken wollte. Beide Schweſtern reizten einander recht an, ihm auf alle mögliche Art zu zeigen, daß ihnen gar nicht ſo viel an ihm gelegen ſei, als er ſich vielleicht einbilde: aber ſie hintergingen ſich einander beide; denn Romberg war ein gar zu liebenswürdiger Mann, und keiner von beiden war es gleichgültig, daß er ſich in ſein Schickſal ſo zu finden ſchien. Als ſie endlich ſahen, daß es auf dieſem Wege noch weniger gehen wollte, thaten ſie wieder freundlicher und gefälliger, und äußerten mehrmals, wenn ſie nur irgend

eine

eine entfernte Veranlaſſung dazu bekamen, vernehmlich genug: die Erbſchaft ſei wohl eine ganz gute Sache, aber die Heirathsbedingung ſei doch wirklich etwas laſtiges und unangenehmes; denn wollten ſie ſich nicht ſelbſt ſchaden, ſo müßten ſie ſich eine förmliche Muſterung gefallen laſſen, und dann erſt gewärtig ſeyn, ob auch wohl eine von ihnen dem Herrn Cousin anſtändig ſei, oder ob ſie vielleicht alle das Unglück haben würden, ihm zu mißfallen. Ich, meines Orts, thue auf ſeine ehrenvolle Erwählung gern Verzicht, ſagte Henriette mit einigem Naſenrümpfen. Und geſetzt, es ließe ſich auch nichts gegen ihn einwenden, verſetzte Caroline, ſo hat das Ganze doch immer ein beſonderes Anſehen, und mit ſeinem Herzen ſchaltet man gern nach ſeinem eigenen Gefallen. — Deſſen ungeachtet

waren

waren doch beide nichts weniger als gesinnt, dem Herrn Cousin den Korb zu geben, sobald nur nichts erhebliches gegen ihn einzuwenden wäre, und falls nicht Romberg ihm etwa noch zuvorkommen sollte.

Nach einiger Zeit ließ sich eines Vormittags der Pfarrer von dem Ellerbachischen Guthe bei der Hofrathin und ihren Töchtern anmelden. Man fuhr vor Neugier mit den Köpfen zusammen, und der Herr Pfarrer ward angenommen. Er war ein würdiger Mann, der Ellerbachs Freund zu seyn in aller Absicht verdiente, und zugleich ungemein viel Lebensart besaß. Die Hofräthin empfing ihn mit vieler Freundlichkeit: Caroline und Henriette aber waren in das Neben-

zimmer entwischt, um die Absicht dieses unvermutheten Besuchs an der Thüre zu erforschen. Nach den gewöhnlichen Entschuldigungen äußerte nun der Pfarrer, daß er, da er einmal in hiesige Gegenden gereiset sei, von seinem neuen Kirchenpadron, ihrem Herrn Neffen, den Auftrag erhalten habe, seiner verehrtesten Frau Tante und ihren Desmoiselles Töchtern die Aufwartung zu machen, und sowohl über die Erbschaftsangelegenheiten als auch über einen noch andern damit verbundenen Gegenstand ausführlich mit ihnen zu sprechen. Die Hofräthin erwiederte, daß ihr sein Besuch sehr angenehm sei, und daß sie recht sehr wünsche, ihren Neffen persönlich kennen zu lernen; übrigens gedachte sie auch des vortreflichen Charakters ihres seligen Herrn Schwagers, den sie immer au-

ſerordentlich geſchätzt habe, wie auch ſeiner anſehnlichen Vermächtniſſe für ihre Töchter, nebſt der beigefügten Bedingung, zu deren Erfüllung ſie, als Mutter, ſehr gern ihre Beiſtimmung geben wolle, falls ihr Neffe ſich derſelben zu unterwerfen gedenke, und ihre Töchter, denen ſie hierin eine völlige Freiheit geſtatte, nichts dagegen einzuwenden hätten. Der Pfarrer äußerte hierauf, daß dieß gerade den Hauptgegenſtand ſeines Auftrags ausmache, und bat, um ſich deſſelben in aller Form zu entledigen, ihre Desmoiſelles Töchter ebenfalls daran Theil nehmen zu laſſen, da er ſie doch am meiſten angehe. Die Mutter erhob ſich alſo, die beiden Töchter aus dem Nebenzimmer zu holen, und ſtellte ſie ihm vor; die dritte, meinte ſie, ſei mit wirthſchaftlichen Angelegenheiten beſchäfti-

get und werde vielleicht nicht dabei nöthig seyn; aber der Pfarrer bat dennoch mit vieler Artigkeit um ihre Gegenwart, und die Mutter ließ sie also ebenfalls herbeirufen.

Als sie alle beisammen waren, erklärte er zuerst, nach abgelegten Höflichkeits-Bezeugungen von Ellerbach, daß er von ihm den Auftrag erhalten habe, ihnen über die bewußte Bedingung im Testamente seine nähern Gesinnungen zu eröffnen. Obgleich weder dem Erben noch den Erbinnen dadurch ein Zwang auferleget sei, so habe doch Herr Ellerbach gleich anfangs bei sich beschlossen, den Wunsch seines gütigen Oheims, wo möglich, zu erfüllen, und einer seiner liebenswürdigen Cousinen, unter den gehörigen Voraussetzungen, seine Hand anzubieten.

Von

Von Ihrer Frau Mutter, wendete er sich zu den drei Schwestern, habe ich bereits die Versicherung erhalten, daß sie ihre Beistimmung nicht versagen werde: es hängt also bloß von derjenigen ab, der er sein Herz und seine Hand anbietet, ob sie die Seinige werden und ihn glücklich machen will. Seine Wahl ist bereits entschieden —

Aber wie ist das möglich? Er kennt sie ja nicht — fiel ihm die Hofräthin in die Rede, während ihren Töchtern das Herz, wiewohl aus ganz verschiedenen Ursachen, nicht wenig klopfte.

Das scheint freilich seltsam, erwiederte der Pfarrer; aber Sie werden alles begreifen, wenn Sie von den Ursachen

seiner

seiner Wahl vollkommen unterrichtet seyn werden. Herr Ellerbach ist ein eben so verständiger als fein empfindender Mann, und der Gegenstand ist ihm viel zu wichtig, als daß er die Glückseligkeit seines Lebens so leichtsinnig aufs Spiel setzen sollte. Er ist gewohnt, nach Grundsätzen zu handeln, und wünscht seine künftige Gattin eben so glücklich zu machen, als er es durch sie zu werden hofft.

Das ist mir alles unbegreiflich, sagte die Hofräthin. — Wissen Sie denn, auf welche seine Wahl gefallen ist?

Er hat sich mir ganz anvertraut, erwiederte der Pfarrer, und ich bin deswegen hier, um bei Ihnen und ihr selbst um ihre Hand zu werben. Aber es soll dann immer noch von seiner Erwählten abhän-

abhängen, das gegebene Wort zurückzunehmen, wenn ſie in ihm bei näherer Bekanntſchaft den Mann nicht finden ſollte, wie ſie ſich ihn wünſchen würde.

Das läßt ſich wohl noch hören, verſetzte die Hofräthin: aber bei allem dem iſt es doch ſonderbar — Und welche von meinen Töchtern meint er denn?

Ungeachtet er Allen Gerechtigkeit wiederfahren läßt, ſo hat er ſich doch, weil er an einem Frauenzimmer, außer den eigentlichen Vorzügen des Verſtandes und Herzens, die Liebe zur Häuslichkeit und Wirthſchaftlichkeit mehr als alle andere Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten ſchätzt, für Mademoiſelle Julie erklärt.

Hier

Hier ſtieg das Blut der armen Julie mit aller Gewalt ins Geſicht; die beiden andern Schweſtern erblaßten, und die Naſe der Mutter ſchien ſich etwas in die Länge zu dehnen. Julien drangen die Thränen in die Augen, und ſie erklärte mit einer Wärme, die ſelbſt ihre Verwandten nicht an ihr gewohnt waren, ſie könne ihrem Vetter nie ihre Hand geben, und wenn er auch der vortreflichſte Mann wäre.

Nicht ſo raſch, liebe Mademoiſelle, entgegnete ihr der Pfarrer: Sie kennen ihn noch nicht. Ich bin gewiß, daß Sie ihm ihre Hand nicht verſagen werden. Julie bekräftigte es aber nochmals, und ihre Wärme ſtieg mit jedem Worte. Die übrigen hatten bisher geſchwiegen, um ſich von ihrem Erſtaunen zu erholen.

Aber woher weiß er denn, hub endlich die Mutter an, daß Julie ſich beſſer für ihn ſchicke? Vielleicht würde er ganz anders urtheilen, wenn er ſelbſt zugegen wäre.

Er verläßt ſich hierin auf einen Freund, ſprach der Pfarrer, mit dem er ſo ganz übereinſtimmt, daß ſie beide nur ein Herz und eine Seele ausmachen. Es iſt einer ſo liebenswürdig und gleichdenkend wie der andere. Sie kennen ja Herrn Romberg.

Romberg! riefen alle mit Verwunderung aus. — Die Reihe zum Erblaſſen kam nun an Julien. Sie wollte ſich entfernen, aber der Pfarrer faßte ſie bei der Hand, und bat ſie dringend zu bleiben. O laſſen Sie mich immer, lie-

der Herr Pfarrer, sprach sie mit bewegter Stimme: ich bin hier ganz unnütz, ich habe meine Meinung erklärt, und ich kann sie nie ändern.

Nie? sagte der Pfarrer lächelnd. Auch nicht wenn Romberg Ihr Cousin selbst wäre?

Julie verstummte, und ihre Hand zitterte in des Pfarrers Hand. In ihrem Innern entstand ein gewaltiger Aufruhr; süße Ahnung kämpfte mit Angst; doch behielt letztere noch die Oberhand. Die Hofräthin und ihre beiden andern Töchter sahen sich mit Erstaunen an.

So ist es auch wirklich, hub der Pfarrer wieder an. Herr Ellerbach hofft von Ihnen allen Verzeihung zu erhalten. Der Schritt, den er thun

wollte,

wollte, war so wichtig, daß er für gut fand, Ihr Haus unter einem andern Namen zu besuchen; und er that das theils um Ihrer selbst willen, theils um in seiner Wahl desto unbefangener und sicherer zu Werke gehen zu können.

Ich muß gestehen, fing die Hofräthin kopfschüttelnd an, und sah dabei aus, als wenn sie sich beleidiget fühlte — aber der Pfarrer ließ sie nicht ausreden. Verzeihen Sie, Frau Hofräthin, sprach er, daß ich Sie unterbreche: entscheiden Sie selbst, ob die Art und Weise, wie er gehandelt, nicht wirklich zartes Gefühl anzeigt. Gesetzt, er wäre unter seinem wahren Namen gekommen, und hätte dann unter ihren Desmoiselles Töchtern — denn Liebe läßt sich ja nicht gebieten — keine gefunden, die er sich,

bei

bei seiner Art zu denken, zur Gattin gewünscht hätte: wäre es dann nicht eine Art von Beleidigung für Sie gewesen, wenn das Abkommen der Erbschaftsangelegenheiten dieses Geständniß enthalten hätte? Jzt fallen alle diese Unannehmlichkeiten weg; er ist nicht in dieser Gestalt bei Jhnen erschienen; es findet nicht der mindeste Schein von Beleidigung Statt; seine Hand hat er nur einer seiner Cousinen anbieten können, und natürlich hat er nach seinem Herzen gewählt.

Die Hofräthin wußte nicht, wie sie sich dabei nehmen sollte. Caroline und Henriette sagten sich etwas ins Ohr, und waren im Begriff das Zimmer zu verlassen. Aber der Pfarrer bat sie, zu bleiben, weil er ihnen noch etwas zu sa-

gen

gen habe, was Ihnen allen hoffentlich sehr angenehm seyn werde. Herr Ellerbach, sprach er, ist gesonnen, einer jeden seiner beiden Cousinen zu ihrem Vermächtniß noch viertausend Thaler zuzulegen, und seine Frau Tante ersucht er, wenn sie bei Julien seine glückliche Fürsprecherin wird, dreihundert Thaler jährlich zu ihrer größern Bequemlichkeit von ihm anzunehmen.

Auf einmal heiterten sich alle Gesichter auf, und zum ersten Male blickte Julie wieder in die Höhe. Man stammelte einige Worte von edelmüthiger Gesinnung und Erkenntlichkeit, und endlich erklärte die Hofräthin, sie bleibe ganz bei dem, was sie gleich anfangs gesagt, daß sie seinen Absichten auf keine Weise entgegen seyn werde; übrigens aber sei sie

über

über die Güte ihres Neffen so gerührt, daß sie itzt nicht im Stande sei, ihre Empfindung gehörig auszudrucken.

Aber nun hab' ich noch einen Auftrag an Sie, vortrefliche Julie, sagte der Pastor. So innig auch Herr Ellerbach Sie liebt, so wünscht er Ihre Hand doch nur Ihrem Herzen zu verdanken. Sollten Sie hingegen wirklich Gründe haben, die Sie nöthigten, seinen Antrag auszuschlagen, so will er Sie keineswegs bestürmen, so schmerzlich es ihm auch seyn würde, seine schönsten Hoffnungen zertrummert zu sehen; sondern er verdoppelt dann das Vermächtniß Ihres Oheims, um Ihnen zu beweisen, wie gern er sein Glück mit Ihnen getheilt hätte. — Könnten Sie diesen Mann wohl ausschlagen?

Julien

Julien ſtürzten die Thränen aus den Augen. O der vortrefliche Mann! rief ſie aus, und richtete ihre weinenden Augen gen Himmel. Verdien' ich auch das Herz eines ſolchen Mannes? Er beſaß das meinige, ehe ichs ſelbſt wußte. Sein Vermögen gilt mir nichts: ich würde ihn vorgezogen haben, wenn er auch arm geweſen wäre.

Der Pfarrer ſah eben nach der Uhr, als Ellerbach plötzlich zur Thüre herein trat. Er ſah überall die Schnupftücher vor den Augen und ahnete Gutes daraus. Man ſtand auf, ohne ihn anzureden. Bin ich glücklich? rief er aus, indem er Julien bei der einen und den Pfarrer bei der andern Hand faßte. — Julie hat Sie ausgeſchlagen, ſagte der Pfarrer lächelnd: Romberg iſt glückli-

cher als Ellerbach. — Gottlob! rief er voll Entzücken aus, nun bin ich vollkommen glücklich. Mit dem ganzen Feuer der Liebe führte er die geliebte Hand zum Munde, und empfand zum ersten Male ihren sanften Gegendruck. Hierauf eilte er zur Mutter und fragte sie kindlich, ob sie ihn zu ihrem Sohne, und zu den Schwestern, ob sie ihn zu ihrem Bruder annehmen wollten; und allen Lippen entflossen Empfindungen, die Bestätigung und Dankbarkeit athmeten.

Julie stand da wie das Bild der Tugend in ihrer himmlischen Glorie. Der glückliche Ellerbach schloß sie in seine Arme, und mit züchtiger Hingebung schmiegte sich das holde Mädchen, ihren rechten Arm auf seine Schulter gestützt, an sein freudetrunkenes Herz. Mein Romberg,

ſagte ſie mit innigem Gefühl, und ſchaute mit ihren ſanften unſchuldsvollen Augen zu ihm hinauf. Ellerbach blickte mit namenloſem Entzücken einige Augenblicke lang in dieſen Himmel, und dann ſank ſein Mund auf den ihrigen.

Nach einigen Tagen ward ihre Verbindung in aller Stille vollzogen, und kurz darauf führte Ellerbach ſein geliebtes Weib auf ſeine Güter, wo ſie, durch geheime Veranſtaltung des würdigen Pfarrers, der mit ihnen zurückreiſete, von ihren Bauern feſtlich empfangen wurden. Ellerbachs erſte Beſchäftigung war, dem Stifter ſeines Glücks auf einem ſeiner Lieblingsplätze, wo ſich ein rauſchender Bach unter dichtbelaubten überhängenden Bäumen zwiſchen Felſen hin-

hindurchschlingt, ein Denkmal zu errichten. Hier wandeln sie oft beisammen, wenn sie sich von ihren nützlichen und wohlthätigen Beschäftigungen erholen, und halten ihre Rechnungen vollbrachter Pflichten gegen einander.

Belauschet sie hier, ihr unverdorbenen Mädchen und Jünglinge, und lernet von ihnen den Werth des häuslichen Glücks fühlen. Aber erinnert euch stets, daß es nur reinen und keuschen Herzen zu Theil wird. Seht, dort wandelt das glückliche Paar unter den hohen Platanen in traulicher Eintracht. Liebevoll hängt das treue Weib an dem glücklichen Gatten, und mit gleicher Treue umschlingt sie sein Arm und drückt sie sanft an das ruhige Herz. Mit noch größerm Vergnügen, als sonst, mißt ihr

sein

ſein heiterer Blick den veränderten Umriß ihrer Geſtalt, den ihm die frohe Amme ſchon längſt verrathen hatte; und mit der nämlichen Unſchuld, mit welcher Julie, das Mädchen, ihn entzückte, ſchaut Julie, das Weib, die ihm jetzt noch reizender geworden, voll ſanften Gefühls ihrer neuen Würde, freudelächelnd zu ihm hinauf, und beſtätiget die ſüßen Hoffnungen ſeines frohen Herzens.

Welch ein Bild! — O es giebt nichts ſchöneres in der ganzen Natur, als ein ſolches Bild des ehelichen Glücks.

Wer weiß wozu es gut iſt.

Wer weiß wozu es gut iſt.

In Amſterdam lebte vor ohngefähr zwanzig Jahren ein Ehepaar, deſſen Zuſammenfügung gewiß nicht gleiche Seelenſtimmung zum Grunde hatte. So ſelten auch dieſer Fall überhaupt ſeyn mag, ſo wird ſich doch nicht leicht ein ſo vollkommnes Beiſpiel von ungleichen Gemüthsarten aufweiſen laſſen, wie bei dieſen beiden Eheleuten; denn der Contraſt zwiſchen dem Herrn van Vluyten und ſeinem lieben Eheweibe war gar zu auffallend.

Das

Das Temperament des Herrn van Vluyten war der äußerste Grad von Phlegma, der sich denken läßt. Hätte man es in einem Schmelztiegel auflösen können, so würde man schwerlich eine Mischung von andern Temperamenten bei ihm gefunden haben.

Frau van Vluyten hingegen war im höchsten Grade sanguinisch-colerisch, und in ihrem Temperamente hätte man wieder umsonst nach einer Mischung von Phlegma gesucht. Von Melancholie hatten zum Glück beide nichts.

Er, der Mann, war mittler Statur, etwas feisten Leibes, breiten Gesichts und selbst ohne alle holländische Höflichkeitssitten.

Sie,

Sie, die Frau, war hübſchen Wuchſes, dabei aber magerer Natur, jedoch ziemlich friſcher Geſichtsfarbe, und galt, beſonders ihrer weißen Zähne, und ihrer minder großen Hände und Füße wegen, unter den Weibern ihres Landes immer noch für eine leidliche Schönheit.

Sie war in ihrer Jugend zu Valenciennes erzogen worden, und zeichnete ſich durch ihre franzöſiſchen Sitten unter ihren Mitbürgerinnen nicht wenig aus. Jeder von Paris zurückgekommene junge Herr ſuchte ſeinen erlernten Witz und ſeine geſtohlenen Galanterien noch an den Reſten ihrer Schönheit und an ihrem feinem Geſchmack im Kopfputz und im Theeſerviren zu üben. Sie ſpielte auch den Flügel, ſang franzöſiſche Arien mit zierlicher Leichtigkeit, und würde freilich, hätte ſie

nur

nur mehr Gelegenheit dazu gefunden, das gesellschaftliche Leben ihrer häuslichen Einsamkeit vorgezogen haben. Von Natur lebhaft, und, wenn diese Lebhaftigkeit auf eine unangenehme Art gereizt wurde, etwas heftig, war ihr Sprachwerkzeug fast immer in unaufhörlicher Bewegung: aber zum Glück verband sie damit viel natürliche Gutherzigkeit. Schwerlich würde man sie für eine Holländerin gehalten haben, wenn ihr nicht von ihrem Nationalcharakter etwas übrig geblieben wäre, was sie in einem übertriebenen Grade besaß, und daher auch zuweilen Veranlassungen zu kleinen sokratischen Gesprächen zwischen ihr und ihrem Manne gab — nämlich eine außerordentliche Liebe zur Reinlichkeit.

Herr van Blupten hingegen war mehr Hol-

länder als irgend einer seiner Mitbürger. Man sah ihn nie anders als im Schlafrocke, Sonntags ausgenommen, und wenn er auf die Börse gehen mußte. Kaum hatte seine Frau so viel über ihn vermocht, daß er bei seiner alltäglichen Tracht die Schlafmütze mit der Perücke vertauscht hatte. Da sie keine kleinen Kinder zu warten bekam, und das große dicke Kind, wegen seiner Unbehülflichkeit, die nämliche Sorgfalt erforderte, so war sie so gefällig, sich dem täglichen Geschäfte zu unterziehen, ihn an- und auszukleiden zu helfen. Sie knüpfte ihm die Halskrause, setzte ihm die Perücke zu recht, und warf ihm sogar das Hemd über. Dieser und noch mancher andern Bequemlichkeiten halber ließ er ihr auch gern das Hausregiment, und verschluckte manche Pille, weil er wußte, daß man

der guten Verdauungskraft seines Magens etwas bieten konnte. Vom Morgen bis zum Schlafengehen brachte er die Pfeife nicht aus dem Munde; sie begleitete ihn von seinem Lehnstuhle in sein Comtoir, und von seinem Comtoir wieder in seinen Lehnstuhl, wo sie denn auch, außer dem Thee, seine einzige Beschäftigung blieb. Nicht einmal die Zeitungen las er mehr: denn weil es ihm zu beschwerlich fiel, sie laut zu lesen, so bemächtigte sich ihrer seine liebe Ehehälfte, die ziemlich erpicht darauf war, und er ließ sich dieses sehr gern gefallen, weil er das bloße Zuhören bei seiner Pfeife noch gemächlicher fand. Überhaupt gehörte es unter ihre Hauspflichten, ihn beständig zu unterhalten, ohne daß auch er sich zu der erforderlichen Gegenpflicht dieser häuslichen Geselligkeit bekannt hätte; denn

denn an Sprachgeiz übertraf er noch alle ſeine Landsleute, und ſeine eigene Frau, der er in ſeinen Erholungsſtunden gewöhnlich gegenüber ſaß, hörte manchen Tag kaum zehen Worte von ihm.

Man denke ſich nun eine muntre, ſprachſelige und zum geſelligen Leben geneigte Frau, welche ſchon einen großen Theil des Tages einſam zugebracht hatte, unaufhörlich in Geſellſchaft eines ſolchen Mannes; und man wird begreifen können, daß ihr, bei aller ihrer Gutmüthigkeit, die Geduld bisweilen ausging. Wenn ſie ſtundenlang ſich das Maul weggeredet, und er in unveränderter Lage auf ſeinem Lehnſtuhle kaum einmal Ja oder Nein geantwortet hatte; ſo ging es freilich dann und wann etwas haſtig über ihn her, ſo daß ſein innres Gehör es

kaum

kaum in der Geschwindigkeit zu fassen vermochte, als es in seine Gehörschnecke hineinwirbelte und vom Hammerwerke seines Trommelfells in verjüngter Melodie nachmusicirt wurde. Das einzige, was sie alsdann auf ihre Titel und Vorwürfe zur Antwort bekam, war etwa, wenn die Pfeife ausgehen wollte, ein phlegmatisches: Wer weiß wozu es gut ist. Dieß war seine längste und zugleich seine Lieblingsphrasis, die er noch dazu oft sehr unschicklich anbrachte.

Wenn bisweilen ein Nachbar oder Bekannter den Thee mit ihnen trank, und Frau van Vlupten, aus Lebensart, ihren Mann ausschmählen zu müssen glaubte, daß er ihr es überließe, dem Gaste die Pfeife zu stopfen; und endlich dieser, um das Gespräch nicht einseitig

werden

werden zu laſſen, über ſeine Gelaſſenheit zu ſcherzen anfing, ſo erfolgte dann allemal ein: **Wer weiß wozu es gut iſt.**

Wenn zuweilen der gleichmüthige dicke Herr den, ſchon oft gegen einen kleinern vertauſchten, Spucknapf neben ſich verfehlte, und die reinliche Hausfrau ihm in unſanften Ausdrücken ſeine Unbehulflichkeit und Unreinlichkeit vorwarf, ſo beſtand ſeine ganze Verantwortung und Rechtfertigung in einem: **Wer weiß wozu es gut iſt.**

Wenn ſie ihm, welches nicht ſelten zu geſchehen pflegte, eine Reihe von Vorwürfen hin declamirte, daß ſie, bei Tag' und bei Nacht, ein ſo einſeitiges, unerträgliches Leben mit ihm führen müſſe,

und

und dann die schönen Gelegenheiten zu weit glücklichern Heirathen hererzählte, die sie um seinetwillen ausgeschlagen, so war der gewöhnliche Trost, den er ihr gab, kein anderer, als: Wer weiß wozu es gut ist.

Durch seine Trägheit und Unthätigkeit hatte er nach und nach beträchtliche Summen verloren, die ihn zwar nicht arm machten, aber freilich seiner Frau desto mehr Stoff gaben, sich ihres ganzen Vorraths von gerechtem Unwillen wider ihn zu entladen. Aber der gelassene Philosoph half sich dann am Ende immer durch seinen Denkspruch: Wer weiß wozu es gut ist.

Es wird nun nach dieser obgleich kurzen Bekanntschaft mit Herrn van Bluyten,

ten, wohl Niemanden ſehr befremden, daß er mit ſeiner raſchen Ehegattin keine Kinder gezeugt hatte. Zufrieden, daß er da war, bekümmerte ſich der genügſame Mann um das Daſeyn Anderer ſo wenig, als um die politiſchen Inkſtigkeiten der Generalſtaaten. Dieſe Sorgloſigkeit, ſein Vermögen auf Nachkommen zu bringen, war es gerade, was ihm Frau van Bluyten am allerwenigſten vergab. Was half ihnen nun die Bemühung eines ganzen Comtoirs, ihr Vermögen mit jedem Jahre zu vermehren! Und wie viel Vergnügen ging ihnen nicht ab, da ſie keinen einzigen Sprößling aus ihrem Eheſtande ſich entknoſpen und heranwachſen ſahen, für deſſen zeitliches Glück ſie dann geſpa-ret und gewuchert hätten! — So thätig auch Frau van Bluyten ſich bewieſen hatte, ihrem Bettgenoſſen dieſes Ver-

gnügen recht nah an das Herz zu legen, so hatte sie doch den Verdruß empfinden müssen, daß alle ihre Bemühungen fruchtlos geblieben waren, ein sympathetisches Mitgefühl in ihm zu erwecken, um nach dem unstreitigen Werthe eines solchen Vergnügens aus allen Kräften zu streben. Da sie also dem Ende ihres Sommers kinderlos entgegen sah, und diesen liebsten Wunsch in ihrem Herzen bereits zum Schweigen gebracht hatte, faßte sie, mit Genehmigung ihres Mannes, den Entschluß, eine Nichte zu sich zu nehmen, der sie die ganze Erziehung, die sie genossen, wieder geben wollte, und bei deren künftigem Liebesglück sie durch Theilnehmung und zärtlichen Mitgenuß sich wenigstens in etwas zu entschädigen hoffte.

Luise, auf welche sie diese angenehme Hoff-

Hoffnung gestellt hatte, war ein hübsches junges Ding von sechszehn Jahren, deren große schwarzbraune Augen und gesunde Wangen, bei den übrigen geheimen Gaben der Natur, das projectirte Liebesglück in der That nicht zu vereiteln versprachen. Frau van Bluyten war sehr geschäftig um ihre Nichte, und das aufgeweckte schlanke Mädchen vergalt ihre Bemühungen mit vieler Gelehrigkeit. Wohl bewußt, wie viel Vergnügen ihr in ihren Frühlingstagen ein artiger Putz gemacht hatte, befleißigte sich die liebe Tante, das frohe Mädchen auf das niedlichste auszustaffiren. Bald wußte sie etwas an ihrem Kopfputze zu verbessern; bald zog sie ihr die Schnürbrust; bald hatte sie etwas am Leibkleidchen zu zupfen; bald die Falten des flornen Halstuchs zu ordnen — kurz, Luischen

chen war alle Tage wie ein Püppchen gekleidet.

Frau van Vluyten hatte ihre einzige Freude an dem Mädchen. Sie unternahm es sogar, sie im Französischen zu unterrichten, sie sticken zu lehren, und ihre Übungen auf dem Klaviere zu leiten. Aber sie erinnerte sich oft gelesen und selbst wahrgenommen zu haben, daß junge Frauenzimmer durch den Umgang mit Mannspersonen erst ihre wahre Ausbildung erhielten. In Valenciennes war das auch so gewesen: warum sollte sie also eines so erprobten Hülfsmittels bei der Erziehung ihrer Nichte sich nicht ebenfalls bedienen. Es ward demnach zu Vollendung dieses Geschäfts ein artiger junger Mann ausersehen, der schon vormals der Frau van Vluyten stets willkommen gewesen

weſen war, weil ſie dann und wann ein Stündchen franzöſiſch mit ihm verplaudern konnte, und er ihr zuweilen ein artiges Buch oder ein neues Liedchen mittheilte, welches dann meiſt gemeinſchaftlich probirt werden mußte. Die Welt hätte wirklich Arges davon denken können, wenn ſie nicht nachher auf weit wahrſcheinlichere Muthmaßungen gelenkt worden wäre.

Der junge Mann war viel zu gefällig, und die Nichte der Frau van Bluyten viel zu artig, als daß er ſich dieſem ſchmeichelhaften Auftrage nicht hätte unterziehen ſollen. Auch Luiſe war ihrerſeits mit ihrem neuen Lehrer gar nicht unzufrieden. Er wußte viel von dem geſellſchaftlichen Leben in Frankreich zu erzählen; und ſeine Leichtigkeit und Ga-

lanterien

lanterien zeigten ganz klar, daß er nicht wie ein Blinder von der Farbe schwatzte. Seine natürliche Ungezwungenheit entschuldigte die kleinen Freiheiten, die er sich dann und wann am Klaviere bei ihr nahm, von selbst schon, und das Mädchen gewöhnte sich endlich so sehr daran, daß sie ihr als ein wesentlicher Theil bei seinem Unterrichte vorkamen. In der That bewies sie sich auch gegen ihn noch weit gelehriger als gegen ihre Tante. Sie nahm täglich in ihrer Sprachkenntniß zu, stickte mit mehr Geschmack, spielte mit mehr Delicatesse, und sang mit weit mehr Empfindung. Frau van Bluyten sah alles dieses mit Wohlgefallen, ohne vielleicht den nämlichen Plan zu haben, den ihr die Leute unterschoben, welche nichts mehr und nichts weniger glaubten, als daß dieser ganze Umgang

auf eine Heirath abgesehen wäre, damit ihr Nichte nicht auch einmal so einen Tölpel, wie sie, zum Manne bekommen möchte.

Herr van Vluyten hatte diesem ganzen Beginnen mit einer stillen Aengstlichkeit zugesehen, aus Furcht, daß seine Ruhe dabei leiden könnte. Das viele Herumfaseln und das häufige Hin- und Hergewälsche, was er höchstens nur in Handelsbriefen leiden konnte, preßte ihn anfangs manchen Schweißtropfen aus; und nicht selten nahm er sein gewöhnliches Trostsprüchlein: Wer weiß wozu es gut ist — zu Hülfe. Aber wer war froher über alle diese Veränderungen im Hause, als Herr van Vluyten, nachdem er einmal seiner Sache gewiß war, daß er keine Rolle dabei zu spielen bekam.

bekam. Ja, er fing sogar, bei dem ganzlichen Incognito, welches man ihm in seinem Lehnstuhle zugestand, nach und nach an, an diesen Unterhaltungen Geschmack zu finden; denn er konnte itzt das Spucknapfs wohl zehnmal verfehlen, ehe es einmal gerügt wurde. Bei jedem Male dachte er an sein Sprüchlein, und mit jedem Male fand er es auch bewahrt.

Wer da weiß — und wie könnte Jemand seyn, der es nicht wüßte? — daß Zunder und Schwefel, wo Funken sprühen, gerade die rechten Nachbarn sind, um das Haus über dem Kopfe anzuzünden: der kann sich allenfalls auch eine Vorstellung machen, wie die wechselseitigen Funken, welche diesen beiden jungen Leuten aus den Augen zu blitzen begonnen.

nen, ihre Herzen dergestalt in Brand zu stecken vermochten, daß mit Rettungsmitteln schwerlich mehr beizukommen war. Sie selbst hatten schon alle Besonnenheit verloren, und wünschten nichts mehr, als der verborgenen Glut Luft zu machen. Sie waren darüber einig, ohne deswegen noch ein Wort mit einander gewechselt zu haben: nur die verblendete Tante ahnete nicht, daß sich das Liebesglück ihrer Nichte auch ohne ihr Vorwissen anheben könnte.

Der Anfang dieses heimlichen Verständnisses wurde an dem vertraulichen Claviere gemacht. Man sah oft so dicht neben einander ins Notenbuch, daß zuweilen die Wange des einen von ohngefähr die Wange der andern berührte. Eben so von ohngefähr traf es sich manchmal,

mal, daß sie beim Umblättern handgemeng mit einander wurden; und zur Strafe nahm dann endlich, wenn dergleichen Umstände wieder eintraten, die flattere Hand die schwächere gefangen, bis sie endlich beide einen ganz friedlichen Bund zusammen schlossen.

Der junge Mann, welcher seit einiger Zeit nicht ermangelte, sich täglich einzustellen, und von der Frau van Vlyten manchen schönen Dank dafür erhielt, nahm bisweilen seine Zeit so gut, daß er die Frau vom Hause nicht daheim fand, und folglich Luisen auf ihrem Zimmer aufsuchen mußte. Da wurde denn die Zeit nicht unbenützt gelassen, und alle bisher zwischen ihnen vorgefallene Hieroglyphen auf das deutlichste erkläret. Die Correspondenz der Augen wurde nun mit Worten entziffert;

ziffert; ſtatt der Wangen berührten ſich nun die Lippen; ſtatt des Tändelns am wallenden Buſenflor unterſuchte man, was etwa unter demſelben verborgen ſeyn könnte; und — und nun gieng es geſchwind wieder zum Claviere, wo man denn mit vieler Emſigkeit ſtudirte. Kurz, dieſer feine junge Mann nahm ſich des Mädchens ſo ſehr an, und arbeitete in kurzem an ihrem Innerlichen und Aeußerlichen mit ſo glücklichem Erfolge, daß es bald jedem Unpartheiiſchen in die Augen fallen mußte, wie ſehr ſie ſich ihrer Ausbildung nähere.

Das vergnügte Mädchen war ſo ganz in ihr Liebesglück vertieft, daß ſie beinahe ſelbſt nicht wußte, wie ihr geſchah, als ſie Entdeckungen an ſich machte, die ſie Niemandem als ihrem Geliebten mitzutheilen

theilen wagte, die aber, leider! von der Beschaffenheit waren, daß sie nicht lange unter ihnen beiden geheim bleiben konnten. Da war nun guter Rath theuer, was in solchen Bedrängnissen anzufangen sei. Von einer Trennung, die der geliebte Verführer für so nothwendig hielt, mochte Luise nicht das geringste hören. Weit lieber hätte sie eine Entführung vorgezogen: aber in diese konnte aus guten Ursachen wiederum er nicht willigen. Nach vielen Berathschlagungen behielt endlich der Liebhaber auch hier die Oberhand, und erlangte von Luisen die Erlaubniß, sich auf einige Zeit von Amsterdam zu entfernen, bis das drohende Gewitter vorüber wäre, und ein milder Regen die Schwüle der Luft wieder gemäßiget hätte. Man versprach sich von Zeit zu Zeit wechselseitig gute Kund-

schaft

ſchaft zu leiſten, ſchwur ſich eine unverbrüchliche Treue, und Luiſe ward mit hinlänglicher Vollmacht verſehen, den leidigen Handel bei der Tante zu einem gütlichen Vorbeſchied einzuleiten und Bedingungen vorzuſchlagen, unter welchen die Sache zu allerſeitiger Zufriedenheit beigelegt werden könnte.

Die ſorgloſe Tante wunderte ſich nicht wenig, als der junge Mann eines Morgens gehorſamſt vermelden ließ, er müſſe auf einige Zeit verreiſen, und ſeine Geſchäfte erlaubten ihm nicht, ſich perſönlich zu beurlauben. Sie zerbrach ſich darüber den Kopf, was wohl die Urſache dieſer ſchleunigen Reiſe ſeyn möchte; aber es war ihr unmöglich, auf den Grund zu kommen. Einige Tage darauf ward ſie gewahr, daß die muntere Luiſe anfing das

Köpfchen zu hängen, und in allen ihren Studien sehr saumselig zu werden. Sollte wohl das Mädchen verliebt seyn? dachte sie bei sich selbst, ohne sich eben auf ihre Hypothese viel zu Gute zu thun. Die schnelle Abreise des jungen Mannes, die noch dazu ohne alle Beurlaubung erfolgt war, machte sie stutzig. Vielleicht hat er ihre Neigung selbst wahrgenommen, dachte sie wieder, und es für das Beste gehalten, sich eine Zeitlang zu entfernen, um den bisherigen Umgang abzubrechen. Sie tadelte sich heimlich selbst, und lobte den angenehmen jungen Mann in ihrem Herzen, daß er diesen sichern Ausweg eingeschlagen war. Luisens matte Augen und blasse Wangen gaben dieser Vermuthung die größte Wahrscheinlichkeit. Sie nahm sich indessen vor, so zu thun, als wenn sie von der ganzen Sache

nichts

nichts merkte, und ſchalt ihre Nichte zuweilen bloß ihrer Nachläſſigkeit wegen. Als aber Luiſe an einem Vormittage von ihrem Zimmer kam, und Frau van Blumten ihr mit beobachtendem Blick entgegen ſah, ward ſie gewahr, daß ſie auch in ihrem Anzuge nachläſſiger wurde. Sieh nur an, Luiſe, wie du mit deinem Rocke gehſt, rief ſie ihr entgegen. Hängt er nicht ſo zipflicht um dich herum, als wenn du eine ſchwangere Frau wäreſt. Komm doch einmal her. Nun, was ſchleichſt du denn ſo? Was zitterſt du denn? — Wie? Mädchen! — Hier ward es ihr, als wenn ein Blitzſtrahl durch ihre Seele führe. — Mädchen! Luiſe! du wirſt doch nicht —

Luiſe ließ ſie nicht ausreden. Mit lautem Schluchzen warf ſie ſich vor ihr nieder,

nieder, und umfaßte mit Heftigkeit ihre Knie. Um Gottes willen! rief ſie aus; um Gottes willen, verſtoßen Sie mich nicht! Machen Sie mich nicht unglücklich. — Geh mir aus den Augen, Ehrvergeſſene, ſchrie die eben ſo erſtaunte als aufgebrachte Tante. Du biſt alſo ſchwanger, du junges liederliches Ding, du? Doch was frag' ich noch lange? Den Augenblick geſteh mir alles mit einander, du Ungerathene!

Luiſe konnte vor Jammer kaum ein Wort vorbringen, ſo ſehr war ſie von dem Unwillen ihrer Tante erſchüttert worden. Sie machte daher von allen ihren Liebesabentheuern nur einen kurzen Auszug, womit ſich aber Frau van Vluyten, die alles haarklein vor ſich ſehen wollte, nicht begnügen ließ, ſondern über

das

das wenn, wo und wie auf das schärfste inquirirte. Es war ihr mit dem Liebesglück ihrer Nichte so verkehrt gegangen, daß es ihr freilich nicht übel zu nehmen war, wenn sie alle Brosamen desselben sorgfältig aufzusammeln sich befleißigte. Luise beichtete also mit Stottern und Schluchzen, wie sich ihre Liebschaft mit dem verführerischen Lehrmeister angesponnen habe, und durch welche verliebte Labyrinthe endlich dieselbe unvermerkt bis zu der bewußten Katastrophe gediehen sei. Sie vergaß auch nicht, der erhaltenen Vollmacht zu erwähnen; aber noch standen die Actien bei ihrer Tante so, daß dieselbe vor der Hand in gar keine Betrachtung gezogen wurde.

Frau van Bluyten war ganz außer sich vor Wuth. Es verdroß sie entsetzlich,

lich, daß der junge Mann, auf welchen sie so große Stücke gehalten, ihr Vertrauen so heimtückisch gemißbraucht hatte; und sie bot daher Himmel und Erde gegen ihn auf. Wie war auch so etwas von ihm zu vermuthen gewesen, da er sich doch vorher, ehe die Nichte ins Haus gekommen war, gegen Frau van Bluyten selbst mit so vieler Uneigennützigkeit betragen hatte. Hätte sie an ihm nur die geringste Spur von dergleichen Ränken gegen ihre eigene Tugend wahrgenommen, so würde sie natürlicher Weise die Unschuld ihrer Nichte keiner solchen Gefahr ausgesetzt haben. Aber unter solchen Umständen schien dieselbe bei ihm so gesichert zu seyn, wie bei dem Herrn van Bluyten selbst. Die häßliche That war übrigens bloß in verstolenen Augenblicken geschehen, und sie hatte dazu auf

keine

keine Weiſe Vorſchub geleiſtet. Sie glaubte ſich alſo über dieſen Unfall nichts vorzuwerfen zu haben, und deswegen dünkte es ſie auch, nicht aufgebracht genug darüber ſeyn zu können.

Sie wollte eben in dieſer zornigen Haſtigkeit zu Herrn van Bluyten in das Comtoir hinunter eilen, um ihm dieſe ſchreckliche Botſchaft zu hinterbringen, als der ſanftmüthige Mann im Begriff war, mit ſeiner gewöhnlichen Gelaſſenheit die letzte Stufe der Treppe heran zu ſteigen. Ohne ihn ſeinen letzten Schritt ganz vollenden zu laſſen, erzählte ſie ihm mit der lebhafteſten Wuth, welche Schmach ihrer Nichte und ihrem ganzen Hauſe wiederfahren ſei. Herr van Bluyten ſchien die Sache anzuhören, aber mit ſolcher Gleichgültigkeit und Gemüthsru-

he, als wenn die ganze Geschichte bei irgend einer Familie in Spanien vorgefallen wäre. Dieses ärgerte sie gewaltig; und sofort erklärte sie ihm, daß es einzig und allein ihm zukäme, die Ehre ihres Hauses entweder zu retten, oder doch wenigstens zu rächen. Sie fuhr fort, die größten Schmähungen wider den jungen Menschen auszustoßen, und da Herr van Vlupten sich noch immer nicht darauf einlassen wollte, so fragte sie ihn endlich ganz ungeduldig, was er denn aber zu der ganzen Sache meine. Wer weiß wozu es gut ist, gab er ihr zur Antwort, und — rasch kugelte Herr van Vlupten, noch ehe er es ganz ausgesagt hatte, die Treppe hinunter.

Dießmal schien Herrn van Vluytens Denkspruch am allerübelsten angebracht

zu

zu seyn; denn hier war nicht einzusehen, wozu es gut seyn könnte, daß seine Nichte schwanger wäre, und zwar um so weniger, weil er sich wegen ihrer Schwangerschaft eine so heftige Motion machen mußte, daß er darüber — den linken Arm zerbrach.

So übel hatte es eigentlich Frau van Vlnyten nicht gemeint; und überhaupt war dieses das erste Mal, daß sie sich an ihrem Manne vergriffen hatte. Sie schrie sogleich alle Leute im Hause zusammen, bemühete sich mit der ängstlichsten Geschäftigkeit um ihn her, und da er sich über nichts als seine Schmerzen beschwerte, so empfand sie ihr Vergehen um so lebhafter, und fing an, dem sanftmüthigen Charakter ihres Mannes mehr Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Indessen

dessen wurde mit Hülfe eines geschickten Wundarztes der Arm des Herrn van Bluyten, weil er sich ganz ruhig verhielt, noch eher wieder hergestellt, als der vormalige schlanke Wuchs seiner sonst ganz artigen Nichte.

Mittlerweile war denn auch die brausende Zornflut der Frau van Bluyten wieder in ihre gewöhnlichen Ufer zurückgetreten. Sie war sehr gerührt, daß der Strom derselben gerade ihren guten Ehemann mit hingerissen hatte, der doch an der ganzen Sache so unschuldig war, als die liebe Sonne am Himmel. Seiner bestens zu pflegen und zu warten, schien ihr noch lange nicht genug zu seyn, um ihr Vergehen wieder gut zu machen; sie gelobte sich auch, ihr künftig

künftig mit etwas mehr Nachsicht und Schonung zu behandeln.

Luise hatte ihre Sorgfalt am Krankenbette treulich mit ihr getheilt; und es war billig, daß sie dafür auch Verzeihung ihres Fehltritts erhielt, da er nun einmal nicht wieder ungeschehen gemacht werden konnte. Ernstlich gesprochen, war Frau van Vlupten am allermeisten darüber erbittert worden, daß Luise die Pränumeration auf ihr künftiges Liebesglück ohne ihr Vorwissen angenommen hatte. Die Sache selbst, wenn sie von einem treuen Liebhaber herrührte, schien ihr noch verzeihlich zu seyn; denn sie griff in ihren eigenen Busen, und fand, daß sich die Festung ihrer Unschuld vielleicht nicht besser gehalten haben würde, wenn Herr van Vlupten sie einmal mit

einem

einem eben so raschen Angriff überrumpelt hätte. Da nun Luise für die Treue und Redlichkeit ihres Geliebten Bürgschaft leistete, und von Zeit zu Zeit glaubwürdige Zeugnisse seiner Gesinnungen aufwies, so mochte, wie gesagt, die Sache noch so hingehen, da sie einmal nicht zu ändern war: freilich aber konnte es der Frau van Bluyten nicht anders als höchst unangenehm seyn, daß sie so um die Blüthen des Liebesglücks ihrer Nichte gekommen war, und nun bloß mit den Früchten vorlieb nehmen mußte. Indessen war doch auf diese Weise nicht alles verloren; und es wurden daher Entwürfe gemacht, diese letztern wenigstens mit Ihren zu genießen.

Als sie so damit umging, ihrem Gatten die Spekulation zu hinterbringen, die

sie

ſie zu dieſem Vorhaben auf ſeinen Beutel gemacht hatte, ereigneten ſich in den Handelsgeſchäften deſſelben gewiſſe Umſtande, die ſeine Gegenwart in Oſtindien höchſt nothwendig machten. So abgeneigt er auch zu einer ſo beſchwerlichen Reiſe war, ſo konnt' er doch die Sache keinem Handelsbedienten allein anvertrauen. Wäre es zwar auf ihn angekommen, ſo würde er ſie vielleicht haben geben laſſen, wie ſie gewollt hätte: aber ſeine Frau wußte ſie, mit Hülfe ſeines eigenen Denkſpruchs, ihm ſo an das Herz zu legen, daß er ſich, alles Sträubens ungeachtet, dießmal nicht los machen konnte.

Frau van Bluyten meinte wirklich, daß dieſe Reiſe für das Phlegma ihres Mannes von guten Folgen ſeyn könnte,

und hatte dabei die christliche Nebenabsicht, die Geschichte ihrer Nichte auf eine gute Art zu beendigen. Da nun einmal ihre Niederkunft nicht drei Vierteljahre nach der Trauung Statt haben konnte, so schien es ihr ganz einerlei, ob sie einen Monath früher oder später erfolgte, wenn Luise nur vorher noch mit Ehren in das Bette käme. Es wurde also die Bewerkstelligung dieses Vorhabens bis nach der Abreise des Herrn van Bluyten verschoben.

Frau van Bluyten machte selbst die schleunigsten Anstalten zu dieser Reise, und so verdrießliche Gesichter auch der liebe Mann dazu machte, so trat er sie doch endlich, in Begleitung eines seiner Handelsbedienten, obschon mit vielem Widerwillen, wirklich an. Der Anfang der-

derſelben verſprach, ſo wie anfänglich der Frau van Bluyten die Bildung ihrer Nichte, den beſten Ausgang. Leider! aber lief er eben ſo verzweifelt ab; und aller Wahrſcheinlichkeit nach würde er noch weit ſchlimmer ausgefallen ſeyn, wenn Herrn van Bluytens Wahlſpruch nicht Stich gehalten hätte.

Wenig Tage vor der, bei gutem Winde, berechneten Ankunft an dem Orte, wo das Schiff einlaufen ſollte, entſtand ein gewaltiger Sturm, und das Schiff wurde, wider alles Vermuthen, an die nördliche Küſte von Borneo verſchlagen, auf welcher der berühmte hohe Berg Kinibalu liegt, den man auf den Landkarten unter dem Namen St. Petersberg findet. Wer weiß wozu es gut iſt, ſeufzte Herr van Bluyten; aber

aber seine Reisegefährten waren nicht seiner Meinung.

An diesem Berge wohnt ein Volk, Oran Eidahan genannt, welches sich es zum Verdienst anrechnet, seiner Gottheit Menschenopfer zu bringen, weil es glaubt, daß sie an solchen Opfern Vergnügen finde. Dieser Gebrauch wird so heilig gehalten, daß ein Eidahaner, wenigstens Einmal in seinem Leben, seine Hände mit Menschenblut gewaschen haben muß.

Bei den Umständen, in welchen sich das Schiff befand, war eine Landung nothwendig. Man fing an, die Küste zu untersuchen; und da man alles auf derselben fand, was nöthig war, und in der Nähe keinen Anbau entdeckte, so

wagte

wagte sich ein Theil der Gesellschaft eine gute Viertelstunde tiefer ins Land. Herr van Bluyten, der des Schaukelns schon lange satt geworden, hatte sich ebenfalls auf die Beine gemacht, war aber, seines corpulenten Körpers wegen, etwas zurückgeblieben, rauchte sein Pfeifchen, und versah sich nichts Böses. Auf einmal sprang ein Haufen Eidahaner aus dem Gebüsche hervor, der ihn plötzlich umringte und mit sich fortschleppte. Sein gewaltiges Geschrei zog zwar seine Reisegefährten herbei; da sie aber sahen, daß man auch auf sie Jagd machen wollte, so retteten sie sich mit der Flucht, und erreichten glücklich das Schiff.

Was war bei solchen Umständen zu thun? — Man begab sich vom neuen zahlreicher und bewaffneter ans Land, aber

Niemand war deſſen kundig, und tiefer hineinzudringen, fand man, nach reiflicher Erwägung des vorhergegangenen Beiſpiels, nicht zuträglich. Man wiederholte einige Tage hinter einander die nämlichen Verſuche, aber ohne den geringſten Nutzen. Endlich entdeckte man ein engliſches Schiff, an welches, wie es näher kam, ein Boot abgeſchickt wurde, wodurch die Holländer über die Gegend ihrer Landung und das unbezweifelte Schickſal ihres verlornen Reiſegefährten belehrt wurden.

Man gab alſo die Hoffnung auf, Herrn van Bluyten jemals wieder zu ſehen, und hielt es nicht für gut, länger an einem ſo gefährlichen Orte zu verweilen. Der Wind war gut; man machte ſich deſſen zu Nutze, und das Schiff lang-

langte glücklich in dem bestimmten Hafen an. Der Handelsbediente des Herrn van Bluyten fand, nach einem kurzen Aufenthalte, bald Gelegenheit, seine Rückreise anzutreten, und kam wohlbehalten mit seiner traurigen Botschaft nach Amsterdam.

Vielleicht glaubt man, daß Frau van Bluyten sich über die erhaltene Nachricht von dem traurigen Schicksale ihres Mannes nicht sehr betrübt haben werde: aber man thut ihr Unrecht. Sie war eine Zeitlang außer sich, und machte sich die größten Vorwürfe, daß sie ihren lieben Mann (denn das war er ihr itzt mit allen seinen Fehlern) zu dieser weiten Reise beredet hatte. Gleichwie aber die Zeit alles wieder in das alte Gleis bringt, so tröstete sich auch endlich Frau van Bluy-

führte ihn mit jubelndem Geschrei umher, und sperrte ihn endlich in ein kleines von allen Seiten durchsichtiges Häuschen, um welches ein Theil der Einwohner einen ziemlich grottesken Tanz begann, worin er immer von einem andern Haufen abgelöset wurde. Dieser tolle Tanz währte die ganze Nacht hindurch, bis zum andern Morgen, worauf endlich die nähern Anstalten zum Opfer getroffen wurden. Wie dem armen Herrn van Bluyten dabei zu Muthe gewesen, kann jeder beurtheilen, der sich an seine Stelle denkt. Es entfuhr ihm während diesen Zurüstungen, neben seinen ängstlichen Klagen, nicht ein einziges Mal: Wer weiß wozu es gut ist.

Die bei den Menschenopfern der Eidahaner gewöhnlichen Ceremonien hatten bereits

bereits ihren Anfang genommen. Schon war er entkleidet; schon stand er an den Baum gebunden da; schon freuten sich die Umstehenden des fetten Opfers, und kniepen ihn in den schwammichten Wanst: als auf einmal ein Umstand ihn von der augenscheinlichsten Todesgefahr befreite. Man entdeckte bei der Besichtigung eine Schramme an dem linken Arme, die ihm von seinem unglücklichen Falle geblieben und die nun in der That sein Glück war; denn sofort wurde er, obschon nicht ohne Mißhandlung, wieder los gebunden, weil die Opfer, welche die Eidahaner ihrer Gottheit bringen, ohne Mängel seyn müssen, wenn sie selbige nicht noch mehr wider sich zum Zorne reizen wollen.

Das Volk gerieth darüber in große Betrübniß, und war eben im Begriff,

aus

aus einander zu gehen, als noch andere Cidahaner ankamen, und einen bisayschen Christensklaven herbei führten, den sie von den Mohamedanern gekauft hatten. Sogleich wurde dieser an den Baum gebunden, und nach vielen Ceremonien der Gottheit zu Ehren geschlachtet.

Für sein Leben schien nun Herr van Bluyten nicht mehr zittern zu dürfen, aber wohl für seine Freiheit, und wegen mancherlei Arten von Beschäftigungen, die freilich seine Sache nicht waren. Indessen war es immer noch ein Glück für ihn, daß er fast zu gar nichts gebraucht werden konnte. Er wurde daher von einem Orte zum andern verkauft, wobei er aber, da es immer unter dem Einkaufspreise geschehen mußte, vielerlei Unfälle und Mißhandlungen zu erdulden hatte,

hatte, bis ihn endlich sein Schicksal nach Borneo verschlug, wo er ganz von ohngefähr einen Handelsbedienten seines Correspondenten in Batavia ausfindig machte, dem er seine traurige Geschichte erzählte, und hierauf sogleich seine Befreiung zu danken hatte.

Herr van Bluyten schiffte sich nun mit seinem Befreier nach Batavia ein, und nachdem er sich dort von seinen Mühseligkeiten ein wenig erholt, seinen Rücken etwas gehätschelt, und seinen Magen wieder nach europäischer Art und Kunst eingerichtet hatte, trat er, ohne seiner Frau von seiner Erlösung Nachricht gegeben zu haben, die Rückreise nach Holland an.

Manche Dinge müssen sich in der That

That recht wunderlich schicken. Es waren gerade an dem Sonntage, an welchem Herr van Bluyten in seiner Vaterstadt wieder ankam, von seiner Einschiffung an gerechnet, fünf volle Jahre verflossen; und Frau van Bluyten, welche die einzige war, die zuweilen seiner noch dachte, sann eben zwischen einer nicht ganz verdauten Predigt, wodurch ihr das Gewissen ein wenig geschärft worden, und ihrem Abendsegen hin, als er zu ihr in die Stube trat.

Es bedarf eben keiner allzu großen Einbildungskraft, um sich das Schrecken der Frau van Bluyten vorzustellen, als sie sich nach der Thüre umsah, und auf einmal ihren seligen Mann erblickte, den sie schon so lange als geschlachtet und gefressen beweint hatte. In der That kam

auch

auch recht vieles zusammen, um diese Erscheinung in dem ersten Augenblicke nicht für ihren Mann selbst, sondern für seinen leibhaftigen Geist zu halten. Die bange Empfindung, die sie bei dem Abendsegen überfallen; der Tag seiner unglücklichen Abreise, zu welcher sie ihn beredet hatte; die einsame Abendstunde, die doch immer, zumal unter solchen Umständen, etwas schauriges hat; sein eingeschrumpfter Bauch, der ihn wenigstens bis zur Hälfte unkenntlich machte — kurz, es vereinigte sich so viel Überraschendes mit einander, daß es der armen Frau wohl zu verzeihen war, wenn sie überlaut zu schreien anfing, und darauf — ohnmächtig vom Stuhle sank.

Ihr Geschrei hatte eine Magd herbei gezogen, die aber, als sie ihre Frau auf

auf der Erde, und einen Mann über sie her erblickte, die Thüre vor lauter Entsetzen eben so schnell wieder zuschmiß, als sie selbige geöffnet hatte. In der gewissen Meinung, daß es ein Mörder sei (denn sie hatte den seligen Mann nie gekannt) holte sie in aller Eil einen Handelsdiener der Frau van Bluyten nebst noch einigen andern Leuten aus dem Hause herbei, welche ziemlich hastig in die Stube hineinstürzten, und dem Herrn van Bluyten in die Arme fielen, der noch immer um seine wiedergefundene Hälfte beschäftiget war. Der Handelsdiener bückte sich sogleich zu der todten Frau hin, indessen die andern den Thäter festzuhalten sich bemühten; und nun erfolgte wieder eine Scene von anderer Art, als der Handlungsdiener von dem Unbekannten, den er zu betrachten noch keine Zeit gehabt

kabt hatte, ſeinen Namen ausſprechen hörte, und mit großer Verwunderung in dem Arreſtanten ſeinen ehemaligen Principal erkannte.

Während dieſer Wiedererkennung und einer kurzen Darſtellung der gegenwärtigen Lage der Sachen fing Frau van Bluyten an, wieder zu ſich ſelbſt zu kommen und die Augen aufzuſchlagen. Kaum konnte ſie denſelben trauen, ſo ſehr man ihr auch erweislich zu machen ſuchte, daß die Geſtalt, vor welcher ſie ſo erſchrocken, keine andere als die nur etwas veränderte Geſtalt ihres für todt gehaltenen Mannes ſei. Aber welche Freude erfolgte nun auch, nachdem ſie ſich hinlänglich überzeugt hatte, daß der vermeinte Geiſt ihres Mannes mit Fleiſch und Beinen verſehen war! ſie wirkte ſo ſchnell und

so stark auf ihre Lebensgeister, daß sie sich in wenig Minuten wieder erholte. Der Umarmungen waren nun viele, aber doch der Fragen noch mehrere. Zärtlich und liebkosend führte sie ihn auf seinen alten Lehnstuhl hin, und er fühlte sich darin wie neugeboren.

Aber nun sage mir auch, liebes Herzensmännchen, fragte Frau van Bluyten, wie bist du denn aus den Händen der garstigen Menschenfresser wieder los gekommen?

Siehst du, sprach er, du hast mich immer gescholten, wenn ich manchmal zu dem oder jenem sagte: Wer weiß wozu es gut ist. Wäre unsere Nichte nicht schwanger geworden, so wäre ich itzt nicht hier.

Aber

Aber zum Guckuk! mein Schatz, erwiederte Frau van Bluyten, wie kann denn unserer Nichte Schwangerschaft dich dort vom Tode errettet haben?

Freilich wohl, versetzte er darauf mit einer Miene, aus welcher wohl abzunehmen war, wie viel er sich auf sein Sprüchlein zu gute zu thun Ursache hätte: denn wäre unsere Nichte nicht schwanger geworden, so hättest du mich nicht die Treppe hinuntergestoßen.

Wirf mir das nicht mehr vor, liebes Goldmännchen: ich habe genug darüber gelitten; und ich hätte dich gewiß noch eher vergessen, wenn ich mir nicht über diesen Zufall selbst so viele Vorwürfe gemacht hätte. — Aber sprich, du Aeffchen, was soll denn das für Beziehung auf deine Befreiung haben?

Ei gar viele: denn wäre ich nicht die Treppe hinunter gefallen, so hätte ich den linken Arm nicht zerschellert.

Wie du auch quälen kannst! Was soll denn das wieder?

Ja, siehst du — wenn ich den nicht gebrochen hätte, so hätte ich auch keine Narbe dran bekommen.

Nun? und was ist denn mit der Narbe?

Mit der Narbe? — Die war eben mein Glück; denn hätte ich die nicht gehabt, so hätten sie mich — siehst du — bei mich, straf mich! in kleine Bischen zerfetzt.

Ach! du armer, armer Mann! Was für Angst mußt du ausgestanden haben!

Sie

Sie hätten dich also im Ernste geschlachtet?

In vollem Ernste geschlachtet, und noch obendrein gefressen.

Das waren nun freilich lauter Argumente, wider deren Gültigkeit Frau van Bluyten nichts einwenden konnte. Sie war froh, daß die ganze Geschichte noch so abgelaufen war. So sehr auch ihre Neugierde sie plagte, die Begebenheiten ihres Mannes auf einmal zu wissen, so mußte sie sich doch bequemen, mit Anweisungen auf verschiedene Termine vorlieb zu nehmen.

Aber wem gehören denn die kleinen Kinder da? — fragte Herr van Bluyten am andern Morgen seine Frau.

Ih, lieber Mann! du wirst nicht ungehal-

ungehalten darüber seyn. — Da ich dich für todt hielt, und wir keine Kinder hatten —

Hm! — und der Vater? — versetzte Herr van Bluyten mit einem Kopfschütteln.

Wohnt bei uns im Hause, und soll dir künftig deine Geschäfte erleichtern helfen. Du bist es doch zufrieden?

Nein, nein! das geht nicht. Was würden denn die Leute dazu sagen? — Die Kinder — ih nun, die mögen bleiben, weil sie einmal da sind.

Sei es immer zufrieden, lieber Mann. Unsere Nichte soll dich auch dafür recht warten und pflegen.

Ei, Nichte hin, Nichte her. Ich glaube gar, du willst sie mir —

Aber,

Aber, lieber goldener Mann, sie sind ja nun Mann und Frau; das macht ja alles wieder gut; und sie leben recht vergnügt mit einander.

Aber wer denn? Wer ist denn Mann und Frau?

Ih nun, unsere Nichte und ihr Liebhaber.

Also sind das Kinder von unserer Nichte?

Nun freilich, von wem denn sonst?

Ja so; das ist etwas anders!

Und du bist es also zufrieden, daß sie bei uns bleiben?

Meinetwegen; das ist ja was ganz anderes.

Aber du hast doch auch nichts dage-

gen.

gen, liebes Männchen, daß ich ihnen mit der Zeit unser Vermögen versprochen habe?

Unser Vermögen? — Ih nun, Wer weiß wozu es gut ist! — Ohne sie wäre ich ja so nicht wieder da. Sie sollen alles haben, wenn sie warten wollen.

Frau van Blunken war, wie es sich leicht denken läßt, über diese Zusagen sehr vergnügt, und sah dafür ihrem wiedergefundenen Manne alles an den Augen ab. Das junge Ehepaar folgte ihrem Beispiele, und bewies sich sehr dankbar gegen ihn. Ihre gute Pflege schlug so glücklich bei ihm an, daß ihm bald alle seine ehemaligen Kleider wieder paßten. Seine Abentheuer waren lange die tägliche

Unter-

Unterhaltung beim Theetiſche; und wenn auch die Erzählung derſelben nicht ganze fünf Jahre dauerte, ſo währte ſie doch der Frau van Bluyten faſt eben ſo lange. Indeſſen hatte ſie ſehr gern Nachſicht mit ihm; und er, ſeinerſeits, fühlte, daß ſie ihm auch mehr ſchuldig war. Kurz, ſie fingen beide einen ganz neuen Eheſtand mit einander an, und Herr van Bluyten blieb bei ſeinem bewährten Wahlſpruche.

Der Feierabend.

Der Feierabend.

Es muß ein herrlicher Abend werden, ſagte Wallmann zu ſich ſelbſt, indem er von ſeinem Pulte aufſtand und ans Fenſter trat: ich will ihn genießen und mich heute einmal recht an den Schönheiten der Natur erquicken. Die Sonne ſtand noch hoch am Himmel, aber er eilte, ſobald er dieſen Gedanken gefaßt hatte, als wenn er keine Minute zu verlieren hätte.

Mirgends

Nirgends fand Wallmann mehr Nahrung für seinen Geist und Herz, als wenn er sich im Freien sah, und zwischen Getreidefeldern, oder durch blumige Wiesen, oder über buschige Hügel wandelte. Er war mit jedem Gräschen vertraut, wußte jede Blume zu bestimmen, und fand in jedem Insect einen belehrenden Gesellschafter. Unter allen Beschäftigungen des bürgerlichen Lebens schien ihm das Landleben die natürlichste, reizendste und beglückendste zu gewähren. Es ist doch die einzige, rief er oft mit Sehnsucht aus, die dem Menschen erlaubt, ein wahrer Mensch zu bleiben und glücklich zu seyn! Und wie wenige wissen den beneidenswürdigen Vorzug zu schätzen, als Besitzer eines herrlichen Grundstücks, unabhängig und frei, im Schooße der Natur zu leben! — Eigenthü-

genthümer eines schönen Guts in einer anmuthigen Gegend zu seyn, war der Wunsch, mit dem er sich auf seinen einsamen Spaziergängen unterhielt, und eine Zeitlang angenehm täuschte. Aber wenn auch der liebliche Traum wieder verschwunden war, so blieb doch immer noch das nämliche Gefühl in ihm rege, und selbst das kleinste Gütchen, das er sein nennen dürfte, war ein Gedanke, der sein Herz erweiterte.

Der gute Wallmann mochte wohl im Ganzen nicht Unrecht haben, aber ein wenig Schwärmer war er doch. Er dichtete sich ein patriarchalisches Leben, wie es freilich in unserer gewöhnlichen Welt nicht leicht gefunden werden möchte; übrigens kann man sich denken, daß diese Dichtung ohne ein reizendes ländliches

Mäd-

Mädchen, das gleiche Gefühle mit ihm hegte, für seine Vorstellung sehr wenig Haltung gehabt hätte. Unrecht würde man ihm aber thun, wenn man glaubte, er habe dabei bloß auf einen ruhigen Lebensgenuß ohne Beschwerlichkeit gesehen. Wallmann war an Thätigkeit gewöhnt, denn ihr allein mußte er seinen Unterhalt verdanken. Es gehörte daher allerdings zu seinem Lieblingsplan, seine Felder selbst zu bearbeiten, und seine Bäume selbst zu warten. Nur dachte er sich diese Beschäftigung auch in der Dauer immer so anmuthig, wie sie es für den Freund des Landlebens einige Zeit zur Erholung seyn mag: aber an die Mühseligkeiten und mancherlei Hindernisse eines glücklichen Erfolgs seiner Bemühungen dachte er freilich nicht; die Sorgen, die er mit in Anschlag brachte, hatten viel-

vielmehr etwas angenehmes für ihn, und schienen ihm gleichsam die Würze seines häuslichen Glücks zu seyn. — Lächelt nicht über den gutmüthigen Schwärmer! Wer so zu schwärmen vermag, wird sich auch in die Verhältnisse des wirklichen Lebens schmiegen Das junge Grün an den Bäumen im Frühlinge, das dem Auge so lieblich schmeichelt, dunkelt allmählig, und doch preiset der Wandrer noch im Sommer seinen erquickenden Schatten.

Diese Sehnsucht war es, die den jungen Mann beim ersten Blick aus dem Fenster so eilig bestimmte, sich mit seinen Träumereien ins Freie zu schwingen. Er ging zum Stadtthore hinaus, ohne einen andern Plan zu haben, als sich so weit von der Stadt zu entfernen, wie es die

Mög-

Möglichkeit der Rücklehr gestattete. Da es gerade Sonnabend war, so traf er überall Landleute, die vom Markte heimkehrten, oder noch auf den Feldern und Wiesen beschäftiget waren, ein angefangenes Werk zu vollenden, oder auch für die Bedürfnisse des morgenden Ruhetages zu sorgen. Er grüßte sie freundlich und unterhielt sich bald mit diesen, bald mit jenen über Gegenstände der Landwirthschaft, und horchte so gelehrig auf alles, was er vernahm, als wenn er das Gütchen schon im Handel hätte, wo er ihre Belehrungen anzuwenden gedächte. Dann nahm er Abschied von ihnen, besah sich die herrlichen Fluren, die er durchstrich, und bog von der breiteren Straße einen schmäleren Weg zwischen reichen Fruchtfeldern nach einem Dorfe ein, das sich an einen schönen bewachse-

nen

nen Hügel lehnte. Dort wollte er eine köſtliche Mahlzeit von Milch und Butterbrod halten, und bei mancher ergetzenden Betrachtung die Kühle des Abends zur Rückkehr erwarten.

Er war auf dieſem Wege ſchon eine ziemliche Strecke fortgegangen, als er in einiger Entfernung zwei Bäuerinnen erblickte, deren eine der andern den Korb abnahm und ſich auf die Schultern hing. Es war Mutter und Tochter; die letztere hatte den Korb aus der Stadt getragen, und erſtere wollte nunmehr der lieben Tochter, wiewohl ſie ſich dagegen ſperrte, die beſchwerliche Laſt erleichtern und ihn vollends nach Hauſe tragen. Wallmann verdoppelte ſeine Schritte, ſie bald zu erreichen, um mit ihnen ſchwatzen zu können, und auch vielleicht eine Vorbereitung

bereitung zu seinem Abendbrode zu treffen.

Als er ihnen näher kam, redete er sie mit seiner gewöhnlichen Traulichkeit an, die ihm in die Gemüther der Landleute gar leicht Eingang verschaffte. Beide erwiederten seinen Gruß in einem gutherzigen Tone, und nun war die Bekanntschaft gemacht. Die Mutter war ein muntres und gesprächiges Weib, und die Tochter ein so hübsches und sanftes Geschöpf, als ihm noch nie vorgekommen war. Ihre Antwort war immer freundlich, doch kurz, denn gewöhnlich übernahm die Mutter, an ihrer Stelle sie fortzusetzen. Die Kleidung beider war reinlich und verrieth den ländlichen Wohlstand; allein das Mädchen schien überdieß niedlich geputzt in ihrem rothen Mieder

Mieder mit dem farbigen Halstuch, und die flatternden Bänder um Busen und Nacken gaben der ganzen Tracht einen lieblichen Reiz.

Wallmann erbaute sich an dem artigen Mädchen; es that ihm wohl, an ihrer Seite zu gehen. Vergnügt über die neue Bekanntschaft beschloß er, dort öfters zu hausen; und mancherlei dunkle Gefühle, die sich mit diesem Gedanken vermischten, schmolzen unvermerkt mit seinen romantischen Träumen zusammen. Je weiter er neben ihr fortging, desto behaglicher ward ihm die Stimmung, in der er sich fühlte. Er hörte wenig von dem Geplaudre der Mutter, und blickte oft von der Seite nach dem niedlichen Mädchen, das mehrmals die Hand über die Augen hielt, als wollte sie den Zeiger

des

des fernen Kirchthurms erkennen. Nach einer Weile drehte sie sich freundlich zur Mutter, und sagte leise: da kömmt er. Wallmann forschte nach dem, der kommen sollte, und sah in einiger Ferne einen jungen Bauer, der immer näher auf sie zu eilte. Vielleicht der Bruder, dachte er bei sich, und eh er sichs versah, hupfte das Mädchen dem Kommenden freudig entgegen. Es ist ihr Verlobter, sagte die Mutter zufrieden, der wackerste Bursche im Dorfe.

Diese Nachricht war dem ehrlichen Wallmann eben so unerwartet als unangenehm, ohne daß er sich von diesen Empfindungen genaue Rechenschaft zu geben wußte. Doch entdeckte er die Ursache seines Mißvergnügens gar bald; denn das Mädchen erschien ihm nun noch

weit

weit schöner und liebenswürdiger als vorher. Wie beneidete er nicht den jungen Burschen, der ihr Herz besaß und sie nun bald in seine Hütte heimführen durfte! Ja, so ein Mädchen und ein Bauergütchen dazu! — sprach er bei sich selbst, und vernahm kein Wort mehr von dem, was die treuherzige Mutter zum Lobe ihres künftigen Schwiegersohns und ihres Töchterchens schwatzte.

So waren sie endlich an das Dorf gekommen; das liebende Paar war bereits verschwunden; und Wallmann dachte nicht mehr an das Abendbrod, was er bei ihnen verzehren wollte. Er grüßte die Frau und verließ sie. Das Dorf war ihm widrig geworden, und also beschloß er, nur durch zu gehen und nirgends einzukehren. Am Ende desselben stieß er

auf

auf einen engen Grund, in welchem ein schlängelnder Weg neben einem klaren Bache hinleitete. Gedankenvoll schlich er zwischen den Erlen am Wasser hin, und lauschte auf die spielenden Geschwader der Schmerlen, die zuweilen durch eine behende Forelle aus einander getrieben wurden. Das moorige Ufer war mit Vergißmeinnicht bedeckt: er pflückte davon und verglich es mit dem Blau des heiteren Himmels. So erwachte nach und nach sein entschlummerter Sinn für die Schönheiten der Natur wieder, und je weiter er fortging, desto reizender fand er den herrlichen Grund. Hie und da traf er noch einige Hütten, die nur von Kindern bewohnt schienen, aber bald thürmten die Felsen sich steiler empor, und nackte Brüche, von Brombeerranken umkränzt, unterbrachen das mannichfal-

tige

tige Gehölze, das ſie auf beiden Seiten bedeckte.

Wallmann war ganz in dieſen Anblick verloren und fühlte ſich gleichſam fortgezogen, den Hintergrund jeder Krümmung des Thals zu erſpähen, der immer wieder zu neuen Scenen ſich öffnete. Endlich kam er auf einen geräumigen Platz, wo die Felſen ſich etwas erweiterten, und in einiger Entfernung wieder gänzlich zu ſchließen ſchienen. Der Bach ſchmiegte ſich an der linken Seite in einer gefälligen Rundung hin, und über die breite Fläche war ein ſchöner Raſenteppich gebreitet, welcher der ganzen beſchränkten Landſchaft einen noch lieblichern Reiz gab.

Bis itzt hatte er die Höhen umher

nur flüchtig bemerkt, und sich bloß mit der niederen Gegend beschäftiget, in welcher er an der hinteren Schlucht der Felsentrümmung noch eine Mühle erdnete, um eine vollkommene Landschaft zu bilden. Endlich warf er den forschenden Blick auch eben hinauf, und wie angenehm wurde er überrascht, als er auf der hinteren Wand, welche die höhere war, eine niedrige Hütte erblickte. Sie lag äußerst malerisch da unter den hohen Bäumen, die sie umschatteten, und hinter ihr lehnte die Bergwand sich noch höher zurück. Hier eine Wohnung? rief der junge Mann mit Verwunderung aus. Welche gefühlvolle Seele hat sich diesen reizenden Abhang zum Wohnplatz erkoren? Ja, gewiß, hier muß es glückliche Menschen geben, welche die Gaben der Natur, mit eigenen Händen

den gepflegt, in fröhlicher Eintracht genießen.

Er schaute vorwärts und rechts nach dem nächsten Fußsteige sich um, der ihn zur Hütte führe; denn hier theilte sich der Weg, den er gekommen, in zwei. Der eine zog sich durch die Wiese hin, und der andere bog sich an der Bergwand zwischen Bäumen hinauf. Er wählte den letztern, weil er ihn für den näheren hielt, und ging, wie es oft im menschlichen Leben geschieht, gerade den weitesten. Doch ward er, nachdem er die Hütte eine geraume Zeit aus den Augen verloren, für diesen Umweg entschädiget. Er gelangte nämlich an eine lichte Oeffnung, wo sich der Berg wieder steiler hinabzog, und erblickte nun schräg über die zwar noch höher liegende Hütte in

ziem-

ziemlicher Nähe, sah sich aber durch einen Abgrund von ihr getrennt. So malerisch war ihm noch nichts vorgekommen als diese kleine Landschaft mit der einsamen Hütte, deren alterndes Strohdach ihr das Ansehen einer Einsiedelei gab. Zur Rechten schloß sich an den leimenen Backofen, dicht an derselben, ein Gemäuer von rohen über einander gelegten Steinen, das einen kleinen Baumgarten umgab und sich in der Höhe nach der andern Seite hinüber zog, wo eine sonnige Lehne des Berges mit Reben bepflanzt war, deren ganze Übersicht zur Linken zwei hohe dicht an der Mauer stehende Nußbäume dem Auge entzogen. Einige blühende Hollundergesträuche, die über das Gartengemäuer herüberragten, unterbrachen dasselbe auf eine freundliche Art. Seitwärts und höher hinauf gruppirten

pirten ſich ſchöne Waldbäume mit Buſchen untermiſcht, und vor der Hütte war ein gemächlicher Abhang, der unten in Brüche ſich löſete, welche ein geflechtener Zaun von den Sträuchern des ſteileren Abgrunds trennte.

Während ſich Wallmann an dieſem Gemälde vergnügte, trat eine wohlgewachſene junge Bäuerin aus der Hütte, und ſchaute lange mit vorgehaltener Hand bald abwärts ins Thal, bald über die Bergwand hinüber, an welcher ſich unten der Bach hinkrümmte. Ein kleiner Knabe, deſſen ganze Kleidung in einem Hemdchen und grauen Höschen beſtand, kam barfuß aus der Thüre gelaufen, und rief die Mutter zum kleinen Mietchen, das eben erwacht ſei. Schleunig kehrte die Bäuerin mit dem Knaben, der ſich

an ihre Schürze hing, in die Hütte zurück; und Wallmann hatte indeß von der ganzen Scene kein Auge verwendet. Nach einer Weile kam sie wieder zum Vorschein, mit dem Säugling im Arm und dem hüpfenden Knaben zur Seite. Sie schaute sogleich, wie vorhin, nach beiden Gegenden, und setzte sich dann auf eine der Bänke, die sich unter den hohen Nußbäumen befanden, dem kleinen Mädchen die Brust zu reichen. Sittsam zog sie dann wieder das Halstuch über den Busen, gleich als ahnete sie einen Lauscher im Busche, und blickte nun bald in die Ferne, bald wieder auf den geliebten Säugling, den sie dann noch inniger an sich anzudrücken schien. Aber wo bleibt denn der Vater? rief der muntere Knabe: mich hungert. Er muß ja nun kommen, sagte sie freundlich, und strich ihm

ihm die blonden Haare aus dem Gesichte: er bringt dir auch Semmeln mit aus der Stadt. Da hüpfte der Knabe wieder muthig umher, und sah mit ihr um die Wette dahin, wo er herkommen sollte.

Der Anblick des jungen säugenden Weibes hatte den lauschenden Wallmann mit Sehnsucht erfüllt. Es war nicht Lüsternheit, die sich seiner bemächtigte: es war das erregte Bedürfniß des Herzens, sich an ein anderes anzuschließen. Er dachte sich jetzt, wie glücklich er wäre, wenn ihm ein liebendes Weib, mit einem Säugling am Busen, eben so sehnlich entgegen harrte. Das sittsame Benehmen der jungen Bäuerin, das selbst auf Wüstlinge unwiderstehlich wirkt und ihnen Achtung gebietet, hatte die innigste Theilnahme an ihrer immer sichtbarer wer-

werdenden Unruhe in ihm erweckt. Von Zeit zu Zeit erschien sie in der Thüre, oder trat vor dieselbe heraus, um den geliebten Mann zu entdecken, und endlich trocknete sie sich mit der Schürze die Augen; denn die Sonne sank immer tiefer, und er wollte noch immer nicht kommen.

Wallmann wünschte sie trösten zu können, und wußte nicht, wie er zu ihr hinüber kommen sollte; dann trug er Bedenken, sich ihr zu nähern, um nicht etwa in dem Gemüthe des Mannes Verdacht zu erregen. Endlich gewann eine theilnehmende Empfindung die Oberhand, und als sie abermals vor die Thüre trat, und dabei die gefaltenen Hände empor hob, rief er ihr auf eine bittende Weise zu, ihn doch zurecht zu weisen, und ihn,

wo möglich, mit etwas Brod und Milch zu erquicken.

Das gute Weib schien anfangs verwundert, so spät noch Jemanden in ihrer Nähe zu sehen, und schwieg einen Augenblick; dann wies sie ihn weiter hinauf, wo er oben herum gehen könne. Die Schlucht, die zwischen den beiden Bergen war, verlief sich allmählig, und Wallmann kam nach einer Weile zur Hutte, wo das Brod neben einem reinlichen Gefäße mit Milch schon bereit lag. Er grüßte die Frau, die ihn höflich in die Stube nöthigte, und bat sie, ihm die Milch und das Brod unter den Nußbaum zu bringen. Hierauf schaute sie wieder traulich hinab in das Thal, und Wallmann bemerkte, daß man von diesem Platze ziemlich weit in das Thal bis

auf

auf den Weg hinter dem Dorfe sehen konnte. Er ergriff die Gelegenheit, sie nun zu fragen, wonach sie sich umsähe. Da stürzten ihr auf einmal die Thränen aus den Augen, und schluchzend antwortete sie ihm: nach meinem Manne. Jetzt erzählte sie ihm, daß er ein Zimmermann, und drei Stunden von da, hinter der Stadt, auf Arbeit bei einem Kirchenbau sei; daß er die ganze Woche dort bleibe und nur des Sonnabends nach Hause komme. Nun so wird er auch kommen, sprach Wallmann: der Weg ist weit, und warm ist es auch; vielleicht hat er später Feierabend gemacht als sonst. Sie schüttelte mit dem Kopfe und meinte, sie glaube das nicht; denn weil er die ganze Woche nicht bei ihr sei: so komme er gewöhnlich beizeiten, und sehe dann nach seinen Bäumen und Reben,

ben, und wie indeſſen die Bohnen und Gurken gewachſen. Ach! wenn er nur kein Unglück genommen! ſeufzte ſie weinend: ſie bauen eben das Dach. Dieß ſuchte zwar Wallmann ihr auszureden, doch ward ihm bei der ſanften bänglichen Frau nun ſelbſt nicht wohl zu Muthe. Ja, Pfingſten war es ein Jahr, verſetzte ſie drauf, da fiel auch einer von dem Gerüſte, auf welchem er ſtand. Ich bete wohl täglich, daß Gott ihn beſchütze, und doch — ich kann nicht dafür, daß mir's zuweilen enger um's Herz wird. Und heute vollends, da er ſo lang' bleibt. — Hier weinte ſie ſo heftig, daß auch der muntere Knabe nun weinte.

Auf einmal erhob der Kleine ein Freudengeſchrei: der Vater! der Vater! Schnell fuhr das Weib in die Höhe und

ſtürzte

dem Manne entgegen. Da hing sie nun schweigend an seinem Halse und weinte wieder vor Freude, indeß der Knabe auf einem Beine herumhüpfte und dem Vater die Taschen befuhlte.

Aber, wo bleibst du so lange, du böser Gottlieb? sagte sie endlich, und sah ihm nickend unter die Augen. Der Meister ließ uns nicht weg, erwiederte er lächelnd, denn das Dach sollte noch fertig werden. Nun, Gott sei Dank! versetzte sie drauf: nun kann ich doch ruhiger seyn! Das war ein trauriger Feierabend für mich! Ich dachte, es wäre dir gar ein Unglück begegnet. Aber nun komm und iß — und hiermit nahm sie ihm ein Packtchen vom Rücken, und trug es ins Haus, indeß er ein Weilchen mit Wallmann schwatzte, und dem Klei-

nen

nen die sehnlich erwarteten Semmeln reichte.

Ich hätte wohl zeitiger kommen können, sprach er zu Wallmann, aber ich hatte noch ein Stückchen Arbeit für die Pfarrfrau fertig zu machen, woran ich seit etlichen Tagen zum Feierabend geschnitzelt; sonst hätt' ich eben das Geld nicht bekommen, was ich doch brauchte, um meiner Rose ein Halstuch zu kaufen, das ich ihr morgen früh, eh sie erwacht, auf's Bette legen will; denn morgen sind es nun vier Jahre, daß wir getraut sind. Vom lieben Arbeitslohne läßt sich's nicht zwingen: das theilt sich wohl so schon ein; und was wir erübrigen können, gehört für den Winter, wo die Arbeit ungewiß ist.

Indem kam Rose wieder heraus, und klopfte ihn auf die Backen. Du hast zu viel auf morgen gebracht, sprach sie freundlich: nun ich brate dirs morgen, und gebe dir mit, was übrig ist; gebraten halt es sich länger. Daraus wird nichts, versetzte Gottlob; ich trage es nicht wieder zurück, es ist an einem Male genug. Du hast einen Mitesser und brauchst es mehr noch als ich. Nun das wollen wir übermorgen schon sehen, erwiederte sie lächelnd darauf: aber so komm doch herein, und sieh erst die Kleine, ob sie magrer geworden. Die frische Milch steht auch auf dem Tische. Bringe sie mir heraus, liebe Rose, sagte Gottlob, ich will heute einmal im Freien essen. Und nun ging er hinein, das schlafende Mädchen zu sehen und sichs bequemer zu machen.

Rose

Rose brachte die Milch und sagte zu Wallmann: Er kann nun auch ein Stückchen Eierkuchen bekommen, denn heute gehts hoch zu bei uns, aber morgen noch höher: da hab' ich ein Leckerlicht für meinen Gottlieb bereit: es ist unser Hochzeittag. Sag' er ihm aber ja nichts davon! Wallmann dankte für den Eierkuchen und versprach zu schweigen. Es war ihm so wohl bei diesen Leuten, daß er nicht wieder von ihnen wegkommen konnte. Der Zimmermann setzte sich endlich zu seiner Milch, und drohete Rosen freundlich mit dem Finger, als sie ihm drauf den Eierkuchen brachte. Das sparst du dir ab, sprach er ernstlich, aber nun komm auch her und hilf ihm essen. Dieß that sie und sagte, eh er an der Kleinen gesehen, daß ihr etwas abginge. So zart entwickelte sich ihre gegenseitige

Liebe

Liebe vor Wallmann, doch minder in Worten, als im wirklichen Handeln.

Ihr wohnt da so herrlich, sagte Wallmann, wie kömmt es, daß ihr die Arbeit so weit suchet? Mir scheint es, als würdet ihr euch auf eurem Grundstück reichlicher nähren, und könntet dabei noch immer in der Nähe auf Arbeit gehen. Für mich wär' es gerade die größte Freude, auf meinem Grundstück zu leben und das zu erbauen, was ich für mich und die Meinigen brauchte. — Denkt denn der Herr, erwiederte Gottlob lächelnd, ich würde von Frau und Kindern mich trennen, wenn ich nicht müßte? Mein kleines Grundstück ernährt in der Trockenheit kaum eine Kuh. Ja, wenn einmal der Frost nicht schadet, da giebt es wohl etwas Wein und Obst, und ist es dann

kann naß genug. ſo gerathen auch die Kartoffeln. Aber dießmal hab' ich die Arbeit mit meiner Roſe umſonſt gethan; Wein und Obſt ſind erfroren, und die Kartoffeln werden auch nicht ſonderlich ſcheſſeln, wenn nicht die Witterung bald ſich ändert. Dann fällt auch das Schweinchen weg, was wir uns gewöhnlich zum Weihnachten mäſten, und wenn uns das fehlt, ſo kann er's glauben, wir fühlen es lange. Ach! glaub' er es nur, es iſt ein mühſames Ding um den Landbau. Ja, manche Jahre, da geht es wohl. Wer aber nichts übrig hat auf' ſchlechtere Jahre, und dennoch Steuern und Gaben entrichten muß, der hat doch immer einen ſauern Biſſen Brod. Ganz anders iſt es mit großen Gütern, die keine Laſten haben, da trägt ein Jahr das andere, und da wird der

Gutsherr ein schlechtes nur am Überschuß inne; denn er bekömmt doch wenigstens, was er braucht. Wer aber nur ein mageres Stückchen Erde besitzt und davon leben soll, der sitzet gewiß in keinem Rosengarten: da hat doch ein Handwerk dagegen immer einen güldenen Boden.

Aber warum lebet ihr da nicht lieber in der Stadt? versetzte Wallmann. Dann brauchet ihr nicht so weit auf Arbeit zu gehen, und hättet auch der Arbeit wohl mehr. — Ja, Herr, das ist eine andere Frage; ich bin einmal auf dem Lande zu leben gewohnt und meine Rose dazu. Wir würden uns in der Stadt nicht besser befinden. Dieses Häuschen hat mein Vater gebaut; wir wohnen doch frei, und was uns an Arbeit entgeht, das ersetzt uns die Kuh,

die

die wir halten können; und gute Jahre werfen auch sonst noch etwas ab. Es hilft dann eines zum andern. Auch könnt' ich nunmehro ein eignes Stückchen Erde nicht missen, da ich von Kindheit an daran gewöhnt bin; mein bischen Weinberg und Feld ist mir ein Zeitvertreib, wenn ich des Abends nach Hause komme, oder gar nicht auf Arbeit gehe. Das meiste bestellt meine Rose; und hab ich wohl gar eine Weile mein Gärtchen nicht sehen können, dann freue ich mich immer, wenn ich es wieder sehe, und das und jenes gewachsen finde. Da zähl' ich Aepfel und Birnen, welche verschont geblieben, und betrachte die Pflanzen, und laufe im Weinberge herum. Das alles ist einmal mein; es hat meinen Vater ernährt; ich bin hier geboren, und jeder Stock ist mir lieb.

Wall-

Wallmann entdeckte ihm nun, wie auch sein inniger Wunsch es sei, auf dem Lande zu leben und etwas eignes zu haben. Ja, ja, erwiederte Gottlob, das giebt doch Veränderung; aber ihr Stadtleute, ihr ziehet aufs Land, oder auf einen Weinberg, und sehet höchstens denen nur zu, die für euch arbeiten. Oder wenn ihr euch nun ja mit dem oder jenem beschäftiget, so ists nur ein Spielwerk, und dann glaubt ihr wohl gar, daß der Bauer, welcher Jahr aus Jahr ein, bei der rauhesten Witterung, alle seine Kräfte aufbieten muß, der Erde seine Bedürfnisse abzugewinnen, alles das nur singend und tanzend verrichte. Ja, wenn er nur zwischen reifenden Kornfeldern oder auf blumigen Wiesen, und unter blühenden, oder von Früchten strotzenden Bäumen einher gehen könnte, wie

wie etwa zuweilen des Sonntags, da wär' es freilich ein hübſches Ding um das Landleben, und wenn er nur zuzuſehen brauchte, wie das Getreide gemähet oder in Garben gebunden wird. Aber fragt nur den Pflüger und Mäher, ob er alles ſo luſtig findet, wie die vornehmen Leute, wenn ſie einmal aus der Stadt kommen und etwa ein Ernteſeſt ſehen, oder ſich an einer Heuernte vergnügen. An das Dreſchen und Miſtfahren und an andere beſchwerliche Arbeiten denken ſie freilich nicht. Der Unterſchied zwiſchen den reichen und armen Landbewohnern gemahnet mich gerade wie eine Waſſerfahrt Es iſt ganz hübſch, ſich ſo im Kahne ſchaukeln zu laſſen, aber es iſt auch ein ſaurer Biſſen Brod, mit an die Bruſt geſtemmtem Ruder ſtromauf zu arbeiten. Sie fahren alle beide, der

darin

darin sitzt und der Schiffer: es ist aber freilich ein Unterschied zwischen dem Fahren.

Dieses Gespräch hatte den schwärmerischen Wallmann ganz ernsthaft gemacht. Er führte sich das, was der Zimmermann sagte, in Gedanken noch kräftiger aus, und mußte sich selbst gestehen, daß er das Landleben nur von der reizenden Seite betrachtet habe, wie es der Wohlhabende, wenn er Sinn dafür hat, zu genießen vermag, der die Mühseligkeiten davon dem Aermern um Lohn überläßt. Es war ihm auff einmal, als wenn er aus einem Traume erwachte. Nun bemerkte er auch, daß es schon zu dämmern begann, und er hatte noch weit bis zur Stadt. Er dankte für die Bewirthung, legte ein Stückchen Geld auf

den

den Tiſch und nahm Abſchied von den guten Leuten, die er um Erlaubniß bat, ſie des Sonntags einmal zu beſuchen. Der Zimmermann ging noch eine Strecke mit ihm den Berg hinab, und bald ſah ſich Wallmann wieder in dem romantiſchen Thale, das ihn ſo angenehm überraſcht hatte. Hier nahm die Dämmerung zu, aber es wahrte nicht lange, ſo erſchien der willkommene Mond, der ihm leuchtete und ihn zu ſanften Empfindungen ſtimmte.

Welch ein glückliches Paar! rief Wallmann mit bewegtem Herzen aus. Noch nie ſah ich ſo wahre Aeußerungen einer gegenſeitigen Liebe. Dieſen guten Leuten iſt die Sprache zu arm für ihre Gefühle: ihre Worte gleichen bloß den kalten untergelegten Reimen einer war-

warmen empfindungsvollen Muſik. Wie oft verhüllet dagegen der Reichthum der gebildeten Sprache die Armuth des Herzens, bis ſie beim wirklichen Handeln in ihrer Blöße erſcheint. Hier ſieht man keine Anſtrengung von Leidenſchaft, keinen Zug von Empfindelei: es iſt die reine lautere Wahrheit. Es ſcheint alles ſo gewöhnlich, und iſt doch alles ſo edel und ächt. Der Gatte trennt ſich von der geliebten Gattin; er muß es, weil ſeine Pflicht es verlangt. Das Weib ergiebt ſich darein und harret bei ſparſamer Koſt, mit dem Säugling am Buſen, voll Sehnſucht der Rückkehr des Mannes, der ſich das Vergnügen des Wiederſehens auf einige Stunden länger verſagt, und noch die Feier von ſeiner beſchwerlichen Wochenarbeit zu einem Erwerbe benützt, um ſeiner Gattin eine

Freude

Freud: machen zu können, indeß ſie bei ſteigender Angſt, von weitem ſchon mit den Augen ihn zu erlauern ſucht, und über den bloßen Gedanken eines möglichen Unglücks in Thränen zerfließt. Und dann das ungekünſtelte Gefühl beim Wiederſehen! die wechſelſeitigen zärtlichen Vorwürfe in ſchmuckloſem Ausdruck! das ſüße Geheimniß, einander morgen, zur ſünften Feier des Hochzeittages, ein jedes nach ſeiner Art und ſeinen Kräften, mit einem Vergnügen zu überraſchen! — Wallmann vertiefte ſich ganz in dieſen Betrachtungen; denn ſein eigenes Herz war dabei im Spiele. Er wäre gern bei ſeiner Heimkunft ſo glücklich geweſen als Gottlob. War es ihm zu verdenken, daß er dieſen Empfindungen nachhing? — Bisher hatte er ſich das wahre Glück des Lebens nur mit dem Landbau vereinigt

gedacht;

gedacht; doch Gottlob hatte diese schwärmerische Vorstellung aus ihm völlig verscheucht. Er fühlte jetzt, daß er auch in seiner bisherigen Lage mit einem liebevollen Weibe glücklich seyn könnte. Hat doch, sprach er bei sich selbst, Gottlob auch ein anderes Gewerbe, und muß sich oft wochenlang von Weib und Kindern und seinem Gütchen entfernen! Und doch ist er glücklicher, als mancher Besitzer von Rittergütern. Er wohnt auf dem Lande und verläßt seine Hütte, um seinen Beruf zu treiben. Mich fesselt die Stadt für den meinigen; aber kann ich nicht zur Erholung mit Weib und Kindern aufs Land? — Und schonet Wirthschaftlichkeit den Ertrag des redlichen Fleißes, dann schenket der Segen des Himmels vielleicht ein eigenes Gärtchen, das, sei es auch klein nur, ein lie-

des Eigenthum wird, wo alles von unsern Händen gepflanzt, uns köstlicher dünkt, und unsere Kinder sich an den Genuß der Natur gewöhnen, die ihre reinen Gefühle bewahrt.

Diese lieblichen Plane verkürzten Wallmann den Heimweg. Die Schwärmerei war vorüber. Schon dachte er sich die Erfüllung seines vernünftigen Wunsches als wirklich, weil sie so nah an Wirklichkeit grenzte Auch sah er das Gärtchen schon in dem milden Schimmer des Mondes und ein geliebtes Weib in der Laube mit dem Säugling am Busen. Freilich war alles noch Traum, aber ein Traum, von jener Täuschung der schwärmenden Einbildung gänzlich verschieden. Ungern erwachte er nun an seiner Thü-

re

er davon, und lächelte ruhig über die Stimmung, in welcher er seine einsame Wohnung verlassen hatte.

Die ästhetische Wirkung.

Die äſthetiſche Wirkung.

Erſte Scene

in der Wohnung des Doctor Hollmann.

Kammerath Molling.

Guten Morgen! guten Morgen, lieber Hollmann! Sie müſſen heute Mittags mit mir eſſen, um — was dächten Sie wohl? — bei mir zu ſehen —

Doctor Hollmann. Iſt etwa Ihr Herr Bruder endlich einmal angelangt?

K. Mol.

K. Molling. Nein, lieber Doctor, aber — ſein David, mein David iſt da.

D. Hollmann. Wie verſteh' ich das? — Ich wußte nicht —

K. Molling. Haben Sie denn ſchon vergeſſen, daß er mir ein Gemälde von David in meine Sammlung verſprochen?

D. Hollmann. Ja ſo! Daran dacht' ich nicht. — Nun, nach allem dem, was Ihr Herr Bruder davon geſchrieben, bin ich ſehr neugierig —

K. Molling. Lieber Herzens-Doctor, Sie werden erſtaunen, wenn Sie es ſehen. Es wird die Zierde meiner Sammlung. Was ſoll der alte Herrmann ſich wundern, der die franzöſiſche

zösische Schule nicht ausstehen kann! — Aber davon ist auch keine Spur darin zu sehen. Alles edel und wahr, alles ächt antik!

D. Hollmann. Da werden Sie uns heute ein wahres Fest geben. — Was stellt es vor?

K. Molling. Was es vorstellt? — Ja, die Vorstellung! die macht mir eben das meiste Vergnügen! Sie ist ganz neu, meines Wissens noch nie gemalt.

D. Hollmann. Recht antik? Also wohl eine schöne Heroide von Rom oder Griechenland?

K. Molling. Griechisch! und ächt griechisch! aus der ältesten Zeit! — Paris und Helena!

D. Hollmann. Alſo ſo etwas? — Ich erwartete irgend einen ſchönen Zug von Vaterlandsliebe, Edelmuth oder Tapferkeit —

K. Molling. Dieſe geben ja nicht den einzigen Stoff zu wahrer Kunſt-Schönheit. David hat ſich eine Aufgabe gewählt, die gewiß eine der ſchwierigſten iſt, und — die er glücklich gelöſet hat.

D. Hollmann. Sie meinen vermuthlich die Darſtellung der eigenthümlichen Schönheiten beider Geſchlechter.

K. Molling. Und zwar in zwei Perſonen, die für die ſchönſten in ganz Griechenland galten! — Aber das iſt kaum die Hälfte der Aufgabe.

D. Hollmann. So machen Sie mich

mich doch auch mit der andern Hälfte bekannt: ich werde dann um ſo richtiger darüber urtheilen können, wenn ich das Bild ſelbſt ſehen werde.

K. Molling. Das will ich, Freund; und Sie werden finden, daß die Wahl des Gegenſtandes nicht glücklicher ſeyn konnte. Denken Sie ſich den ſchönſten jungen Mann und das ſchönſte junge Weib in Griechenland; in beiden die Leidenſchaft der Liebe aufs höchſte geſtiegen! Helena ruht auf ihrem Lager, als ſchmiegte ſie ſich an das geliebte Bild ihrer Phantaſie mit innigſter Wolluſt an. In dieſem Augenblick überraſcht ſie Paris, und ſitzt oder liegt beinahe halb auf dem untern Theile ihres Lagers, die eine ihrer Hände in den ſeinigen haltend. In dem Geſichte des ſchönen Weibes

herrſcht

herrscht die Unruhe der Leidenschaft mit einiger Besorgniß gemischt; aber ihr feuchtes auf ihn geheftetes Auge erwiedert die Sehnsucht der Zärtlichkeit, die beide bestürmt. Paris sehnsuchtsvoller Blick scheint sie zu bitten, das leichte Gewand, durch welches man die ganze Form des untern Theils ihres schönen Körpers erblickt, vollends hinwegziehen zu dürfen; Helena faßt es nur noch mit zwei Fingern, die bereit scheinen, es sich entschlüpfen zu lassen. Dieser schwache scheinbare Widerstand, verbunden mit dem ganzen Ausdruck ihres Gesichts und der ruhigen verführerischen Lage, die sie nicht verändern zu wollen scheint — alles verkündiget die volle Erlaubniß dazu. Noch ein Augenblick, und die bisherige Scene —

D. Hollmann. Nun, das muß wirklich ein reizendes Bild der Verführung seyn. Es scheint einen sehr tiefen Eindruck auf Sie gemacht zu haben.

K. Molling. Scherzen Sie immerhin. Es ist wahr, ich bin ein alter Kerl, aber —

D. Hollmann. Sie haben doch schon an einen grün seidenen Vorhang gedacht?

K. Molling. Dann wär' es erst das, wie sie es nannten. Aber so ist es nur ein herrliches Gemälde, in welchem man die Darstellung reizender Formen, den Ausdruck der Leidenschaft, Natur und Wahrheit, edlen Styl und schönes Colorit bewundert.

Ein Bedienter (tritt herein.) Herr Assessor

Aſſeſſor Lommer überſchickt dieſes Buch nebſt einem Briefchen, und läßt um den zweiten Theil bitten.

(Der Doctor lieſet, und holt hierauf den zweiten Theil, während welcher Zeit der Kammerrath den erſten durchblättert.)

K. Molling. Ja, das iſt ſo etwas für den Herrn Aſſeſſor Lommer! — Komödien und Romänchen, das iſt ſo ſeine Sache.

D. Hollmann. Doch mit Auswahl. Lommer hat gewiß einen richtigen Geſchmack. Er betrachtet Schriften dieſer Art wie Kunſtwerke.

K. Molling. Wozu doch dieſe Bagatellen nicht etwa gehören ſollen? — Der Verfaſſer ſcheint ſich wirklich gefühlt zu haben, als er ſeinen Geburten dieſen Namen gegeben.

D. Holl-

D. Hollmann. Dießmal möchte der Name, den ich jedoch in anderer Rückſicht nicht billige, Sie wohl ein wenig täuſchen. Das Werkchen enthält wirklich einige vortrefliche Aufſätze.

K. Molling. Meine Lectüre ſind dergleichen Sachen nicht. Ich habe mich oft gewundert, wie Sie auf ſolche Bücher ſo viel wenden können. Freund, Freund, Sie könnten wirklich eine hübſche Tapete von guten Bildern dafür haben.

D. Hollmann. Und ſo hab' ich eine ganze Gallerie.

K. Molling. Von Schattenbildern, ohne Zeichnung, ohne Colorit, ohne Haltung, ohne Ausdruck.

D. Hollmann. Vergeben Sie! Dergleichen

Dergleichen möchten Sie in meiner Sammlung nicht viele finden.

K. Molling. O da iſt wohl kein großer Unterſchied zu machen; und vielleicht ſind die beſten noch die ſchlimmſten.

D. Hollmann. Wie meinen Sie das?

K. Molling. Ich halte alle dieſe Bücher für ſchädlich, und alſo deſto ſchlimmer, je beſſer ſie geſchrieben ſind.

Dieß bedarf denn einer nähern Beſtimmung, wenn ich Ihr Urtheil ſoll gelten laſſen. Schriften, welche der Sinnlichkeit ſchmeicheln — die eben keiner Aufmunterung bedarf, — und welche der Moralität überhaupt ſchaden, ſind freilich deſto gefährlicher, je beſſer ſie geſchrieben

ſchrieben ſind. Hierin bin ich mit Ihnen vollkommen einverſtanden. Aber Schriften, welche beſtimmt ſind, Moralität zu verbreiten und der Sinnlichkeit eine gute Richtung zu geben, finden auch deſto leichtern Eingang in das menſchliche Herz, wenn der Vortrag angenehm und hinreißend iſt.

K. Molling. Durch Romane und dergleichen Schriften möchte wohl die Moralität der Menſchen nicht ſehr befördert werden.

D. Hollmann. Und doch! — Iſt nur ein Menſch edler Eindrücke fähig, ſo kann die Darſtellung eines vortreflichen Charakters, die Schilderung einer edlen Handlung, ein Gemälde glücklicher Verhältniſſe, die aus Beobachtung guter Grundſätze, aus Beſiegung der

Leiden-

Leidenſchaften, aus richtiger Erkenntniß des wahren Glücks entſpringen, auf unverdorbene und fühlende Gemüther einen ſehr wohlthätigen Einfluß haben, zumal wenn ein Meiſter der Kunſt, ein Kenner des menſchlichen Herzens, ein Mann von Weltkenntniß den Pinſel geführt hat.

K. Molling. Lieber Doctor! Das iſt Alfanzerei! Sie haben doch nicht ſelbſt dergleichen Bücher geſchrieben, daß Sie ſolche Leſereien in Schutz nehmen? — Oder wollen Sie etwa Lemmern das Wort bei mir reden?

D. Hollmann, Wie ſo?

K. Molling. Sollten Sie nicht wiſſen, daß ich ihm das Haus verboten habe?

D. Hollmann. Ich weiß wohl etwas davon —

K. Molling. Der Narr hatte ſich in meine Tochter verliebt, und das Mädchen war ſchon ganz empfindſam gegen ihn geworden. Die verdammten Bücher, die er ihr immer brachte, hatten ihr beinahe ſchon das Köpfchen verrückt.

D. Hollmann. Die Bücher mögen wohl die wenigſte Schuld daran haben. Aber die Sache ſelbſt nimmt mich weiter nicht Wunder. Ihre Demoiſelle Tochter muß jeden jungen Mann bezaubern, und Lemmer — nennen Sie mir einen jungen Mann, den Sie, in Rückſicht auf Talente, Liebenswürdigkeit und ſittliches Betragen, mit ihm vergleichen können!

K. Mol-

K. Molling. Ja, das iſt alles ganz gut — und es thut mir leid, daß er meinen David nicht ſehen kann, denn es hat Niemand ſo ein richtiges Kunſtgefühl wie er; Sie ſelbſt nicht ausgenommen, lieber Doctor! — Aber was ſollte endlich draus werden? Meine Tochter hätte ich ihm nimmermehr gegeben.

D. Hellmann. Und warum nicht?

K. Molling. Warum nicht? — Und das können Sie noch fragen? — Lommer hat nichts, iſt erſt Aſſeſſor, und wenn er auch einmal einrückt, ſo hat er immer noch kaum für ſich genug.

D. Hellmann. Deſto mehr beſitzen Sie, um Ihr einziges Kind zu unterſtützen und glücklich zu machen.

K. Mol-

K. Molling. Das kann ſie auch werden, ohne Romanenglück. Oder ſoll ich einer jugendlichen Thorheit wegen mein Vergnügen aufgeben? Nein, daraus wird nichts. Nehmen Sie nur, was ich ſchon für ſchöne Bilder habe. Es wäre Schade, wenn nichts Ganzes daraus würde! Nein, nein! in acht bis zehn Jahren muß ich das ſchönſte Privat-Cabinet in Deutſchland haben.

D. Hollmann. Was Ihnen lange nicht ſo viel Freude machen würde, als die Gemälde häuslichen Glücks, die ſie hervorbringen könnten, wenn Sie einer vernünftigen Neigung ihrer Tochter Gehör gäben.

K. Molling. Doctor! Doctor! hätt' ich doch nicht geglaubt, daß Sie von den Empfindeleien Ihrer Bücher ſo

ſehr

ſehr angeſteckt wären! Wenn ich nicht ſonſt ſo große Achtung für Sie hätte — Aber das bitt' ich mir zur Freundſchaft aus: keine Silbe mehr von Lommer.

D. Hollmann. Wie Sie wollen! — Allein, da Sie ſo ſehr wider alle unterhaltende Schriften ohne Unterſchied eingenommen ſind, und da Sie dieſe für ſo verderblich und verführeriſch halten, ſo ſagen Sie mir doch ums Himmels willen, wie Sie ein Gemälde wie Ihren David, deſſen Gegenſtand Sie ſelbſt ſo ſehr erwärmt hat, vor den Augen Ihrer Tochter aufhängen können.

K. Molling. Vor den Augen meiner Tochter! Nun, was hat denn das zu bedeuten? Es iſt ja nur ein Bild.

D. Hollmann. Freilich nur ein Bild.

Bild, aber ein Bild der Verführung, und noch dazu ein Meiſterſtück.

K. Molling. Mit einem Bilde iſt es ganz etwas anders als mit einem Buche.

D. Hollmann. Jedes hat ſeine eigenthümliche Wirkungsart, die ich hier nicht auseinander ſetzen will. Ihr Bild würde vor einem ſchönen poetiſchen Gemälde dieſes Gegenſtandes nicht viel voraus haben. Als Kunſtwerke würden ſie beide ſchön ſeyn; ob ſchädlich oder nützlich, das iſt freilich eine andere Frage. — Aber geſetzt auch, ich räumte Ihnen die größere Schädlichkeit eines ſolchen poetiſchen Gemäldes ein, ſo trifft ja drum dieſes Urtheil nicht auch ſittliche Gemälde und angenehme Darſtellungen, welche Frohſinn und Vergnügen erregen.

K. Mol-

K. Molling. Freund! Freund die ſind oft noch ſchlimmer. Was üppige Gemälde auf einmal gewiß nicht vollbringen, bewirken dieſe nach und nach, und deſto ſicherer. Gehen Sie mir mit Ihren Schwärmereien und Empfindeleien!

D. Hollmann. Von ſolchen bin ich ſelbſt kein Freund. Aber hier ſind, zum Beiſpiel, dieſe Bagatellen. Würden Sie wohl glauben, daß ſie eine Erzählung enthalten, die nicht nur ein ſo ſchönes Kunſtwerk iſt, daß ſie ihren David wohl aufwiegen dürfte, als auch zugleich ein ſehr ſittliches Gemälde, das Sie ungemein intereſſiren würde? —

K. Molling. Meinen David aufwiegen! Hahaha! Machen Sie mich nicht zu lachen.

D. Holl-

D. Hollmann. Und dem Sie überdieß unendlich viel zu danken haben!

K. Molling. Ei, ei! Das kömmt ja immer beſſer. Wie denn ſo?

D. Hollmann. Leſen Sie dieſen Brief.

K. Molling. Von Lommer? — Nun, das bekömmt ja wahrhaftig ein recht romanhaftes Anſehen.

(Er lieſt.)

„Wie ſoll ich Ihnen für die Mittheilung des hier zurückfolgenden Buchs genug danken, mein würdiger Freund! Antonie iſt ein Meiſterſtück, ein vollendetes ſchönes Kunſtwerk. Aber für mich hat es noch einen ungleich größern Werth; denn es hat den Entwurf zu einem Verbrechen in mir zernichtet.“

„Es wird Ihnen nicht entgangen seyn, vortrefflicher Mann, daß mein Herz schon seit geraumer Zeit an der liebenswürdigen Tochter des Kammerraths Molling hing, und daß ich nicht ohne Hoffnung liebte. Ich mußte vermuthen, daß ihr Vater unsern beiderseitigen Wünschen nicht entgegen seyn würde, weil er mir immer freundschaftlich begegnete: aber diese Vermuthung war ein lieblicher Irrthum. Vor einigen Tagen sagte mir der Kammerrath, ich möchte sein Haus in der Zukunft vermeiden, weil meine Besuche seiner Tochter nachtheilig werden könnten, und er die Absichten, die ich vielleicht gehabt hätte, nimmermehr begünstigen würde. Urtheilen Sie von meinem Zustande, in welchen mich auf einmal dieses unerwartete Verbot setzte. Ich fand Mittel, meiner

Auge-

angebeteten Luiſe von meiner Verzweiflung Nachricht zu geben, und hatte den Troſt, die ſtärkſten und wärmſten Verſicherungen ihrer unwandelbaren Liebe und Treue von ihr zu erhalten. Im Taumel der Leidenſchaft beſchloß ich, die Zärtlichkeit meiner Luiſe zu beſtürmen, und ſie auf eine Art zu benützen, die ihren Vater zur Einwilligung in unſere Verbindung wohl beſtimmen müßte; und ſchon war auf morgen eine Zuſammenkunft verabredet, von der freilich Luiſe nicht ahnen konnte, wie gefährlich ſie ihr werden dürfte. Ich ſcheute zwar die Reinheit ihres Herzens und die Liebe zu ihrem Vater; aber was durfte ich nicht in dieſer verzweiflungsvollen Lage von der Wärme ihrer Zärtlichkeit gegen mich hoffen! In dieſem unruhigen Gemüthszuſtande warf ich mich auf den

Sopha, und ergriff die Bagatellen von Anton-Wall, um mich ein wenig zu zerstreuen. Ich blätterte darin und traf auf Antonie. Der Anfang der Erzählung paßte ohngefähr zu meiner Lage und Stimmung. So wird Luise gezwungen werden, rief ich aus, und unglücklich seyn, sie, die mit dir ein glückliches Weib geworden wäre. Die Erzählung zog mich immer lebhafter an; sie traf mein Herz. Aber wie bewegt ward ich über den Edelmuth des Rittmeisters und über die Entwickelung der Geschichte. Bei Gott! das war edel, rief ich aus, und schämte mich vor mir selbst, daß ich im Begriff war, eine so unedle Handlung zu begehen. Nein! rief ich aus; lieber will ich unglücklich seyn, als Luisen durch Verführung ertrotzen. Meine Leidenschaft hat mich verblen-

verblendet: aber edel handeln kann ich auch. "

„Und das will ich von nun an, mein vortreflicher Freund. Ich will alles aufbieten, um Luiſen zu vermögen, ihre Liebe zu mir der Pflicht gegen ihren Vater aufzuopfern. — Verachteten Sie mich wegen des unbeſonnenen Schritts, den ich zu thun im Begriff war, ſo hoffe ich, Sie werden mich um meiner Reue willen Ihrer fernern Freundſchaft nicht unwerth halten. "

K. Molling. Das iſt ein ſauberes Stückchen! Warte du Donnermädel! Dich ohne meinen Willen zu verlieben! — Hab' ich nun nicht recht? Iſt das nicht ein vollkommener Roman?

D. Hollmann. O dergleichen werden auch ohne Bücher geſpielt! — Aber was meinen Sie zu Lommers Sinnesänderung? Ohne dieſes Büchlein wären Sie vielleicht ein unglücklicher Vater geworden. Stehen Sie noch an, ihm einigen Werth beizumeſſen?

K. Molling. Hm! hm! — Das iſt — Ich — Darf ich das Büchelchen zu mir ſtecken?

D. Hollmann. Aber bei Verluſt meiner Freundſchaft, wenn Sie ſich gegen Luiſen oder Lommer das geringſte merken laſſen! — Sie haben nicht das mindeſte zu fürchten. Ich kenne Lommern, wie mich ſelbſt.

K. Molling. Da haben Sie meine Hand drauf! — Hm! hm! hm! — Das

Das Ding wirbelt mir gewaltig im Kopfe herum. — Nun — ich muß fort. Sie kommen also doch?

D. Hollmann. Wenn Sie es so haben wollen.

K. Molling (eilig.) Also auf Wiedersehen! auf Wiedersehen!

Zweite Scene

in der Wohnung des Kammerraths Molling.

K. Molling (allein.) Nun müssen sie doch kommen? — Ich kann es kaum erwarten.

(Er rückt beständig an dem Bilde hin und her um es ins beste Licht zu stellen.)

D. Hollmann (tritt herein.) Sie haben befohlen —

K. Molling. Gebeten! gebeten! Seyn Sie willkommen! (Er nimmt ihn bei der Hand und führt ihn zum Gemälde.) Nun, da sehen Sie!

D. Hollmann. Schön! In der That sehr reizend! Und mit welcher Wärme gemalt!

K. Mol-

K. Molling. Und wie edel gezeichnet! Und die Leidenschaften so wahr und so vortreflich dargestellt!

D. Hollmann. Alles wahr, aber freilich — wir sind iht noch allein, lieber Freund — aber freilich — wie ich gesagt habe — ein schönes Bild der Verführung.

K. Molling. Wenn Sie es durchaus darin sehen wollen! — Nun gut. Aber doch ein schönes Gemälde.

D. Hollmann. Ei dagegen habe ich nicht das geringste einzuwenden; und ich bin auch nicht so streng, als Sie glauben.

K. Molling. Aber weil ich Ihre Bücher angriff, wollten Sie es meinem David entgelten lassen, nicht wahr? — Nun,

Nun, wir wollen einander beide nachgeben —

D. Hollmann. Und alles vergeſſen, wovon wir heute geſprochen haben. Sie halten doch Ihr Wort?

K. Molling. Beſorgen Sie nichts übels! Wenn ich mein Wort einmal gebe. —

D. Hollmann. Das weiß ich, und Sie brauchen mir es nicht aufs neue zu verſichern. Ich freue mich, daß ich Sie ſo heiter, ſo vergnügt finde. Das Bild — das Bild —

K. Molling. Macht mir allerdings Freude. Mit Herrmann will ich meinen Spaß haben, und es für das Werk eines Italieners ausgeben. Ich weiß nicht, wo er bleibt. Sie werden

auch

auch noch Jemanden ſehen, den Sie — Sieh da! Herr Rath! Eben ſprachen wir, daß Sie ſo lange blieben.

Rath Herrmann. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich zu ſpät komme.

A. Molling. Nicht zu ſpät; aber gute Freunde können nie zu früh kommen. — Hier ſollen Sie etwas ſehen, Freund! Etwas neues aus Rom! Stellen Sie ſich hierher!

D. Hollmann. Iſt es nicht ein reizendes Bild?

A. Herrmann. Schön! wirklich ſchön! — Von welchem Meiſter?

A. Molling. Von einem neuern Meiſter, der großes Aufſehn erregt. Er heißt Winneri.

A. Herr-

R. Herrmann. O vortreflich! Seit langer Zeit hab' ich kein ſo ſchönes Bild geſehen! — Ganz der reine edle Styl dieſer Schule! — Und ſo ſchön coloriert! — Wahrhaftig, das wird eine Zierde Ihrer Sammlung.

K. Molling. Gefangen! gefangen! Sehen Sie, Freund, was Vorurtheile thun. Das hat ein Franzoſe gemalt! Es iſt von David.

R. Herrmann. Von David? — Nun gut, ſo hat er ſich wenigſtens nach der italieniſchen Schule gebildet. Gehört doch Pouſſin eigentlich auch nicht zur franzöſiſchen Schule, wenn er gleich ein Franzoſe war.

K. Molling. Nein, nein, lieber Rath! Sie müſſen widerrufen!

R. Herr-

R. Herrmann. Das werd' ich nie. — Und in der That, je länger ich das Bild betrachte, je mehr finde ich nun auch den Franzoſen. Aber gemäßigt, ſehr gemäßigt! Zwar italieniſche Schule; aber der Franzoſe gukt überall durch.

K. Molling. Ha ha ha! Das gilt nun nichts. Sie ſind gefangen: geſtehen Sie es nur ein.

R. Herrmann. Das Bild bleibt drum immer ſchön; ich ſage nur —

(Aſſeſſor Lommer tritt mit ſichtbarer Verlegenheit herein, und D. Hollmann iſt verwundert, ihn zu ſehen.)

K. Molling. Willkommen, Herr Aſſeſſor! Ich habe Sie hier auf ein Kunſtwerk bitten laſſen — Ich weiß, Sie ſind Kenner; Sie ſollen entſcheiden —

A. Lom-

A. Lommer. Das darf ich mir auf keinen Fall anmaßen.

K. Molling. He! Johann! — Wir sind nun beisammen. Ruft meine Tochter! — Nun, was sagen Sie, Herr Assessor? — Das ist der David, den ich erhalten sollte! Wie finden Sie das Bild?

A. Lommer. Vortreflich gemalt! auch sehr gut gezeichnet!

K. Molling. Der Herr Rath meint aber, der Franzose blicke doch hie und da durch.

K. Herrmann. Deswegen hab ich aber nicht geläugnet, daß es ein sehr schönes Bild ist.

A. Lommer. Wenigstens ist der

Styl bei weitem edler und wahrer, als in allen bisherigen Werken der französischen Schule, die ich gesehen habe.

(Luise kömmt: die Herren complimentiren sich mit ihr: Lommer verbeugt sich bloß und wendet sich dann wieder zu dem Bilde, indeß Luise, voll Verwunderung Lommern da zu finden, sich erröthend auf die andere Seite wendet.)

K. Molling. Nun, Luischen, so komm doch auch zu uns her!

Luise. Ich hab ja das Bild schon gesehen, lieber Vater.

K. Molling. Als ob man so ein Bild nicht immer wieder sehen könnte! Nicht wahr, Herr Assessor?

A. Lommer. Was reizend und schön ist, muß immer vom neuen gefallen.

K. Molling. Und zumal ein solcher Gegenstand, an dem sich zugleich ein junges Mädchen ein Beispiel nehmen kann. — Nicht wahr, lieber Doctor?

(Der Doctor sieht ihm scharf und bedeutend ins Gesicht.)

N. Herrmann. Aber eben der Gegenstand! Verräth nicht wenigstens dieser gleich den Franzosen?

K. Molling. Nicht doch! Auf dergleichen Galanterien verstehen sich auch Andere. Und die Geschichte ist ja griechisch! Paris und Helena!

N. Herrmann. Aber ob ein Anderer, als ein Franzose, die Scene so gewählt haben würde, das ist eine andere Frage.

K. Molling. Verzeihen Sie

Herr

Herr Rath; der Künſtler hat ein Bild der Verführung liefern wollen, und man muß geſtehen, daß es ihm treflich gelungen iſt.

D. Hollmann. (ſieht den Kammerrath bedeutend an.) Ich dächte, Herr Kammerrath, Sie verſchöben die weitere Auseinanderſetzung bis nach Tiſche.

K. Molling. Gleich, gleich, lieber Doctor! Nur noch einen Augenblick Geduld! — Ich möchte nun gar zu gern auch ein hübſches Gegenſtück zu dieſem Bilde haben. Fällt Ihnen nicht ſo ein paſſender Gegenſtand dazu ein, Herr Aſſeſſor?

A. Lommer. Wenigſtens nicht ſogleich.

K. Molling. Ich wüßte wohl

einen; aber ewig Schade, daß er nicht artig iſt! — Sie haben doch die Bagatellen von Anton Wall geleſen? — Darin ſteht eine Geſchichte, Antonie genannt, aus welcher ſich die Scene in der Laube gar treflich zu einem Gegenſtück ſchicken würde.

(Der Aſſeſſor geräth in die größte Verlegenheit, und der Doctor tritt vor Herrmann aus Fenſter.)

A. Herrmann. Aber das ſcheint etwas ſehr modernes zu ſeyn.

A. Molling. Freilich weiß: und drum will es allerdings nicht recht zu dieſem Bilde paſſen. Aber Sie glauben nicht, Herr Rath, was für eine herrliche Scene das iſt. Ich habe die Geſchichte erſt dieſen Vormittag geleſen und ich geſtehe, ſie erweckte außerordentlich

lich das Verlangen in mir, auch groß und edel zu handeln. Die Rolle des Rittmeisters müßte ich nun wohl einem Andern überlassen; aber ein bischen Fürst seyn, dachte ich so für mich, das kannst du auch. — Komm einmal her, Luise! (Er faßt sie bei der Hand, zieht sie etwas zu Lemmern hin, und legt ihre Hand mit den Worten in die seinige:) Hier, Herr Schwiegersohn! Sie sind ein edler Mann!

(Er weidet sich einen Augenblick an der Verstürzung der jungen Leute, und dann schließt er sie beide in seine Arme.) Seid glücklich; (leise.) Und hintergeht mich nie!

(zum Doctor.) Sind Sie so mit mir zufrieden, lieber Doctor?

D. Hellmann. (umarmt ihn.) Ich weiß, wer sich itzt übertroffen fühlt.

K. Mel-

K. Molling. Das iſt Freund Herrmann, der nicht eingeſtehen will, daß ein Franzoſe auch ein ſchönes Bild malen kann. — Aber Sie ſehen ja aus, lieber Rath, als ob Sie nicht wüßten, wie ſie mit uns dran ſind. Ich will Ihnen ein wenig Licht darüber geben.

D. Hollmann. O laſſen Sie uns doch nun zu Tiſche gehen! Sie können ja —

K. Molling. Nicht doch! — Sehen Sie, Herr Rath, ich dachte immer, meine Luiſe ſollte noch eine Frau für Sie werden: aber weil Sie wider meinen David waren, habe ich ſie vor Ihren Augen dieſem jungen Manne gegeben. Es geſchieht Ihnen ſchon Recht! (Alle belachen den Scherz.)

R. Herrmann. Und ich wäre doch ein wahrer Paris gewesen!

K. Melling. Ja wohl! nun zu Tische, Kinder! die jungen Leutchen voran! — Heute soll ein Gläschen Rechheimer schmecken!

Druckfehler.

S. 152 Z. 7. lese man Kirchenpatren.

Inhalt.

Die Alpenreiſe.

Die Brautwerbung.

Wer weiß wozu es gut iſt.

Der Feierabend.

Die äſthetiſche Wirkung.

Darſtellungen

von

W. G. Becker.

Drittes Bändchen.

Leipzig 1799.

bei Voß und Compagnie.

Theseus.

Theſeus.

Nirgends umfließt Europens ſchönſte Gefilde ein reinerer Aether als da, wo es nach dem Mutterlande der erſten Sterblichen über das grünliche Meer hinblickt; nirgends überſpannt ein lieblicheres Blau ſo reizende Gegenden als da, wo die erſten Flüchtlinge des Orients anſchwammen und Hütten baueten. Noch immer kleidet zwar jenen Schauplatz der alten griechiſchen Welt der bezaubernde Reiz, um den oft die Götter der Vorzeit ihre Wolkenſitze verließen,

und

und unter die Söhne und Töchter der Menschen sich mischten; aber beinahe Jahrtausende schon deckt ein mächtiger Zauber von anderer Art den herrlichen Erdstrich mit traumlosem Schlummer, und hält die Geister der Menschen gefesselt. Nur den Sinnen vergönnt er einen betrüglichen Rausch, ohne den Werth des Genusses zu fühlen. Eiserner Zauber, wer wird dich einst lösen? — Ist doch im ganzen weiten Gebiete der Dichtung kein belebtes Gefilde, wohin die schwärmende Einbildungskraft sich inniger sehnet! — Seinen Lieblingen nur verdünnet Phöbus zuweilen den dicken Nebel, der es umschwebt, und läßt sie durch die Lücken von Mahomeds Paradiese das schönere Elysium der Griechen erblicken: aber kaum erreicht es das Auge des forschenden Sehers, um Wahrheit darin zu erspähen, so schließt sich der Nebel vom neuen.

Ha!

Ha! dort erhasch' ich den Schatten des Theseus, jenes großen Heroen des grauesten Alterthums, der vor dem Zeitalter der lichteren Geschichte glänzte. Ich will sie aufsammlen und zusammenstellen die Thaten, welche seinen Namen auf die Nachwelt brachten. Verzeiht man den Göttern der Alten die Schwächen, wodurch sie oft sich rohen Naturmenschen gleich setzten, so wird man sie wohl Heroen noch lieber verzeihen.

Theseus war von fürstlicher Abkunft; aber sie blieb sowohl ihm als seinen Zeitgenossen eine Zeitlang verborgen. Dafür genoß er der Ehre, durch eine verbreitete Sage, für einen Sohn des Neptuns gehalten zu werden. Aegeus, König von Athen, war es, der ihn erzeugte. Kinderlos, und daher von seinen Unterthanen gering geschätzt, nahm er seine Zuflucht zum

Ora-

Orakel von Delphi; allein der dunkle Ausspruch der Prieſterin vermehrte vielmehr ſeine Verlegenheit. Unentſchloſſen was er thun ſollte, wandte er ſich zum weiſen Pittheus, König von Trözen, einem Enkel des Pelops. Dieſer nahm ſeinen königlichen Gaſt mit Freundſchaftsbezeigungen auf, lächelte zu der Entdeckung, die er ihm machte, und verſprach das Geheimniß zu löſen. Sorgfältig aber verbarg er vor ihm ſeine Tochter Aethra, weil er ihm ihre Bekanntſchaft erſt nach einer nächtlichen Umarmung verſchaffen wollte. Aethra war nicht ungelehrig bei dem Unterrichte des ſchlauen Vaters; ſie beſaß der Reize mehr als ſie brauchte, einen Mann, wider Willen ſogar, in ihre Arme zu ziehen. Aegeus hielt die Bedienung der ſchönen Nymphe, die er in ſeinem Schlafgemache fand, für eine Sitte am Hofe des gaſtfreien Pittheus; und Aethra

thra wußte die Abſicht ihres Vaters ſo gut zu erreichen, daß er in ihren Armen des Schlafes, wie des Orakels vergaß. Erſt am Morgen, wo er ſich am Anblicke der ſchönen Nymphe weidete, erfuhr er von ihr ihren Namen und Stand, und auf einmal ward das Orakel ihm deutlich. Eine Fürſtentochter ſollte ſich ihm ſelbſt im Geheim zur Gemahlin antragen, ohne doch ſeine Gemahlin heißen zu wollen. So wußte er ſich nun den dunkeln Ausſpruch der Prieſterin zu erklären. Voll Vertrauen auf die Erfüllung deſſelben verbarg er einen Helm und ein Schwerdt *) unter einem ungeheuern Steine, und gebot der Aethra, wenn die Freuden der Nacht ihr die Geburt eines Sohnes bewirken ſollten, ihm ſeine Abkunft ſo

*) Nach dem Plutarch war es nur ein Schwerdt und ein Paar Schuhe; nach einer alten Gemme aber ein Helm ſtatt der Schuhe.

ſo lange zu verſchweigen, bis er im Stande ſeyn würde, den ungeheuern Stein zu heben, und ſich der unter demſelben verborgenen Waffen zu bemächtigen, mit welchen ſie ihn dann ganz im Geheim zu ihm nach Athen ſchicken ſollte, weil er die funfzig Söhne ſeines übermüthigen Bruders Pallas fürchtete. Hierauf trat Aegeus ſeine Rückreiſe nach Athen an, und Aethra behielt kein anderes Andenken von ihm als die Erinnerung der bräutlichen Nacht, und die Hoffnung eine Frucht davon zu gebähren.

Der nächſte Vollmond belehrte Aethra von ihrer Befruchtung, und acht Monden darauf gebahr ſie den Theſeus, einen Knaben, ſo ſchön, wie die meiſten Kinder der Liebe. Pittheus freute ſich ſeiner Geburt nicht minder als Aethra; denn nun hoffte

er

er einst einen Enkel von sich über Athen herrschen zu sehen. Das Geheimnißvolle seiner Geburt kam dem Pittheus noch auf andere Weise zu Statten; denn wer anders ward als Vater des schönen Knaben genannt als Neptun, der besondere Schutzgott von Trözen, welcher die schlanke Aethra im Bade an dem Ufer des Meeres überrascht und als Gemahlin erkannt hatte.

Theseus entwuchs endlich am Hofe seines Großvaters bei einer guten männlichen Erziehung dem Knabenalter, und eilte nun nach Delphi, um, nach dem Gebrauche des Landes, dem Apollo sein vorderes Haupthaar zu opfern. Jetzt war er nicht mehr Knabe; aber längst schon hatte er sich nicht mehr als solchen gefühlt. Schon früher wollte er nur mit Jünglingen ringen, und nicht selten gewann ihm seine Stärke den

Sieg

Sieg. Kaum war er ins Jünglingsalter getreten, so wollte er schon mit Männern sich messen. Diese beständigen Uebungen machten ihn stark, und bald entsprach ein männlicher Wuchs dem Gefühl seiner körperlichen Kraft.

Ganz Griechenland erscholl damals von den Wunderthaten des Herkules; kein Wunder, daß sie dem jungen Theseus nicht unbekannt blieben. Alles, was der Jüngling von ihm hörte, erhitzte seine Einbildungskraft, und ihm gleich zu werden, war das höchste Ziel seiner Wünsche. Herkules war ihm ein Gott, und galt ihm mehr als sein vermeinter Vater Neptun. Wer ihm vom Herkules erzählen konnte, war ihm ein Freund; wer ein Augenzeuge seiner Thaten gewesen war, den sah er mit Ehrfurcht an und beneidete ihn heimlich. Er brannte

vor Begierde, den Helden aufzusuchen, der selbst im Traume seine Einbildungskraft beschäftigte, und ließ endlich seiner Mutter nicht undeutlich merken, daß er sich sehne, seine jugendlichen Kräfte auswärts zu prüfen.

Aethra erschrack über die Aeußerung, und fürchtete, der junge Abentheurer möchte sich heimlich entfernen. Komm, sprach sie, und folge mir: ich habe dir ein wichtiges Geheimniß zu vertrauen, aber gegen Anstrengung deiner ganzen Kraft. Starr betrachtete sie der Jüngling. Nun so bin ich dessen gewiß, sprach er, denn meine Sennen sind stark. Sie waren nun an das Felsenstück gekommen, unter welchem Aegeus seine Waffen verborgen hatte. Vermaagst du wohl diesen Stein aufzuheben? sagte sie ernsthaft. Mich dünkt, erwiederte

Theſeus, indem er ihn mit den Augen maß, wiewohl es mehr das Werk eines Giganten zu ſeyn ſcheinet. Nun ſo höre mich, mein Sohn, verſetzte Aethra, wenn du dieß vermagſt, ſo ſoll es dir an Gelegenheit nicht fehlen, deinen Muth zu zeigen; aber gelobe mir erſt, nicht weiter in mich zu dringen, und mich nicht zu verlaſſen, wenn du den Verſuch noch nicht beſtehеſt. Ein ſolches Gelübde, Mutter, wäre unnöthig, rief der erhitzte Jüngling aus; und mit übernatürlicher Kraft ergriff er den Felſen, und hob ihn, bis er mit Hülfe des Schenkels und ſeiner Linken ihn aufrecht halten konnte, indeß die bängliche Mutter die Hand darnach ausſtreckte, gleich als ob ſie ihm die Laſt zu erleichtern vermöchte. So nimm dieſen Helm und dieſes Schwerdt, ſprach ſie. Plötzlich zog ſie Theſeus hervor und ließ den Stein wieder fallen. Aethra erklärte ihm nun

nun das Geheimniß seiner Geburt. Stumm verschlang er die Worte der Mutter, und starrte mit Flammenblicken bald auf Aethra, bald auf die Rüstung, die ihn zum Helden weihte. Er entbrannte vor Ungeduld, sich seinem Vater zu zeigen, und ihn wider die Pallantiden zu schützen.

Schon der folgende Tag ward zu seiner Abreise bestimmt, was auch die ängstliche Mutter dagegen einwenden mochte. Pittheus erstaunte über den Muth und die Stärke des Jünglings, und suchte ihn zu bewegen, so mancher Gefahren wegen, die Reise zu Wasser zu machen; aber Theseus wollte nun einmal zu Lande ziehen. Vergebens nannte ihm Pittheus die Schreckensnamen eines Pheretes, Sinnis, Cleiron, Prokrustes, vor denen die umliegenden Gegenden bebten: Theseus ward dadurch

nur

nur noch feſter in ſeinem Entſchluſſe. Hat nicht Herkules überall Räuber vertilgt und Ungeheuer getödtet? rief er hohen Muthes voll aus. Und vereinigen uns beide nicht einerlei Bande des Bluts? Wär' es nicht ſchimpflich, wenn ich thatenſcheu mich nach Athen zu Waſſer hin wiegte, und meinem Vater durch ein verroſtetes Schwerdt mich kenntlich machte, das noch nie mit Blute gefärbt geweſen? — Nein, meine Mutter, nein, mein Großvater, das ſoll man nicht von Theſeus ſagen. Er wird nie beleidigen, aber auch keine Beleidigung ungerächt laſſen.

Noch lange zögerte die Sonne, ehe ſie wieder über den Horizont herauf ſtieg, und da traf ſie den heldenmüthigen Jüngling ſchon auf dem Wege mit großen Entwürfen erfüllt. Mit Wärme hatte er Mutter und

Groß-

Großvater an seine Brust gedrückt, aber sich rasch aus ihren Armen gerissen. Pittheus tröstete die bekümmerte Mutter mit süßen Verheißungen. Geleit' ihn Neptun, sagte sie ruhiger, und Venus, die jungen Helden so hold ist!

Ungeduldig nach einer Gelegenheit seine Tapferkeit zu zeigen, setzte Theseus seinen Weg eine Zeitlang fort, ohne daß er eine Veranlassung dazu fand. Er hatte so viel von den grausamen Riesen gehört, welche die Reisen auf diesem Wege so gefahrvoll machten, und noch hatte sich keiner vor ihm gezeigt. Als er aber die Gegenden von Epidaurus durchstrich, durch welche man nach der Corinthischen Landenge muß, stieß er auf den Keulenträger Pheretes, der die Vermessenheit hatte, ihn anzufallen. Muthig zog der Jüngling sein Schwerdt und

stellte

ſtellte zum Kampf ſich entgegen. Grimmig waren die Schläge des Keulenträgers; aber immer wich ihnen Theſeus aus. Endlich ſchien Pheretes alle ſeine Kräfte in einen einzigen Schlag zu vereinigen, und nachdem Theſeus ihm abermals glücklich entgangen, benutzte er den Augenblick, wo Pheretes die Keule wieder emporſchwingen wollte, und ſtach ihm das Schwerdt in die Bruſt, aus welcher ſogleich dem ſchrecklichen Gegner mit dem Blute das Leben entrann.

Frohlockend ergriff Theſeus die Keule des Rieſen, die ihm nun als ein unzweideutiges Kennzeichen ſeiner erſten Heldenthat begleitete. Sie war ihm eine ſüße Laſt; und würdiger fühlte er ſich itzt der Verwandtſchaft des Herkules — denn Herkules trug auch eine Keule. Dürſtend nach neuen

Gefah-

Gefahren kam er mit ihr an die Korinthiſche Erdenge, wo Sinnis, der gewaltige Fichtenbeuger, die Vorbeireiſenden grauſam zerriß. Stärker noch als Periphetes bog er zwei Fichten gegen einander, band an ihre Spitzen die Reiſenden, und ließ nun die gebogenen Stämme plötzlich zurückſchnellen. Theſeus ward ſeiner nicht eher gewahr, als bis er vor ihm ſtand. Schon ſtreckte Sinnis die verruchte Hand nach ihm aus, als er plötzlich die Keule emporſchwang und ihm damit einen Streich an den Kopf verſetzte, daß er davon betäubt zu Boden ſank. Noch ehe Sinnis ſich wieder ſammeln konnte, verſuchte Theſeus, ob er dem Unmenſchen ſeine Frevelthaten, die er an andern verübt, auf ähnliche Weiſe vergelten könnte. Kraftvoll wagt' er zwei Fichten gegen einander zu beugen, band Sinnis daran, und ſah mit Vergnügen das ſchreckliche Ende des

nun ſich wieder erholenden Wüthrichs. Ein lautes Geſchrei, was er zur Linken vernahm, zog ſeinen Blick auf die nämliche Seite. Da ſah er des Sinnis Tochter, die ſchöne Perigone, welche nichts von der Wildheit ihres Vaters beſaß, leicht wie ein Reh ſich in die Gebüſche des Waldes flüchten. Vergeblich rief ſie Theſeus zurück, vergeblich durchkroch er die Gegend des Waldes: Perigonen verbarg ein Dickicht von Roſenbüſchen, rings umher mit wildem Spargel durchwachſen. Theſeus rief ſie, beſchwor ſie, ſich nicht zu verſtecken, und ſchwur ihr kein Leid zuzufügen. Den immer holderen Bitten des ſchönen Jünglings vertrauend, erhob ſich nun Perigone wie eine Lilie aus dem Roſendickicht. Gerührt von den Reizen des Mädchens umſchlang er ſie traulich, und beſchloß, ihr den Verluſt des Vaters durch einen Sohn zu erſetzen; denn Herkules hatte

das

das auch so gehalten. Freundlich, doch unterschiedenen Gefühls, schieden sie darauf von einander. Lang sah Perigone dem Jünglinge nach, und gern hätte sie ihn in ihren Rosenbüschen behalten; aber Theseus sah vorwärts und folgte der Stimme des Ruhms.

Als er nach Kremyon kam, vernahm er die Klagen der dortigen Waldbewohner über ein wildes Schwein von ungeheurer Größe, welches die ganze Gegend umher verheerte. Schon mancher, der es versucht, die Leene zu tödten, war nicht wieder heimgekehrt. Theseus scheute den Vorwurf, nur nahen Gefahren getrotzt zu haben: rastlos durchstrich er demnach die Wälder nach der furchtbaren Leene, und erlegte sie glücklich.

Jede neue That stählte den Muth des Jünglings so mächtig, daß er an keine Gefahr mehr

mehr glaubte. Nah an den Grenzen der Stadt Megara thronte ein Räuber auf einem Felsen, dicht am Gestade des Meeres. Alle, die dem Pheretes und Sinnis entwischten, waren die sichere Beute des Skiron. Schmal war der Weg, der sich vor seiner Höhle vorbeiwand. Niemand konnt' ihm entschleichen, wenn er nicht wählte, lieber des Nachts von den Felsenwänden ins Meer hinabzugleiten, als am Tage von ihm hinab geschleudert zu werden. Gegenüber der furchtbaren Höhle wölbte sich ein Fels zu einem geräumigen Sitze, der sich in schwindelnder Höhe über das Meer, das unten die Felsen bespülte, hinausbog. Hier saß der schändliche Räuber, bot jedem Fremdling die Füße zu waschen, und stieß ihn dann rücklings mit Hohngelächter hinab. Theseus ergrimmte über den Frevler, als er ihn ansichtig ward, und drang mit solchem

Unge-

Ungeſtüm auf ihn los, daß er ihm gleich mit ſeiner Keule den Kopf zerſchmetterte. Ohne ſich lange bei dem ſcheußlichen Anblick ſeines zerſchlagenen Geſichts zu verweilen, ſchleppte er ihn vollends zu dem berüchtigten Sitze, und ſtieß ihn mit dem Fuße in den Abgrund hinab.

Bis hieher hatte Theſeus die Straße von Räubern gereiniget; aber noch gab es deren im Schooße von Attika ſelbſt; denn des Herkules Abweſenheit hatte ſie ſicher gemacht. Sieggewohnt ſuchte nun Theſeus ohnweit Eleuſin den Arkadier Kerkyon auf, und erlegt' ihn im Kampfe. Gleiches Loos traf noch mehrere Räuber der Gegend; aber noch war von allen der ſchlimmſte übrig. Dieß war Prokruſtes, bekannt durch die gräßlich-ſonderbare Gewohnheit, ſeine ergriffene Gäſte dergeſtalt in ſeine Betten zu paſ-

paſſen, daß er die einen fürchterlich ausdehnte, oder die andern an Haupt und Füßen verſtümmelte, bis ſie das gehörige Maaß erlangt hatten. Rachevoll eilte Theſeus nach Hermion, den Unmenſchen zu ſtrafen, entbot ihn zum Kampfe, ſchlug ihn zu Boden und band ihn, um ihm ein gleiches Schickſal entgelten zu laſſen.

Der Ruf ſo bewundernswürdiger Thaten verbreitete ſich vor ihm her bis nach Athen; überall ſprach man von dem unbekannten jungen Helden. An den Ufern des Kephiſus kamen ihm die Phytaliden entgegen, und empfingen ihn mit Ehrenbezeigungen. Er begehrte von ihnen, in die heiligen Geheimniſſe eingeweihet zu werden, empfing aber vorher die gewöhnliche Reinigung, und opferte den Göttern, bevor er von ihnen beherberget wurde. Dankbar ver-

verließ er darauf ihr Haus, und eilte nun nach Athen.

Der Zeitpunkt, in welchem er anlangte, ſchien keiner der günſtigſten für ſeine Anſprüche zu ſeyn. Unruhen erfüllten die Stadt; Zwietracht theilte ſie in Partheien: noch gröſſerer Zwieſpalt herrſchte im königlichen Hauſe. Medea war aus Korinth nach Athen geflüchtet, und hatte bei Aegeus eine Freiſtatt geſucht. Bei einem ſchändlichen Leben mit ihm verſprach ſie durch ihre Künſte ihm Kinder zu ſchaffen. Unterrichtet von der Ankunft des Theſeus und von ſeinen Entwürfen, wußte ſie den ſeit einiger Zeit furchtſam gewordenen Greis, deſſen Geiſteskräfte das Alter geſchwächt hatte, zu dem Entſchluß zu bereden, den tapfern Fremdling bei einem Feſtgelage, was ihm zu Ehren angeſtellt ward, zu vergiften.

Theſeus

Theseus erschien vor dem König, ohne sich kenntlich zu machen. Kindliche Regung in seinem Innern gebot ihm zwar den Greis zu umfassen und ihm den süßen Vaternamen zu geben; aber der Wunsch, die Ueberraschung des Alten noch zu vermehren, hielt ihn zurück. Aegeus sollt' ihn am Schwerdt erkennen; und dann wollt' er ihm darthun, daß es nicht ungebraucht geblieben, seit er es trug. Wie klopfte nun dem jungen Helden das Herz, als ihn der König seiner Thaten wegen mit Lob überhäufte! Beim Mahle gab ihm Aegeus an seiner Seite den Ehrenplatz, den er verdiente. Und was bahnte dir, junger Held, einen so sichern Weg durch alle Gefahren? fragte der König. Dieß gute Schwerdt, erwiederte Theseus, und wies es ihm mit scharfem auf ihn gerichteten Blick. Dieß Schwerdt? rief der König mit einer Heftigkeit aus, die

alle

alle Anweſende in Verwunderung ſetzte: O ſprich, wo nahmſt du dieß Schwerdt? — Meine Mutter zeigte mir einen großen Stein, erwiederte Theſeus lächelnd; ich hob ihn und nahm's. — O ihr Götter! Mein Sohn! Ihr Götter! ſchrie er mit verdoppelten Kräften, und drückte Theſeus, der ſich nun vollends zu erkennen gab, mit freudigem Ungeſtüm an ſeine Bruſt. Dank euch, gute Götter, daß ihr mir das Verbrechen erſpartet, rief er aus, und ſogleich ſchüttete er das Gift an den Boden, das er ihm als einen Ehrentrunk hatte darreichen wollen.

Aegeus gab ſogleich Befehl das Volk zu verſammlen, und erklärte darin den Theſeus öffentlich für ſeinen Sohn. Die Athenienſer jauchzten darüber, denn die Tapferkeit des jungen Helden war bereits das allgemeine Geſpräch der Stadt geworden.

Nur

Nur die Söhne des Pallas vernahmen mit Unwillen die neue Geſchichte. Wie? ſprachen ſie zornig: Aegeus, deſſen Abkunft ſelbſt noch zweifelhaft iſt, will uns auch noch einen Fremdling unterſchieben, um uns den Thron zu entreißen? Sie griffen demnach zu den Waffen. Aber Theſeus ſtellte ſich gegen ſie auf, und erſchlug oder zerſtreute ſie gänzlich.

Der Thron des Aegeus war nun befeſtiget; die Ruhe war in Athen wieder hergeſtellt — und Theſeus fing an Langeweile zu fühlen. Sein Durſt nach groſſen Thaten und zugleich die Begierde, ſich die Liebe des Volks zu ſichern, veranlaßten ihn, ſich in die Gegend von Marathon zu begeben, wo ein wüthender Stier die Bewohner des Landes mit Schrecken erfüllte. Theſeus ſtürzte ſich über ihn her, zwang ihn in Feſ-

ſeln,

ſein, und führte ihn mit ſich nach Athen. Welch ein Auflauf von Jungen und Alten, als er ihn durch die Straßen der Stadt führte! Blicke des Erſtaunens und der Bewunderung waren bald auf den Stier, bald auf ſeinen Bezwinger gerichtet. Viele baten ihn, ſich nicht mehr ſolchen Gefahren auszuſetzen, die Athen ſeiner künftigen Stütze berauben könnten; und manches durch das Gerücht des neuen Triumphs herbeigezogene Mädchen, das an dem Anblick des jungen Helden Gefallen fand, zitterte noch itzt vor der ſcheinbaren Gefahr, als er ſich über den Nacken des gefeſſelten Stiers hinbeugte, den er nun dem delphiſchen Apollo zum Opfer weihte.

Athen wünſchte ſich Glück, einen Helden wie Theſeus einſt zum Beherrſcher zu bekommen, und dieſe Hoffnung ſicherte Aegeus

geus den Thron. Ohne Theseus wär' er vielleicht desselben verlustig geworden, als die Gesandten des Minos von Kreta zum dritten Mal anlangten, den verhaßten Tribut an Jünglingen und Mädchen zu fordern, dessen gehäßige Schmach man bloß dem Aegeus beimaß. Aegeus hatte des Minos Sohn Androgeos in seinem Gebiete einst heimlich ermorden lassen, und Minos hatte darauf das Gebiet von Athen mit Feuer und Schwerdt verheert. Selbst die Götter waren auf seine Seite getreten, und hatten Athen mit Dürre, mit Hunger und Pest heimgesucht. Auf den Rath des Orakels zu Delphi hatte man endlich, um den Frieden zu erkaufen, in des Minos Begehren gewilliget, ihm alle neun Jahre einen Tribut an Jünglingen und Mädchen zu liefern, welche dem Minotaurus, einem Ungeheuer, das halb einem Menschen und halb

einem

einem Stier glich, aus Paſiphaens, des Minos Gemahlin, mit einem Stiere ſchändlich gepflogener Wolluſt entſproſſen, auf eine ſchreckliche Weiſe zur Speiſe dienten.

Noch immer lebte das Ungeheuer im Labyrinthe zu Kreta, und früher als bis zu dem Tode deſſelben durfte Athen auf keine Erlöſung von dieſem empörenden Tribute hoffen. Zum dritten Mal alſo erſchienen des Minos Geſandte, und neues Murren entſtand zu Athen wider Aegeus. So gering auch immer die Zahl war, die das Opfer erheiſchte, ſo trauerten doch alle Väter und Mütter, ſo zitterten doch alle Mädchen und Jünglinge ob des ſchrecklichen Looſes, das ſie zu treffen drohete. Mit geſenkten Häuptern ſchlichen die Bürger Athens zum Prytaneum, das furchtbare Loos zu ziehen, und flehten ängſtlich zu den

Göttern,

Göttern, wann ſie die zitternde Hand darnach ausſtreckten. Auf einmal trat Theſeus in die Verſammlung. Bürger Athens, rief er aus, hier ſtell' ich mich ſelbſt ſtatt eines der Jünglinge, die das Schickſal dem Minotaurus beſtimmt: entweder theil' ich den Tod mit den übrigen, oder ich rette ſie vom Verderben, und befreie Athen auf immer von dieſer ſklaviſchen Schmach. Bewunderung ſchilderte ſich auf allen Geſichtern der Bürger Athens, und miſchte ſich mit Gefühlen der innigſten Rührung. Vergebens bemühte ſich Aegeus, ſein Unternehmen ihm auszureden: Theſeus blieb unerſchütterlich feſt auf ſeinem Entſchluß. Er eilte zum delphiſchen Tempel, dem Apollo einen geheiligten Oelzweig zu opfern, wofür das Orakel den Rath ihm ertheilte, der Venus ein Opfer zu bringen, und ſie um ihr Geleite zu bitten.

Theſeus

Theſeus gehorchte dem Orakel und that es an dem Geſtade des Meers, wo bereits die ſchwarze Flagge des Schiffs wehete, welches die jungen Opfer nach Kreta bringen ſollte. Theſeus hatte im Geheim ſeine Keule in dem Schiffe verbergen laſſen, und ſeinen Vater dadurch einigermaßen beruhiget. Hoffnungsvoll auf den Beiſtand der Götter, gab Aegeus dem Steuermann eine weiße Flagge, welche er bei der Rückkehr mit der ſchwarzen vertauſchen ſollte, wenn Theſeus den mit ſo vielen Gefahren verknüpften Entwurf glücklich ausgeführt hätte. Das Schiff entfernte ſich nun von dem Ufer, und mit gen Himmel gerichteten Armen, klagten Väter und Mütter, klagten Schweſtern und Brüder ihm nach.

Die Fahrt war glücklicher als die unglücklichen Schlachtopfer es wünſchten; nur

Theseus konnte kaum die Landung erwarten. Kreta's Bewohner hatten sich an das Ufer gedränget, die athenienſiſche Jugend zu ſehen, und unter ihnen befand ſich auch Ariadne, die ſchöne Tochter des Minos. Nicht bloß die Neugier der Menge hatte ſie an das Ufer geführt, ſondern ein mitleidsvolles Gefühl für die unglücklichen Opfer; doch hatt' es ihr nicht geahnet, daß einer der Jünglinge ihr welches fühlendes Herz mehr als alle beunruhigen würde. Innigſt vom Anblick des Theſeus gerührt, der mit ruhigem Stolze über die Menge hinwegſchaute, hob ſich ihr jungfräulicher Buſen dem Jüngling mit Liebe entgegen. Lang ruhten des Theſeus milder gewordene Blicke auf dem ausdrucksvollen Geſichte und der ſchönen Geſtalt des reizenden Mädchens; aber ernſthaft glitten ſie wieder abwärts in die nächtliche Ferne von Tod oder Rettung.

Von

Von diesem Augenblick an war Ariadne mit Entwürfen beschäftiget, den schönen Jüngling und seine Gefährten zu retten. Gern hätte sie sich ihm genähert, und ihm Hoffnungen zugeflüstert, von denen sie selbst noch nicht wußte, ob sie solche zu erfüllen vermöchte. Ein treuer Sklave, den sie besaß, schien ihr das tauglichste Werkzeug zu seyn, ihren Entwurf zu begünstigen. Lang war es noch hin bis zur Mitte der Nacht, wo man ohne Gefahr vor dem in Schlaf versunkenen Minotaurus die geheimen Pforten des Labyrinths sich zu öffnen getraute, um die Mädchen und Jünglinge der offenen Gruft zu überliefern, die ihre Gebeine und Schädel beherbergen sollte. Ariadne eilte demnach, den treuen Sklaven zu suchen, von dessen Klugheit sie sich den glücklichsten Ausgang versprach.

Mittlerweile hatte sich Theseus durch Denken und Sinnen erschöpft, wie er im Labyrinthe seiner Kenle, oder auch eines Schwerdtes habhaft werden könnte. Auch die möglichsten Mittel, die er sich dachte, blieben noch immer Unmöglichkeiten. Unbekleidet, wie die Jünglinge und Mädchen dem Minotaurus gewöhnlich zugeführt wurden, konnte er auch nicht das mindeste verbergen, was nur irgend eine Aehnlichkeit mit Waffen gehabt hätte. Die Mauern, welche das Labyrinth umgaben, waren von erstaunlicher Höhe, so daß auch der Geübteste im Wurf nichts über dieselben hinüber zu schleudern vermocht hätte. Die Thore waren aufs stärkste befestiget, und der Zugang zu selbigen gänzlich gesperrt. Schon begann es zu dämmern; und alle möglich scheinende Mittel wurden mehrmals durchmustert, doch immer vergeblich. Theseus

dachte

dachte nicht an das Geleite der Venus, das er ſich von ihr durch ein Opfer erfleht hatte; und verlor ſich in düſtern Betrachtungen.

Da trat Ariadnens vertrauter Sklave heimlich zu ihm und ſagte: Meine Gebieterin, des Minos edle Tochter, hat dich liebgewonnen und verſpricht dich zu retten. Da nimm dieſen Zwirnknaul und verbirg ihn unter deinem linken Arme; er wird dir dienen, dich aus den Irrgängen des Labyrinths zu finden. Sobald der Morgen zu grauen beginnt, ſo blick' an den Mauern hinauf, da wird deine Retterin dir von dem Dache, wo ihr die Morgenluft zu genießen vergönnt iſt, einen Dolch herabwerfen. Biſt du ſo glücklich, den Minotaurus, der mit dem Morgen erwacht, zu erlegen, ſo eile mit deinen Unglücksgefährten, nach der Weiſung des Knauls, wieder dem ehernen

Tho-

Thore zu, wo ich euer warten, und auf einem verborgenen Wege glücklich zum Ufer geleiten werde. Aber dann ist die Reihe an dir, Ariadnen zu schützen: sie will dir folgen, wenn du ihr Liebe gelobest.

Die schwör ich ihr bei der holdseligen Venus, welche mir sie zur Retterin sendet! erwiederte Theseus. Aber wird mir ein Dolch genügen, das Ungeheuer zu tödten? Vermöchtest du wohl eine Keule, mit der ich so manches Abentheuer glücklich bestand, verborgen zu Ariadnen zu bringen, daß sie mir selbige, um Geräusch zu vermeiden, an der Mauer herabließe? — Ich will es, versetzte der Sklave, nur laß erst die Königin der Nacht über den abendlichen Horizont ihren Schleier vollends verbreiten, dann mag ich dir deinen Wunsch desto sicherer gewähren.

Die

Die Mitte der Nacht war nun herbeigekommen: die Jünglinge und Mädchen wurden nackt in das schauervolle Labyrinth gebracht, und hinter ihnen die ehernen Thore wieder geschlossen. Theseus hatte den Zwirnknaul glücklich verborgen, und band sogleich das Ende des Fadens an einen Zacken des Thors, um sich vermittelst des Knauls wieder an den Eingang finden zu können. Theseus gebot den Jammernden Stille, und erwartete nun den Morgen noch sehnsuchtsvoller wie damals, als er die großväterliche Wohnung verließ. Endlich begann allmählig der dunkle Schleier der Nacht sich von Morgen gegen Abend zu ziehen. Kaum vermochte noch Theseus die Höhe der Mauer zu erkennen, so stellte er sich schon an den bezeichneten Ort, und harrte der frohen Erscheinung des liebenden Mädchens und seiner tödlichen Keule.

Schon

Schon graute der Morgen, und noch immer verbarg sich die Sonne der Rettung. Schon waren die Schreckengewölbe des Labyrinths vom Morgenlicht erhellet, und noch immer blickte Theseus unermüdeten Blicks empor. Endlich beugte sich Ariadne über die Brustwehr des Daches herüber und schaute nach Theseus; allein plötzlich zog sie sich wieder zurück. Die Liebe verlieh ihr die Kraft, die Keule zu heben; aber sie im Herablassen zu erhalten, verlangte mehr als gewöhnliche Stärke. Kaum hatte Ariadne sie über die Mauer herabgesenkt, als sie ihren zarten Händen entstürzte. Jauchzend ergriff Theseus seine Keule, und fühlte sich auf einmal mit Muthe gestählt. Das Getöse, was das Fallen der Keule verursacht hatte, durchtönte die Irrgänge des Labyrinths. Plötzlich erwachte der Minotaurus und witterte Menschen;

ſihen; aleria rannt' er herbei, die Beute zu fangen. Ha! da iſt er, rief Theſeus, indeß die andern erbebten: fürchtet nun nichts, doch bleibt mir immer im Rücken. Der Minotaurus gieng auf ihn los; aber Theſeus empfing ihn mit einem ſo gewaltigen Streiche, daß er davon zu taumeln anfing, und im Taumel ſich plötzlich herum wandte, wodurch einige von des Theſeus Gefährten, die dem Ungeheuer zu nahe ſtanden, von ihm umgeſtürzt wurden. Noch einmal verſetzte der junge Held ihm einen heftigen Streich an die eiſerne Stirne und ſchlug ihn darnieder; aber da ſtrengte die Wuth ihn an, ſich wieder vom Boden zu erheben. Doch die Schläge des Siegers folgten ſo wirkſam und ſchnell auf einander, daß er bald des Gebrul's vergaß und kein Zeichen von Leben mehr gab.

Die Gefährten des Theſeus waren indeſſen auf die Knie geſunken, den Göttern zu danken. Laſſet das ihr, rief er aus, und folget mir nach. Auch Ariadne war bereits von der Mauer verſchwunden. Die ehernen Thore öffneten ſich, und Ariadnens treuer Sklave führte ſie nun auf einem geheimen Wege, auf dem ſie die edle Retterin fanden, die Theſeus mit ſeiner Rechten umſchlang, eilig zum Schiff. Schon blies ein günſtiger Wind in die Segel, und alles war zur Abfahrt bereit. Ihr ſeid nun gerettet, ſprach der redliche Sklave; aber du, Fremdling, wandt' er ſich feierlich zu Theſeus, gedenke des Schwurs, den du mir thatſt: du gelobteſt mir Schutz und Liebe für Ariadne. Schaue, für ſie, der ich lange nicht danke, was du ihr dankeſt, weih' ich mich den unterirdiſchen Göttern. — Und hiermit ſtürzte er ſich plötzlich vom Schiff in das Meer.

Jeder-

Jedermann war von der Edelmuth des Sklaven gerührt, aber Ariadne versank darüber in Wehmuth. Immer hatte sie ihn seiner Treue wegen geliebt; itzt da er sich für sie opferte, ward er ihr noch lieber. Theseus hielt Ariadnen an seine Brust gedrückt, und trocknete von ihren Wangen die Thränen, die sie um ihn vergoß. Alle, die dem Labyrinthe entronnen waren, hingen nun ihren mannichfaltigen Empfindungen nach. Niemand von ihnen bemerkte, daß Kreta sich immer weiter aus ihren Augen verlor. Nur der Steuermann und seine Begleiter, deren Gemüther nicht mit der vergangenen, sondern der künftigen Gefahr beschäftiget waren, boten alle ihre Geschicklichkeit auf, den günstigen Wind zu benützen, weil sie die Verfolgungen der schnellen Segler von Kreta fürchteten.

Wäre auch Theseus für Furcht empfänglicher gewesen als er es war, so hatte er doch itzt nicht einmal Zeit, Besorgnisse zu hegen. Die Unschuld der schönen Ariadne und seine wachsende Liebe zu ihr waren alles, was er empfand. Wahrhaft geliebt hatt' er noch nie; aber noch war ihm auch kein Mädchen erschienen wie Ariadne. Liebevoll hing ihr Blick an dem seinigen, wenn sein nervigter Arm sie umschlang, oder sie freundlich auf seinem Schoose sich wiegte. Des schönen Jünglings geliebte Gattin zu seyn, war itzt der Inbegriff ihres ganzen Gefühls. Oft sah sie ihm mit bedeutendem Lächeln ins Gesicht, ob er auch fühle, was sie für ihn gethan; und wenn er dann mit spähenden Blicken den Grund dieses bedeutenden Lächelns in ihren schwimmenden Augen suchte, dann schmiegte sie sich noch dichter an ihn, und hemmte das Forschen seiner Blicke mit feurigen Küssen.

So

So ſchwanden dem liebenden Paare die glücklichen Tage der erſten Umarmungen. Auch das Schiffsvolk und die jungen Geretteten ſchöpften nun fröhlichen Muth; denn erwünſchter konnte die Fahrt nicht ſeyn. Der mächtige Vorſprung, den ſie gewonnen, ſchien ſie außer Gefahr zu ſetzen, von den Kretenſern erreicht zu werden. Aber nicht lange dauerte dieſes Frohlocken. Ein heftiger Sturm mit Gewitter begleitet, ſtemmte ſich der ferneren Fahrt entgegen, und bald ward, bei aller Bemühung der Schiffer, ihr Fahrzeug ein Spiel der tobenden Wellen. Nach langem gefahrvollen Herumtreiben ward es endlich an die Inſel Naxos geworfen, wo der Steuermann hinter einer wilden Felſenbucht die Anker zu werfen befahl.

Ariadne hatte noch nie auf das Meer

ſich

ſich gewagt, und empfand daher alle die Unannehmlichkeiten, welche die Neulinge auf ſelbigem gewöhnlich zu erfahren haben. Das Ungewitter hatte ſie mit Schrecken erfüllt, und die Furcht hatte ihrem zarten Körper noch mehr geſchadet. Stärker jedoch hatte dieſe Furcht auf ihre Seele gewirkt. Bisher hatte ſie nur flüchtig an ihren Vater gedacht, ſo liebetrunken war ſie geweſen, und ſo zufrieden mit ſich, die unſchuldigen Mädchen und Jünglinge, und beſonders ihren Theſeus gerettet zu haben. Aber in den Schrecken des Sturms erwachte nun um ſo mächtiger die bange Empfindung, einen Vater verlaſſen zu haben, der ſie liebte. Itzt fühlte ſie nichts als ihr Unrecht, und hörte im Krachen des rollenden Donners die Strafgerichte der zürnenden Götter. — Alle dieſe Gefühle hatten ihren Körper geſchwächt. Kaum lag das

Fahr-

Fahrzeug vor Anker, ſo nahm Theſeus ſie auf ſeine Arme, und trug die holde Bürde in einen Kahn, um ſich mit ihr an das Land zu begeben, wo er den Reſt des Tages und die folgende Nacht mit ihr zuzubringen beſchloß. Der Ort, wo die Landung geſchehen, war eine felſige menſchenleere Wildniß, und ſich vom Schiffe zu weit zu entfernen, ſchien nicht rathſam zu ſeyn. Theſeus ſuchte Moos an den Felſen, und bereitete ſeiner Geliebten ein weiches Lager davon. Der Sturm begann ſich allmählig wieder zu legen, und Ariadne ſammelte nun wieder beruhigende Gefühle in den Armen ihres Theſeus. Wie beredt waren nicht ihre Lippen ihm auszudrücken, wie er ſo alles ihr ſei! Wie viel Troſt und wiederkehrende Ruhe fand ſie nicht in ſeinen Umarmungen! Des vollen Herzens ſüßeſtes Koſen miſchte ſich in die Genüſſe der Liebe, bis endlich

ein lieblicher Schlummer die geschäftigen Lippen schloß.

Ganz andere Eindrücke hatte der Sturm auf die Athenienser gemacht, die auf dem Schiffe geblieben waren. Mehr noch als die Gefahr, von den Wellen verschlungen zu werden, scheuten sie den Kretensern in die Hände zu fallen. Vielleicht konnten dieselben Athen auch früher erreichen, und unter ihren ungerüsteten Mitbürgern die Schrecken des Kriegs verbreiten. Und war auch dieß nicht sogleich zu befürchten, so war es doch unvermeidlich, mit den Kretensern in Krieg zu gerathen, wenn es öffentlich kund ward, daß Ariadne sich zu Athen befände. Man ging demnach mit einander zu Rathe, wie man den Theseus von Ariadnen zu trennen vermöchte.

Ariadne ahnete nichts von den ſie bedrohenden Entwürfen der undankbaren Athenienſer. Sie ſchlummerte ſanft in den Armen ihres Gemahls. Theſeus erwachte zuerſt, und wickelte leiſe ſich los von der holden Geliebten, um den Schiffern Befehl zu ertheilen, ſich fertig zu halten. Aengſtlich trugen ihm itzt die Athenienſer ihre Beſorgniſſe vor, und wußten ſchlau die Gefahr zu erhöhen, die über ihnen ſelbſt und über ihrem Vaterlande ſchwebte. Sie hatten Schiffe geſehen, die vielleicht Kretenſiſche waren, und an Athen die Frevelthat der Entführung Ariadnens zu rächen ſuchten. Das Unrecht war ſichtbar auf Seiten Athens. Und war wohl der Zorn der gerechten Götter minder zu fürchten, als bei des Androgeos ungerechter Ermordung? Wurde nicht Minos durch Aegeus des einzigen Sohns, und nun durch Theſeus der

einzi-

einzigen Tochter beraubt? Kam nicht, ſtatt der erlaubten Befreiung von jenem ſchändlichen Joche, mit Ariadnen ein neuer und ſtärkerer Fluch über Athen? Mußten nicht alle Gemüther der Bürger Athens ſich wieder die Tochter des Minos, als die Urheberin neuer Drangſale erbittern? Und was war nicht für Aegeus zu fürchten, deſſen Thron ſchon bei Leiſtung des letzten Tributs erzitterte, ja ſelbſt für ſeinen Erzeugten, der nun Athen in gleiche Gefahren verwickelte? — Nein, Theſeus! (ſo nahm einer von ihnen das Wort) noch biſt du der Stolz von Athen. Noch kannſt du den Thron des Aegeus aufrecht erhalten; noch kannſt du Athen vor Unglück bewahren, wenn du der Pflicht und der Stimme des Ruhms folgſt. Verlaß Ariadnen und eile mit uns nach Athen: dann findet des Minos Klage nicht Statt; dann ſind die Götter mit uns.

Wohl

Wohl war ſie unſere Retterin; wohl gelob-teſt du ihr, ſie nicht zu verlaſſen: aber dein Eid war gleichſam gezwungen, und ihre That freiwillig. Höhere Pflichten entbin-den dich von deinem Gelübde. Oder könn-teſt du Vater und Vaterland, könnteſt du den Thron von Athen einem Weibe auf-opfern? Wollteſt du deinen Namen aus dem Tempel des Ruhms wohl ſelbſt auf ewig verbannen?

Dieſe Reden brachten die glühende Ein-bildungskraft des jungen Helden in Flam-men. In ſeinem Innern entſpann ſich ein gewaltſamer Kampf. Mächtig war ſeine Liebe zu Ariadnen, noch mächtiger aber die Liebe zum Ruhm. Eingedenk deſſen, was Ariadne für ihn gethan, wog er nachden-kend die Pflichten für ſie, für Vater und Vaterland gegen einander. Hätte auch er-

Reue, die ihre Stärke von ſeiner Liebe erhielt, den andern das Gleichgewicht gehalten, ſo ſenkte doch die Liebe zum Ruhm die Schaale der letztern. Kaum wurden die Athenienſer das Wanken ſeines Entſchluſſes gewahr, ſo beſtürmten ſie ihn von neuem; und kaum waren ſie des Erfolgs ihrer Ueberredung gewiß, ſo wurden die Anker gehoben. Wohlan! verſetzte feierlich Theſeus, nie ſoll ein Verdämmniß durch mich über Athen kommen! Ich will mich ſelbſt, ich will Ariadnen vergeſſen: aber noch einmal muß ich ſie ſehen. — Doch dieß zu verhindern, hatten die Athenienſer bereits vom Ufer geſtochen: ſie fürchteten wieder zu verlieren, was ſie bereits gewonnen hatten. Anfangs ſetzte ſich Theſeus dagegen; aber das ſchmeichelnde Lob der Athenienſer gewann ihm auch dieſes Opfer noch ab.

Mittlerweile war Ariadne, bald nachdem

ſich

ſich Theſeus aus ihren Armen gewunden, bänglich erwacht. Ein ängſtlicher Traum hatte ſie in ihrem Schlummer geſchreckt. Schüchtern blickte ſie nach Theſeus umher, und rief den geliebten Gemahl. Aber ach! Theſeus verſtummte der holden bittenden Stimme. Theſeus! Theſeus! rief ſie mit hellerer bebender Stimme, wo weilſt du, mein Theſeus? Kannſt du deine Ariadne auch nur einen Augenblick in dieſer Wildniß verlaſſen? — Aengſtlich irrte ſie immer noch rufend umher durch das Felſengewinde, und lauſchte bald dahin, bald dorthin, dem täuſchenden Nachhall. Endlich fand ſie den Weg zum Geſtade des Meeres, wo ſie mit Theſeus am Abend gelandet; aber der Kahn war nicht mehr am Ufer. Vielleicht war er zum Schiffe gerudert, Befehle zur Abfahrt zu geben und hatte nicht wollen ſo früh ſie dem Schlummer entreißen. Dieſer Gedanke,

ihrem Herzen so wahr, beruhigte sie, und dankbar hob sich ihr klopfender Busen für seine zärtliche Sorgfalt. Ach! wie konnte sie ahnen, daß Theseus seine Ariadne auf immer zu verlassen vermöchte? — Schweigend setzte sie sich am Fuß eines Felsen, immer nach der Spitze der Felsenwand schauend, welche das Schiff und ihren Theseus verbarg; denn bald mußte er ja kommen. Wie geschwind waren nicht seine Befehle gegeben! und wie sollt' er alsdann nicht eilen, seine Geliebte vom Morgenschlummer mit Küssen zu wecken! Aber wie ward ihr, der armen Verlassenen, als sie plötzlich, und schon in ziemlicher Ferne, das Schiff von den flüchtigen Wellen davon tragen sah! Theseus! — wollte sie rufen, als sie ihn auf dem Hintertheile des Schiffs erblickte, aber die Sprache versagt' ihr den Dienst. Sie wollte sich vom Boden erheben, allein

sie

ſie vermocht' es nicht; es ſchien auf einmal alle Kraft von ihr gewichen zu ſeyn. Trokkenen Blicks ſtarrte ſie hin auf den geliebten Verräther, und immer ſchneller und bänger hob ſich ihr Buſen — ach! der ſo ganz von Liebe für Theſeus erfüllt war. Endlich erſchlaffte die Spannung des ſtarren Schrekkens in ſchmerzliche Wehmuth. Götter! rief ſie aus, in einem Tone, der einen Tieger gerühret hätte, Götter! iſts möglich? Kann Theſeus mich wirklich verlaſſen? Mich, die ſo zärtlich ihn liebte? Mich, die ihn vom Minotaurus errettete? — Hab' ich ihm doch alles geopfert, was ich beſaß! Warum nahm mir der Grauſame nicht lieber das Leben? Warum gab er mich reißenden Thieren preis? — Doch was klag' ich ihn an? Vielleicht, ihr Götter, habt ihr ihn ſelbſt von meiner Seite geriſſen, um eine Verbrecherin zu ſtrafen, die einen lie-

benden

benden Vater um einen Fremdling verließ. O verzeihe, mein Vater! ich vergaß nur, was ich dir ſchuldig war, vergaß es aus Mitleiden, aus grenzenloſer Liebe. Zwar hört' ich oft aus deinem Munde die Athenienſer treulos nennen: aber als ich meinen Theſeus zum erſten Mal ſah, da vergaß ichs. — Wie? meinen Theſeus? Und ich wage den Treuloſen noch mein zu nennen? Nein, ſtraft ihn ihr Götter! Ihr waret nie ſo geliebt wie Theſeus: und doch war er treulos. Räche mich, Göttin der Liebe, und laß ihn nie wieder geliebt werden! Oder reiß' ihn aus den Armen ſeiner Geliebten in dem Augenblicke, wo ſeine Liebe ſtärker iſt, als er ſelbſt, damit er dann fühle, was er um Ariadnen verdient habe. Quält ihn, ihr Furien, zerfleiſchet ſein falſches treuloſes Herz! — Doch nein! nein! nein! erbarmt euch! — Ach! ich lieb' ihn noch. ---

Plötz.

Plötzlich ſtand ſie auf und kletterte den Felſen hinan, um noch einmal das Schiff zu ſehen, das ihr bereits aus den Augen verſchwunden war: aber ſie ſah es nicht wieder. So iſt er denn fort, ſagte ſie mit dem ſchmerzlichſten Gefühl: ach! er wußte nicht, was Ariadne ihm war! — Wie du ſo treu war'ſt, hub ſie nach einigen qualvollen Minuten wieder an, wie du ſo treu warſt, guter Sklave, der du für mich ſtarbſt, dich für mich den unterirrdiſchen Göttern weihteſt! Auch ich will meiner Liebe getreu ſeyn; will ihm nicht fluchen, den ich liebte, will mich für ihn den unterirrdiſchen Göttern zum Sühnopfer bringen. Ja, euch weih' ich mich feierlich für ihn! Er war mein Gemahl: o ſtrafet ihn nie! — Hiermit ſtürzte ſie ſich plötzlich vom Felſen ins Meer.

Noch lange ſtand Theſeus wie unbeweglich

lich nach Naxos gekehrt; noch ſah er nur die Felſen der Inſel in bläulicher Ferne; und immer noch glaubt' er ſie zu bemerken, als ſie ſchon lange aus ſeinem Geſichtskreis verſchwunden waren. Er hatte Ariadnen am Felſen geſehen, wie ſie die Hand nach ihm ausſtreckte. In dieſer Stellung ſchwebte ſie ihm beſtändig vor Augen. Oft wunſchte er heimlich wieder nach Naxos zurückzukehren, um ſich in ihre Arme zu ſtürzen: aber er wagte es nicht, ſeinen Wunſch zu eröffnen. Die Lobeserhebungen, womit ſeine Gefährten ihm huldigten, ſchwächten jedoch in etwas den Eindruck, den Ariadnens Bild auf ihn machte. Erſt will ich Athen in Stand ſetzen, den Kretenſern zu widerſtehen, dacht' er bei ſich, dann ſoll nichts mich zurückhalten, nach Naxos zu eilen, und Ariadnen öffentlich als meine Gemahlin zurückzubringen. Dieſer feſte

Ent-

Entſchluß beruhigte ihn; und itzt dacht' er erſt wieder mit inniger Freude an den ehrenvollen Empfang, der in Athen ſeiner wartete. Wie groß war auf dem Schiffe der Jubel, als man endlich die Stadt von weitem erblickte!

Athen war in groſſer Erwartung, wie es mit Theſeus geworden; und Aegeus ſtieg täglich auf einen Felſen, die Rückkehr des Schiffs zu erſpähen. Aber wie erſchrak der bekümmerte Greis, als er die ſchwarze Flagge erblickte! Denn im taumelnden Frohſinn hatte der Steuermann die weiße Flagge aufzuſtecken vergeſſen. Aegeus mochte die ſchreckliche Botſchaft nicht überleben. Mein Sohn! Mein Sohn! rief er aus, ich eile dir nach, und ſo ſtürzt' er ſich vor Verzweiflung vom Felſen hinab.

Mittlerweile landete Theseus im Hafen und brachte sogleich den Göttern ein Opfer. Bevor er aber Phalera verließ, erfuhr er noch von dem nämlichen Herold, den er an seinen Vater mit der Meldung von seiner glücklichen Rückkunft gesendet, dessen trauriges Ende. Er eilte nun unverweilt nach Athen, und ward mit allgemeinem Jubel empfangen. Er opferte wieder, und beging dann seines Vaters Leichenbegängniß. Nachdem er vom Throne Besitz genommen, gab er sogleich Befehl, eine Menge Schiffe zu bauen, und setzte Athen in guten Vertheidigungsstand. Hierauf unternahm er ein Werk, was nur ein Theseus auszuführen vermochte: er begab sich von Stadt zu Stadt in der attischen Landschaft, und brachte sie alle dahin, daß sie auf immer sich mit Athen in einen einzigen Staatskörper vereinigten. Nur die Reichen und

Mäch-

Mächtigen thaten ihm Widerstand: aber Theseus besaß die Liebe des Volks, und die Unzufriedenen mußten daher sich nach der Menge bequemen. So war auf einmal Athen vor allen Gefahren gesichert, und Minos durfte nicht wagen, es nun zu bekriegen.

Während sein neuer Staat sich befestigte, ging er nach Delphi, dem Apollo zu opfern; und von da begab er sich heimlich nach Naxos, um Ariadnen zu suchen. Vergebens durchstrich er die Insel. Endlich vernahm er von den Bewohnern, daß eine unbekannte Nymphe von schöner Gestalt, entseelt am Ufer des Meers gefunden, und daselbst von ihnen begraben worden. Die Umstände zeigten es klar, daß Ariadne die Nymphe gewesen. Klagend begab sich Theseus an die Ruhestätte derselben, trauerte

über

über ihr Schickſal, und ließ ihr zu Ehren ein Denkmal errichten.

Der Schmerz über ihren Verluſt brachte eine Stimmung in ihm hervor, die ſich von ſeinen vorigen Entwürfen ganz unterſchied, und eine Zeitlang an Gleichgültigkeit grenzte. Kaum befand er ſich wieder in Athen, ſo berief er eine allgemeine Verſammlung aller Bürger des attiſchen Gebiets, und veränderte die monarchiſche Gewalt in eine Volksregierung, wodurch die Mißvergnügten die Hoffnung verloren, ſich von Athen wieder unabhängig zu machen. Zu einer jährlichen Feier dieſer Staatenvereinigung führte er ein Opferfeſt ein, die Panathenäen genannt; lud alle Völker zum Bürgerrecht ein; und theilte die Bürger in Claſſen, deren eine den Adel, die andere den Ackerbauſtand, und die dritte die Städtebewoh-

tebewohner begriff, welche ſich bloß von Künſten und Handwerken nährten. Er ſelbſt behielt ſich, als König, bloß die Aufrechterhaltung der neuen Verfaſſung und den Oberbefehl in Kriegszeiten vor; und ſo bedung er ſich nur das Recht, dem neuen Staate zu dienen.

Athen mit ſeinem Gebiete genoß nun einer dauernden Ruhe; nur Theſeus kannte ſie nicht. Sein Hang Gefahren zu ſuchen und Ruhm durch Thaten zu ärnten, vertrug ſich vollkommen mit dem Beſtreben, Ariadnens Bild aus ſeiner Bruſt zu vertilgen. Er begab ſich demnach aus Athen, um Abentheuer zu ſuchen. Die Amazonen zogen damals die Aufmerkſamkeit des Peloponnes und Joniens auf ſich. Herkules ſelbſt war wider ſie ausgezogen; und Theſeus wandte ſich alſo gegen den Pontus Euxinus,

um

um dem berühmten Aeciden nicht allein die Ehre zu lassen, die Amazonen besiegt zu haben. Es gelang ihm sogar, die Königin derselben in seine Gewalt zu bekommen, und sie nach Athen zu entführen. Willig fand sich Antiope drein, ihr Bette mit Theseus zu theilen; denn nur in der Schlacht widersetzten sich die Amazonen den Männern. Ja sie kämpfte sogar an der Seite ihres Gemahls, als ihre Schwestern Athen ihretwegen mit Krieg überzogen. Da empfand erst Theseus, daß er Antiopen liebe; aber ein feindlicher Wurfspieß tödete sie, als sie eben mit ihm den Sieg über das Heer der Amazonen verfolgte.

Nicht lange nach dieser gewonnenen Schlacht verließ er Athen vom neuen, und lebte von nun an planlos und unstät. Bald erhob er sich durch seinen Heldenmuth zur

höchsten

höchſten Stufe des Ruhms; bald ſank er wieder zum bloßen Abentheurer herab. Wußt' er keiner Gefahr ſich entgegen zu ſtellen, ſo ſpielt' er mit Liebeshändeln, an denen jedoch ſein Herz keinen Antheil nahm. Zeigte ſich dann ihm wieder ein rühmlicher Kampfplatz, ſo verließ er die Beute, die er gehaſcht, und tauſchte die Myrten um Lorbern. So half er dem König von Argos, Adraſt, ſeinen Eidam Polynices wieder auf dem Throne von Theben befeſtigen. So half er dem Meleager den Kalydoniſchen Eber erlegen. So zog er mit Jaſon nach Kolchis, das goldene Vließ zu erobern. Bei allem war Theſeus, wo irgend ein Unrecht zu ſtrafen, ein Feind zu bekämpfen, ein Ungeheuer zu bändigen war, oder auch ſonſt ein Abentheuer ſich fand.

Lange noch hätte Theſeus vielleicht ſich

in

in Thaten geübt, wie ſie Helden geziemen, hätt' er nicht den Pirithous, einen Lapithen, zum Waffenbruder gewählt. Dieſen theſſaliſchen Helden verdroß es, daß Griechenland nur von den Thaten des Theſeus erſchallte. Seiner eigenen Stärke im Kampf ſich bewußt, ſann er auf Mittel mit Theſeus zu fechten, und ſiegend deſſen Ruhm zu erobern. Er ſtieg demnach in die Marathoniſche Ebene hinab, und raubte die Heerden dieſer fetten Gefilde. Entrüſtet über dieſe Beſchimpfung flog Theſeus nach Marathon, des Pirithous Frevel zu ſtrafen. Muthig ſtellte der Theſſalier ſich ihm entgegen; doch kaum hatten beide zum Kampf ſich einander genähert, als ſie, ſtumm ſich betrachtend, aus wechſelſeitiger Achtung, die Luſt zum Streiten verloren, und freundlich einander die Hände boten. Sogleich ward zwiſchen beiden ein Waffenbünd-

bündniß geſchloſſen, und Theſeus begleitete ſeinen neuen Gefährten, deſſen Hochzeit feiern zu helfen. Geladen waren dazu, als Nachbarn, auch die Centauren; aber trunken von Wein ergriffen ſie während des Feſtes die Weiber und Mädchen, um Hochzeit mit ihnen zu machen wie Pirithous ſelbſt. Dieß verdroß den Theſſalier und ſeine Lapithen: ſie ergriffen die Waffen und ſchlugen mit Hülfe des Theſeus die ungezogenen Gäſte wieder in ihre Grenzen zurück.

Pirithous paßte vollkommen zu Theſeus. Die Ruhe war die Feindin von beiden. Wie der Feige Gefahren entrinnt, ſo flohen ſie jene. Nirgends war Anlaß, als Helden zu glänzen; ſie zogen demnach auf Abentheuer umher, um den Muth nicht roſten zu laſſen, und dachten nicht, daß

auch der Heldenruhm roste, wenn der Muth an Freveln und Weibern sich übe.

Griechenland hatte der schönen Mädchen so viele, daß der Ruf einer Schönheit nur außerordentliche Reize bezeichnete, die selbst die Venus zur Eifersucht reizten. Solch eine Schönheit war die berühmte Helene zu Sparta, die nicht bloß Herzen entzündete, sondern wenig Jahre darauf ganz Griechenland in Flammen versetzte. Wie, wenn wir Helenen entführten? sprach Theseus zu seinem Waffengefährten: gelingt uns die That, so entscheide das Loos, wessen Bette sie theile. Wohl! versetzte Pirithous, und beide zogen nach Sparta. Man feierte eben ein Fest der Diana, in deren Tempel die schöne Helene öffentlich tanzte. Wie staunten die Räuber, als sie Helenen erblickten! So wie die Rose dem

Auge

Auge unter den ſchönſten Blumen am lieblichſten blühe, eben ſo reizend blühte die ſchlanke Helene unter den griechiſchen Mädchen. Näher traten nun beide zum Standbild Dianens, welches die holde Nymphe mit leichten Tänzen umſchwebte; und plötzlich umſchlangen ſie beide mit gierigen Armen. Da ſtürzten die Prieſter Dianens herbei, Helenen zu befreien, und die Räuber zu fangen. Aber von jeder Seite ſtieß eine mächtige Fauſt die Prieſter zu Boden; und Theſeus hielt die ſchöne Beute umſchlungen, ihr Liebe verheißend, als ſie ſich ſträubte. Raſch ſchlugen ſich beide durch die Prieſter hindurch, und flohen mit ihr nach Aphidna. Hier warfen ſie um Helenen das Loos, und Theſeus gewann ſie; doch ſchwur vorher einer dem andern, dem Unbegünſtigten ein anderes Mädchen entführen zu helfen. Theſeus ließ im Geheim

ſeine Mutter Aethra herbeiholen, und übergab ihr Helenen zur Obhut. Hierauf zog Theſeus wieder mit Pirithous aus, ſein Heldenwort zu erfüllen.

Nicht minder beinahe durch Schönheit berühmt war Kore, des Aidoneus, Königs der Moloſſer, älteſte Tochter. Komm, laß uns dieſe entführen, ſprach Pirithous: zwar könnte mein Arm ſie erkämpfen, aber lüſterner wird ja das Spiel der Liebe durch Raub. Mag ihres ſtolzen Vaters grauſamer Hund auch noch grimmiger ſeyn als Cerberus ſelbſt, nach welchem er ihn genannt; wir wollen durch Liſt ſchon erlangen, was wir durch Stärke nicht mögen. So ſprach Pirithous, und nahm mit Theſeus den Weg nach Epirus.

Aber ſchon war das Gerücht von der Ent-

Entführung Helenens dem Aidoneus zu Ohren gekommen; und als er nun ſelbſt vom Pirithous und Theſeus keinen Antrag vernahm, mit ſeinem Cerberus kämpfen zu wollen, um die reizende Kore zum Lohn zu erlangen, wie allen Heroen, die ſich um ſie bewarben, geziemte: da ließ er die loſen Geſellen plötzlich gefangen nehmen und ſie mit Feſſeln belaſten. Den Theſſalier warf er hierauf gebunden dem Cerberus vor, der ihn ſogleich vor des Theſeus Augen zerfleiſchte: aber dieſen ließ Aidoneus in einem Gefängniß verwahren, weil ihm die edlere Miene des Helden gefiel, den er ſchon vormals ſeiner Thaten wegen bewundert hatte; denn gern hätt' er ihm ſeine Kore verliehet, wär' er nur nicht als Räuber nach Molloſſis gekommen.

Während daß Theſeus herumzog, ohne

ſich

ſich um Athen zu bekümmern, und nun im Kerker noch minder der Langenweile gewohnte, hatte ſich ſein Verwandter, Mneſtheus, einer der Jünglinge, die er vom Minotaurus errettet, bei allen Ständen Athens um Gunſt und Anſehn beworben, und bald gelang es ihm völlig, den Theſeus vom Throne zu ſtürzen. Caſtor und Pollux naheten ſich mit einem ſtarken Heere der Stadt, und forderten ihre Schweſter zurück, unter Bedrohung des Kriegs. Mneſtheus, der nicht müſſig geweſen, des Theſeus Schritte und Aufenthalt zu erkunden, benutzte den für Athen bedenklichen Vorfall, ihn völlig ſeiner Macht zu berauben. Sehet, ſprach er nun laut zu den Bürgern Athens, in welche Gefahren euch ein Abentheurer verwickelt Wollt ihr noch länger als Sklaven vor ſeiner Herrſchſucht euch ſchmiegen? Eures Gehorſams gewiß, verachtet

achtet er euch und ſtreifet umher, euch Feinde zu wecken, ſtatt euch mit ſeinem Arme zu ſchützen. Entſaget dem Fremdling, der ſich zum Sohne des Aegeus gelogen. Des Peteus Sohn gelobt euch hiermit, den Feind von eurem Gebiete zu entfernen. So trete du an die Stelle des Theſeus, ſprachen die Bürger Athens, und halte was du gelobteſt. Sogleich begab ſich Meneſtheus zu den Tyndariden ins Lager, eröffnete ihnen die Unſchuld und den Entſchluß von Athen, und verſprach den Ort zu entdecken, der Helenen verberge, falls ſie ihn ihrer Freundſchaft und ihres Beiſtands verſicherten. Willig verſprachen ihm beides die tapfern Zwillingsbrüder Helenens, und Meneſtheus wies ſie froh nach Aphidna, von wo ſie dann Sparta wieder mit ihr in Frieden erreichten.

Theſeus

Theſeus befand ſich noch immer im Kerker bei Aidoneus. Immer dachte der König, er ſollte bitten um Freiheit und Leben; aber dem Theſeus kam eine Bitte theurer als beide. Dieß verdroß den moloſſiſchen König; und ſchon war es beſchloſſen, auch ihn dem Cerberus preis zu geben, als eben Herkules, auf der Heimkunft von ſeinen Reiſen begriffen, bei Aidoneus einkehrte. Hier vernahm er mit Unwillen des Pirithous ſchmählichen Tod und die Gefahr, die über Theſeus ſchwebte. Sogleich bat er bei dem König für Theſeus, und erlangte deſſen Freiheit als eine Gunſt, die man bloß einem Herkules bewillige. Theſeus war dankbar; er weihte ſeinem Erretter die meiſten Beſitzungen, die er von den Athenienſern empfangen, und machte ſich nun auf den Weg nach Athen.

Wie erſtaunte er, als er ſeine Entthronung erfuhr! Auf eine kleine Parthei ſich verlaſſend, hofft' er ſich bald durch ſeine Gegenwart wieder empor zu ſchwingen; aber er ward mit ſichtbarer Kälte empfangen. Auch war er nicht mehr der liebenswürdige Held, für welchen vormals Athen eben ſo viel Liebe als Bewunderung empfand. Mit rauhem Ungeſtüm forderte er ſein Erbtheil zurück; doch Niemand achtete ſeines Begehrens. Endlich beſchloß er Gewalt zu brauchen, aber ganz Athen ſtand gegen ihn auf. Rache ſchnaubend entwich er, und fluchte feierlich der treuloſen Stadt, deren zweiter Schöpfer er war.

Noch beſaß er auf Skyros, wo Lykomedes regierte, einiges Land, das er von Aegeus als Erbtheil empfangen. Dort beſchloß er zu hauſen, bis ſich das Schickſal ihm gün-

ſtiger

ſtiger zeige, oder ſonſt eine rühmliche Aus-
ſicht ſich öffne. Aber Menestheus kam ihm
zuvor, und erſuchte den König der Inſel,
den Theſeus aus dem Wege zu räumen.
Leicht war Lykomedes zu dieſer ſchändlichen
That zu bereden, weil es ihm hart ankam,
ſo ſchöne Beſitzungen wieder herauszugeben,
deren er ſchon ſo lange ſich angemaßt hatte.
Auch ſchien es ihm bedenklich, einen Nach-
bar zu haben wie Theſeus. Freundlich em-
pfing er ihn zwar auf ſeinem Gebiete, und
ſtellte ſich willig, ihm ſein Erbtheil und
mehr noch zu geben, als er verlangte; aber
ſogleich dacht' er auf Mittel, den Theſeus
zu morden. Nach einem königlichen Mahle,
womit er ihn gaſtfrei bewirthete, und wo
beide einander beim vollen Becher ſich
Freundſchaft gelobten, führte er ihn auf ei-
nen hohen Berg, um ihm die Ausſicht über
ſein ganzes Erbtheil zu zeigen. Theſeus un-
bekannt

bekannt mit tückiſchen Ränken, ahnete nicht, was ihm bevorſtand. Sie ſtiegen immer höher und höher bis an die Spitze des Berges. Siehe, dieß iſt dein dir gebührendes Erbtheil, ſprach nun der ſchändliche Lykomedes, noch immer in traulichem Tone, und ſtürzte den unbefangenen Theſeus, den kein Gedanke von Argwohn zur Vorſicht bewog, plötzlich vom ſchroffen Felſen hinab.

Dieß war das Ende des griechiſchen Helden, deſſen Thaten den Dichtern Stoff genug zur Begeiſterung gaben. Noch itzt horchet die Nachwelt gern den Geſängen, in welchen der Name Theſeus erſchallet. Noch itzt iſt ſeine Geſchichte ein geliebter romantiſcher Stoff für Dichter und Künſtler.

Aber auch ſeinen Zeitgenoſſen blieb der Name Theſeus in harmoniſchen Einklang

mit

mit Freiheitsliebe und Heldengefühl. Kaum war die Nachricht von ſeinem Tode in Athen erſchollen, ſo erwachte beim Volke die vorige Liebe zu ihm; daher nach des Mneſtheus Tode vor Troja, Demophon, ein Sohn des Theſeus, ihm folgte, deſſen Nachkommen von ihm den attiſchen Thron ererbten. Je weiter ſich Theſeus den ſpätern Athenienſern aus dem Geſichte verlor, in deſto größerem Glanze erſchien der Heroe: da ſtrahlten nur die Wunder aus der Dämmerung der Vorwelt hervor, und ſeine Schwächen ſchwanden dem Auge, das nur an die Darſtellung ſeiner edleren Züge gewöhnt war, und gern die matten Flecke verzieh, die hie und da den romantiſchen Lichtglanz bedeckten, in dem er erſchien. Nach ſieben Jahrhunderten ward er ſogar vom Orakel zu Delphi gleichſam zum Schutzgott Athens erklärt; denn als die Athenienſer

wäh-

während des Kriegs mit den Perſern das Orakel befragten, erhielten ſie den Befehl, die Gebeine des Theſeus zu ſammlen, und ſie an dem ehrenvollſten Orte Athens zu verwahren. Das Unternehmen war ſchwer. Wer unterſchied nach ſo vielen Jahrhunderten die Gebeine des Theſeus von andern Gebeinen? Ja ſelbſt darnach zu forſchen, war ſchwierig wegen der Barbaren, ſo dieſe Inſel bewohnten. Doch Cimon, des Miltiades Sohn, unternahm es, mit einem Heere nach Skyros zu gehen, und des Theſeus Gebeine zu ſuchen. Auf die Weigerung der Inſelbewohner, in ſein Begehren zu willigen, griff er ſie an, eroberte die Inſel, und machte ſie völlig zur Wüſte. Niemand von den Bewohnern wußte von einem Grabmal des Theſeus. Einer von ihnen erzählte jedoch von dem Gerippe eines Helden, den einſt, nach einer veralteten Sage, in der

graue-

grauesten Vorzeit ein König von Skyros vom Felsen gestürzt, neben welchem ein Schwerdt und ein Helm sich befände. Cimons Blut bewegte sich schneller bei dieser Entdeckung; mit Ungeduld forschte er nach der Stätte, welche so ehrwürdige Gebeine beherbergte. Da erfuhr er mit pochendem Herzen, daß eine unzugängliche Schlucht sie verwahre, in welche nur Adler sich mit ihren Schwingen hinabsenkten, um ihre Schnäbel, wie man bemerket, an dem daneben liegenden Schwerdte zu schärfen. Eilig ließ er sich auf die Höhe des Bergs führen, von welcher man allein, wenn man über den Abgrund sich beugte, das Gerippe wahrnehmen konnte. Ein aufsteigender Adler bezeichnete gleichsam dem Cimon den Ort, wohin er seine Augen zu richten habe. Bei den Göttern, dieß sind die Gebeine des Theseus, rief Cimon freudenvoll aus: aber wer vermag,

mag, gleich dieſem Adler, in die Felſentiefe hinab zu dringen! — Nach mancher beſchwerlichen Mühe ward endlich, nicht ohne Gefahren, auf den unwegſamen Gebirgen ein anderer Standpunkt in niedrerer Richtung gefunden. Hier ließ ſich Cimon, vermittelſt zuſammengebundener Schiffſeile, in die offene Felſengruft des Heroen hinab und brachte Gebeine und Waffen glücklich empor.

Hoher Jubel erfüllte Athen, als ein Waffenträger des Cimon auf dem Markte verkündete, Cimon habe die Gebeine des Theſeus gefunden, und nähere ſich bereits mit denſelben der Stadt. Mit einem vermiſchten Schauer von Ehrfurcht und freudiger Rührung, eilten ſogleich die Athenienſer dem glücklichen Finder entgegen. Stolz auf ſeine ehrenvolle Laſt trug Cimon die ehrwürdigen Gebeine in einer Vaſe, zwiſchen den

Reihen

Reihen des gerührten Volks, welches ſich in feierlicher Stille hinter ihm anſchloß, auf ſeiner Schulter einher. Wie verſchieden waren die Empfindungen, welche dieſe wunderbare Begebenheit in den Gemüthern hervorbrachte! Männer dachten dabei, nach dem Ausſpruch des Orakels, der dauernden Wohlfahrt Athens. Jünglingen pochte, bei Erwägung der Thaten des unſterblichen Helden, das Herz voll Muths und Vaterlandsliebe. Mädchen dachten ſich ihn in ſeiner ſchönen Jünglingsgeſtalt, und wie er, um Ariadnens Bild aus ſeinem Herzen zu tilgen, auf Abentheuer verfiel. Knaben von früherem Alter, deren jugendlicher Einbildungskraft die Schrecken des Labyrinths verſchwebten, beweinten den edelmüthigen Helden, oder beſtreueten den Pfad, auf welchem Cimon langſam einher ging, mit Cypreſſen und Lorbeerzweigen. Alles dankte den Göttern, und vollbrachte den glücklichen Tag unter Opfern.

Das Madonnenbild.

Das Madonnenbild.

Nicht weit von dem alten Thraſimeniſchen See, im Gebiete des heutigen Perugia, lebte ein alter Landmann größtentheils von dem geringen Ertrage eines Weinbergs und eines Olivenwäldchens, die beide kaum ergiebig genug ſchienen, ihm und ſeiner zahlreichen Familie die nöthigen Bedürfniſſe zu verſchaffen, wenn auch der anſehnliche Erbzinß, den der Eigenthümer der kleinen Beſitzung, ein Edelmann von Perugia, alle Jahre mit ſtrenger Pünktlichkeit einforderte,

gänz-

gänzlich weggefallen wäre. Der arme Mann genoß nichts von dem lieblichen Muscatweine, den er selbst erbauete, und nicht viel mehr von den übrigen Früchten, die sein ämsiger Fleiß von dem Boden erzwang. Er lebte mit den Seinigen fast ganz von Kastanien, die, so köstlich sie auch dem Ausländer scheinen, für täglichen Genuß nur eine ärmliche Nahrung sind. In der ganzen fruchtbaren Gegend umher war der kleine Landstrich, den er im Schweiß seines Angesichts bauete, einer der undankbarsten: aber dafür war er mit Reizen der Ansicht und Aussicht geschmückt, die jedes heitere Auge entzücken mußten. Die näheren Hügel waren schön in einander gruppirt, und hinter denselben dehnte sich ein höheres Gebirge in die Höhe, dessen Umrisse die Natur mit verschwindender Hand gezogen hatte. Die Fruchtbarkeit der niedern Berge, mit ihren man-

mannichfaltigen Fruchtbäumen, in der Höhe von Pignen umkränzt, ſtach von den mehr oder minder bewachſenen Häuptern der hohen Gebirge vortheilhaft ab. Das reine azurne Blau des heiterſten Aethers, der ſich mit dem deutſchen Himmel ohngefähr wie die Kornblume mit dem Vergißmeinnicht vergleichen läßt, verſchönerte alle Gegenſtände umher und tauchte ſich mit ihnen in den lieblichen See, deſſen ſpiegelnde Fläche drei Inſeln unterbrachen, auf welchen das Auge ruhen konnte, um wieder, geſtärkt, auf dem weiten Gebiete dieſer reichen Naturſchönheiten umher zu ſchweifen. Der farbige Duft in den fernen Gebirgen war eine Miſchung von röthlich ſpielendem Veilchenblau, das in viele abſtufende Tinten zerfloß, worin bald der röthliche, bald der bläuliche Ton vor dem andern hervorſpielte. Selbſt die Schattentiefen erhielten durch

dieſes

dieſes Farbenſpiel eine Klarheit, welche über das Ganze Verſchmelzung und Weichheit verbreitete.

Von ſo viel Herrlichkeit umgeben, lag die Hütte des armen Landmanns, den vielleicht mancher begüterte Wandrer beneidete, welcher, ergriffen von ſeinen ſchwärmeriſchen Gefühlen, hier nur von Idyllen träumte, und das Glück des Landlebens in dem verſchönerten Lichte ſah, wie die Dichter es ſchildern. Ihm ſcheinet oft die niedrigſte Hütte beneidenswerther, als das reizendſte Landhaus, weil ſeine Einbildung alle die ſorgloſen Freuden hinein verlegt, die in ſeine ſchwärmende Vorſtellung, der er unvermerkt ſeinen eigenen, oder doch einen blühenden ländlichen Wohlſtand unterſchiebt, gewöhnlich verwebt ſind. Aber wie ſelten entwickelt ſich ein ſolches erhöhtes Gefühl

in

in den Herzen der ärmeren Landbewohner, und wie viel seltner wird es, falls es entkeimt, durch ländlichen Ueberfluß genährt und gepflegt! Nur dann ist ein ländliches Glück bei unverdorbenen Menschen zu suchen, wenn sie, von fremden Wünschen befreit, durch ihre Thätigkeit mehr noch erzielen, als ihr Bedürfniß erheischt, und wenn nicht dringende Noth von ihnen fordert, ihre edleren Erzeugnisse, ohne selbst davon zu genießen, mit Seufzen an Andere zu veräußern.

In diesem letztern Falle war der Bewohner der armseligen Hütte, in welcher wir uns itzt, ohne alle romantische Vorstellung, umsehen wollen. Die Kinder nähren sich begierig von einem dünnen Fladen, aus gestampften Kastanien geknetet, die ihre tägliche Nahrung sind, an welchem die kränkelnde

kende Mutter, mit dem Säugling an der Brust, einigen Antheil nimmt, während der von der Arbeit entkräftete Vater, ohne Eßlust, auf seine Gattin und seine neun Kinder, von welchen das älteste erst zwölf Jahre gezählt, sorgenvoll hinblickt, und mit innerer Wehmuth an die Zukunft denkt. Bloß seine Armuth hindert ihn, glücklich zu seyn, denn seine Gattin und Kinder, die er so herzlich liebt, machen den einzigen Gegenstand seiner Klagen und Wünsche aus.

Der arme Mann sah nichts von der herrlichen Gegend umher; sein Auge war von Kummer getrübt, und überall, wo er es zum schönen blauen Himmel empor hob, schwebten die umdüsternden Sorgen seines Herzens dazwischen. Die Zeit kam immer näher, wo er seinen Erbpacht zahlen sollte, und dieß Jahr war nicht so ergiebig gewesen

sen

ſen als andere Jahre; ſein gutes Weib hatte lange gekränkelt, und er ſelbſt an einer Verrenkung des Fußes mehrere Wochen gelegen, wodurch er, noch etwas durch Arbeit zu erſchwingen, gänzlich verhindert worden war. Der Erbherr, das wußte er, nahm keine Entſchuldigung an, und blieb aufs ſtrengſte bei der Bedingung des Erbpachts; denn es hatte ihn ja die treue Gattin, nach ſo manchen Verfolgungen, verächtlich von ſich gewieſen. Was war demnach von einem ſolchen Menſchen zu hoffen? Noch mangelte beinahe die Hälfte zur Zahlung: und nirgends war Ausſicht, die fehlende Summe durch fremde Hülfe ergänzt zu ſehen. Er zählte bereits die Tage, wo er die bisherige Wohnung verlaſſen ſollte, ohne zu wiſſen, wohin er ſich wenden könnte, um ſeine Frau und Kinder zu nähren.

Was aber dieſe Sorge noch drückender machte, war die ſich überall einmiſchende Verachtung über ſeine und ſeiner Gattin ſchwache Geſundheit. Er fühlte, er würde nicht lange mehr für die Seinigen leben, und in ſo mißlicher Lage wohl bald unter der harten Arbeit erliegen. So weh es ihm that, ſein liebes Weib und den muntern Haufen ſeiner guten Kinder verlaſſen zu müſſen, ſo hätte er ſich doch gern darüber zufrieden gegeben, wenn nur die Mutter geſünder geweſen wäre, den armen Kleinen zur Stütze zu bleiben. Es iſt um einige Jahre gethan, fiel ihm beruhigend ein, ſo können die beiden älteſten Jungen ſchon etwas durch Arbeit gewinnen, und mittlerweile wachſen die andern heran. Doch bald verſchwand die tröſtende Ausſicht, die heiterſte, die ſeine Phantaſie zu erzeugen vermochte; denn ach! das Leben des ſchwächlichen Weibes ſchien

das

das seinige schwerlich überdauern zu können, so viel hatten ihr die Mutterpflichten bei schlechter Nahrung und stillem Kummer an ihrer Gesundheit gekostet. Sie siechte schon längst, und dennoch säugte sie noch ihr jüngstes Kind mit den letzten nahrhaften Säften ihres welkenden Körpers.

Eines Abends, als er unter so traurigen Betrachtungen, von seinen Kindern umschwärmt, mit seinem Weibe schweigend vor der Hütte saß, und sich alles recht schmerzlich dachte, wie es kommen könnte, kam ihm auf einmal der weise Einsiedler in die Gedanken, der auf dem hohen Gebirge seiner Nachbarschaft wohnte, und der von Allen gepriesen ward, die bei ihm gewesen, sich Rath und Trost bei ihm zu holen. Dieser wackere Greis hatte so manchem Kranken geholfen, das war ihm bewußt, und längst schon

ſchon hatte er ſich vorgenommen gehabt, ihn zu Rathe zu ziehen, aber dringende Arbeit hatte ihn bisher daran verhindert; denn weit genug war es doch immer hin, ſo nahe auch das Gebirge zu liegen ſchien. Der folgende Morgen ward nun feſt dazu beſtimmt, und mit anbrechendem Tage verließ er muthlos ſeine Hütte, und trat die beſchwerliche Reiſe wie ein Mann an, der wenigſtens noch den letzten Schritt verſuchen will, wenn er ſchon wenig oder nichts davon zu hoffen wagt.

Der Einſiedler wohnte auf dem hohen Gebirge nach Cortona zu, geſchieden von allen Menſchen, bis auf einen alternden Diener, den er jedoch mehr als Freund behandelte. Tiefer am Berge befanden ſich einige Hütten, deren Bewohner unter ſeinen Befehlen ſtanden, und ihn mit Allem verſorgten, was er immer bedurfte. Kein Menſch

in

in der ganzen Gegend wußte, wer dieſer Einſiedler war, und woher er gekommen: nur ſein menſchenfreundliches Weſen war in der ganzen Gegend bekannt. Er war keiner von denen, die von den Gaben Anderer lebten; er gab vielmehr den Dürftigen ſelbſt, nahm nichts für die Arzeneien, die er den Kranken reichte: aber Niemand wußte, woher ihm das käme, was er für ſich und Andere brauchte. Man ſah bloß von Zeit zu Zeit einen Fremden bei ihm einſprechen, der ihm auf Maulthieren Gepäcke zuführte, und einen bekannten Mönch aus der Nachbarſchaft, deſſen er ſich zu ſeiner Andacht bediente. Dieß war die einzige Kunde, die ſich auf ſein geheimnißvolles Daſeyn bezog, und die in der ganzen Gegend bekannt war.

So hatte der ehrwürdige Einſiedler

ſchon

ſchon dreißig Jahre in dieſer einſamen Freiſtatt verlebt, und war in mehrerer Rückſicht ein Wohlthäter der Gegend geworden. Kein Wunder, wenn viele Bewohner derſelben von ihm beinahe wie von einem Heiligen ſprachen! Ein vormaliger Biſchoff von Perugia hatte den Ruf des frommen Mannes mit ſcheelen Augen betrachtet, und ihn unter ſeinen Stab zu beugen geſucht; allein ein ernſter Befehl von Rom hatte geboten, den andächtigen Fremdling in ungeſtörter Ruhe und freier Ausübung ſeiner Wohlthätigkeit zu laſſen.

Seit dieſer Zeit lebte er an ſeinem gewählten Zufluchtsorte in ungekränkter Unabhängigkeit; denn er hatte gleich anfangs einen beträchtlichen Strich an dieſem Gebirge, der einige fruchtbare Thäler enthielt, als Eigenthum erkauft. Da er die mittä-

gige Lage dieſer Beſitzung, die vor der Tramontana geſchützt war, zu mancherlei Pflanzungen tauglich und fruchtbar hielt, ſo zog er bald einige gute Landleute an ſich, die ſeine Abſicht befördern halfen, und ſo entſtand nach und nach noch eine kleine zerſtreute Kolonie von zufriednen Menſchen in ſeiner Nähe, die jedes urbare Plätzchen am Berge, ſeinen Wünſchen gemäß, zu benützen wußten. Die Leute, die zum erſten Mal dieſe Höhen betraten, waren von dieſem fleißigen Anbau ganz überraſcht, und der beſchwerliche Weg, der zuweilen ſich ziemlich ſteil in die Höhe zog, wurde ihnen dadurch aufs angenehmſte verkürzt. Oben auf der Höhe ſtand die niedere aber geräumige Hütte des Einſiedlers, wenig verſprechend von außen, aber von innen bequem und reinlich. Noch weit über die Gebiete von Perugia und Cortona reichte die Aus-

ſicht

ſicht hinweg, und von einer höhern Spitze des Bergs konnte man ſogar das adriatiſche Meer entdecken. Unter dieſer Spitze bildete der Berg eine Art von Keſſel, der zu einem Garten benützt war, und vornen an der jähen Seite des Felſen, nach Oſten zu, ſtand eine kleine Capelle von rohen Steinen und Baumſtämmen erbaut.

Es war natürlich, daß der merkwürdige Einſiedler, nachdem er in der umliegenden Gegend bekannter geworden war, allgemeine Aufmerkſamkeit erregte, und viele Neugierige herbeizog. Allein dieß war gerade ſeiner Abſicht entgegen, denn er wollte ſein Leben in einer völligen Abgeſchiedenheit von der Welt zubringen. Er vermied alſo die Beſuche der Fremden und Vornehmen, ſo viel es ihm möglich war, und ſo blieben ſie endlich von ſelbſt weg. Aber Armen und

Kran-

Kranken, die ſeiner Clauſe ſich nahten, entzog er ſich nie, und endlich ward es ihm ganz zum Bedürfniß, ſeinen Hang zum Wohlthun gleichſam in eine Art von Gewerbe übergehen zu laſſen. Beſonders waren ſeine Arzeneien für die umliegende Gegend von dem preislichſten Werthe, da es an geſchickten Aerzten faſt gänzlich mangelte. Einen einzigen Tag im Jahre war er für Niemanden ſichtbar, nicht einmal für ſeinen vertrauten Diener; er vollbrachte ihn bloß unter Faſten und Beten.

Gerade an dieſem Tage kam der arme bedrängte Mann, den wir unter Zweifeln und Sorgen auf dem Wege gelaſſen hatten, bei der kleinen Kolonie des Einſiedlers an, und erfuhr zu nicht geringem Leidweſen, daß der Einſiedler heute nicht zu ſprechen ſei. Er hatte alſo den Weg vergeblich gemacht,

und die Arbeit verſäumt, ohne ſeinen Wunſch, den Einſiedler wenigſtens geſprochen zu haben, dießmal erfüllt zu ſehen; und bis den andern Morgen zu warten, ſchien ihm unmöglich, weil ſeine Gattin ſeinetwegen bekümmert ſeyn möchte. Der eine Bergbewohner, der von ſeinen Klagen gerührt war, reichte ihm einige Stärkung, und rieth ihm dann vollends hinaufzuſteigen, und mit des Einſiedlers Diener zu reden. Der gute Mann befolgte dieſen Rath mehr aus Willfährigkeit gegen den, der ihn gegeben hatte, als aus eigenem Antrieb.

Als er den Berg erſtiegen hatte, und Niemanden um die Hütte des Einſiedlers erblickte, ging er auf die Capelle zu, und fand ſie offen. Mit ſchwerem Herzen warf er ſich nieder und betete. Nach einer Weile hob er den ſchweren Blick zu einem Madonnenbilde

nenbilde empor und ſeufzte. Schöner und göttlicher hatte er ſelbſt in Perugia weder Madonna noch Kind geſehen. Ihm ſchien es, als ſtrömte Tröſtung und Ruhe von dieſem Bilde herab, und ſo kniete er lange in tiefem Anſchaun verloren.

Der Diener des Einſiedlers hatte ihn ſchon eine geraume Zeit in dieſer Stellung betrachtet, ohne von ihm bemerkt zu werden. Endlich wurde er ihn gewahr, und ſogleich erhob er ſich von den Stufen des Altars, um ihm die Abſicht ſeiner Ankunft zu eröffnen, und wie er bereits mit Bedauern vernommen, daß er den weiſen Mann nicht ſprechen könne, auf deſſen Hülfe er doch in ſeiner traurigen Lage ſein ganzes Vertrauen geſetzt habe. Der alte Diener rieth ihm bis morgen zu warten und in der Berghütte zu übernachten, wo er eingekehrt war:

war; allein der arme Pilger wendete ihm mit so nachdrücklicher Versicherung ein, er könne sein liebes kränkliches Weib seinetwegen unmöglich so lange in Sorgen lassen, daß der Diener sogleich für ihn eingenommen wurde, und ihm durch tröstende Theilnahme alles entlockte, was seinen häuslichen Zustand betraf, und woraus die reine Herzensgüte des armen Mannes sichtbar hervorleuchtete.

Der Diener bestand darauf, daß er bis morgen warten solle, und versprach ihm, da er ohnedieß Jemanden in seine Nachbarschaft senden müsse, seiner Gattin wissen zu lassen, daß er heute nicht kommen werde, weil er den Einsiedler erst morgen sprechen könne. Nach langer Ueberlegung gab er endlich nach, und der Diener verließ ihn, um die Botschaft zu besorgen.

Der arme Mann kehrte indeſſen zur Capelle zurück, und kniete nochmals vor dem Bilde nieder, ohne beten zu können. Ihm war es, als ob ſeine Thekla, wie er ſie heirathete, einige Aehnlichkeit mit dieſem Bilde gehabt hätte. Itzt verglich er ihr blaſſes Geſicht, ihr mattes Auge, ihren erſchlafften Körper mit ihrer vormaligen jugendlichen Schönheit. Welch ein Unterſchied! Aber jene ſanften Züge, die vormals ſein Herz ergriffen, hatte ſie noch immer; nur daß ſie itzt eine entgegengeſetzte Wirkung in ihm hervorbrachten. Sonſt rührten ſie ihn bis zum Entzücken, und itzt bis zur innigſten Wehmuth. Dieſe Vergleichung erregte ſeinen Kummer auf das lebhafteſte, und er verſank in ſchmerzliche Empfindungen, die feuriger zu Gott redeten, als es Worte vermocht hätten.

Ende.

Endlich kam der Diener des Einsiedlers zurück, und hieß ihn nach vollendetem Gebete in den Garten kommen, um einige Stärkung zu sich zu nehmen. Dort trafen sie nach einer Weile wieder zusammen, und das Herz des bewegten Mannes fühlte sich erleichtert, als es die ganze Fülle desselben in ein anderes ergießen konnte, das einer wahren Theilnahme fähig war. Am meisten schien ihn der Wunsch zu beschäftigen, daß, wenn auch er selbst, bei seinem geschwächten Körper und den mühseligen Arbeiten, auf kein langes Leben mehr rechnen dürfe, wenigstens seine Gattin ihre Gesundheit wieder erhalten möchte, damit seine armen Kinder doch die Mutter behielten und nicht ganz älternlos würden. Der Diener tröstete ihn, so gut er konnte, ließ sichs angelegen seyn, seinen Gast zu erheitern und gut zu bewirthen, und der übrige

Tag

Tag verging unter Gesprächen und Besuchen bei den Hüttenbewohnern des Einsiedlers.

Ein sanfter Schlaf, wie er ihn lange nicht mehr gehabt, hemmte die Unruhe seiner Erwartung bis zum andern Morgen. Das sanfte Madonnenbild schwebte ihm im Traume vor, und es war kein Wunder, daß seine Phantasie das Ideal desselben mit dem jugendlichen Bilde seiner Thekla zusammenschmolz, und daß Rückerinnerungen an seine glücklichern Tage der Madonna ein sanftes Lächeln für ihn liehen, was ehemals der Geliebten seines Herzens angehört hatte. Aber der gute Mann hielt dieses Traumgesicht für eine glückliche Vorbedeutung, ohne die Erscheinung näher zu prüfen. Er glaubte, die heilige Jungfrau sei ihm erschienen, und hab' ihm Muth und Hoffnung für die Zukunft

kunft einflößen wollen, welches auch für den Augenblick die erwünſchteſte Wirkung bei ihm that. Er hoffte itzt mit Zuverläſſigkeit, daß er von dem Einſiedler für ſeine und ſeiner Gattin Geſundheit die ſicherſten Rettungsmittel erhalten werde, und konnte die Stunde kaum erwarten, zu welcher ihn der Diener des heiligen Mannes in die Capelle beſchieden hatte.

Sie erſchien endlich, und er trat mit freudigem Herzen in die Capelle. Das Traumgeſicht war ihm ſo lebhaft geblieben, daß er ſich eine vollkommene Vergleichung anzuſtellen getrauete. Es war ganz das nämliche Geſicht, bis auf das Lächeln des Mundes; aber es ſah ſo gütig auf ihn herab, daß es gerade ſo hätte lächeln müſſen, wenn dieß einem Bilde möglich geweſen wäre. Er brachte ſchon voraus ſein herzliches

ches Dankopfer dar, und sah sich von Zeit zu Zeit nach dem Einsiedler um, der noch immer nicht erscheinen wollte.

Nach geraumer Zeit kam der Diener und meldete ihm, daß er sich bis gegen Mittag gedulden müsse, ohne eine weitere Ursache hinzuzufügen. Dieß war freilich keine angenehme Botschaft für den Mann, der so gern wieder zu seiner Frau und zu seinen Kindern zurück geeilet wäre. Aber was war da weiter zu thun, als die bestimmte Zeit in Geduld zu erwarten. Wenigstens konnte er doch des Abends wieder bei den Seinigen eintreffen. Seine Einbildungskraft war so geschäftig, ihm die angenehmsten Aussichten vorzuzaubern, daß ihm die Zeit nicht halb so lang wurde, als sie ihm den Tag vorher gewähret hatte.

Endlich

Endlich rückte die Stunde heran, wo ihn der Diener in die Wohnung des Einsiedlers einführte. Der ehrwürdige Alte saß in einem Lehnstuhle und reichte ihm freundlich die Hand. Er befragte ihn über seine körperlichen Beschwerden, und der arme Mann ging ziemlich schnell darüber hin, um nur von den übeln Gesundheitsumständen seiner Gattin zu reden. Der Einsiedler schien mehr auf die seinige zu achten, und dieser bemühte sich immer, seine Aufmerksamkeit auf die ihrige zu lenken. Er bat ihn auf das dringendste ihr zu helfen, und zeigte, ohne die Veranlassung dazu zu entdecken, ein so festes Vertrauen auf seine Arzeneien, daß der gerührte Greis, der alles bestätigt fand, was ihm schon sein Diener von ihm gesagt hatte, demselben mit Hand und Mund versprach, alle seine Kräfte aufzubieten, um seine und seiner Gattin

Gesund-

Gesundheit wieder herzustellen. Hierauf hieß er ihn nach dem Essen wiederkommen, um die Arzeneien abzuholen, und rief seinen Diener, daß er ihn indessen bewirthen sollte.

Nach geendigter Mahlzeit ließ ihn der Einsiedler wieder zu sich rufen, und gab ihm einige Arzeneien, mit den dazu gehörigen Verhaltungsregeln. Außer diesen verordnete er die Entwöhnung des Kindes und einige Zeit darauf nahrhafte Brühen von Schildkröten, bis auf weitere Verfügung. „Vielleicht," sprach er, „kann ich euch beide gesund machen. Ich weiß wohl eine Arznei, die aus dem Grunde heilt, aber sie würde für jedes von euch funfzig Scudi kosten, und so viel werdet ihr freilich nicht aufbringen können. Doch braucht nur indessen diese, wie ich euch gesagt habe, und

komint

kommt in acht Tagen wieder zu mir, um mir von euerm Befinden Nachricht zu geben. Eher dürfet ihr aber nicht kommen, weil ihr die Wirkung dieser Arzeneien erst abwarten müsset.“ Hiermit entließ er ihn, und ging weg, ohne eine Antwort abzuwarten.

Der arme Mann wäre sie ihm wohl eine lange Weile schuldig geblieben, denn die funfzig Scudi waren ihm schwer aufs Herz gefallen. Er verließ die Hütte und dankte dem Diener mit einem Händedruck, der mehr sagte, als alles, was er hätte vorbringen können. Unruhiger als jemals ging er wieder zur Capelle hin, und trat dann, ohne länger zu verweilen, seinen Rückweg an.

Er befand sich schon am Fuße des hohen Bergs, als er sich seiner Betrachtungen und Gefüh-

Gefühle wieder bewußt war. Von einer Arzenei zu wiſſen, welche die Kraft beſaß, ſeine ſehnlichſten Wünſche zu befriedigen, und ihrer doch nicht habhaft werden zu können, war der herrſchende Gedanke, der alle übrigen verdrängte. Sein Traumbild war wie in einen Nebel gehüllt; zuweilen erhaſchte er es wieder, und dann ſchien ſich ſein Muth aufs neue zu beleben. Aber ein Blick auf ſeine Lage und die Worte des Einſiedlers engten ihm immer das Herz von neuem ein. Vielleicht, dachte er wohl dazwiſchen, helfen auch dieſe Arzeneien, und wiederholte ſich dabei alles, was der Einſiedler dazu verordnet hatte; allein er wußte einmal, daß es eine Arzenei gab, die weit ſicherer wirkte. Ein Franciskaner, der ihm begegnete, blieb ſtehen, und wollte ſich mit ihm in ein Geſpräch einlaſſen; allein er hielt ihm nicht Stand. Laßt mich eilen,

ehrwür-

ehrwürdiger Vater, sagte er mit einem Tone, welcher bei Jedwedem Antheil erregt hätte, daß ich zu den Meinigen komme, denn ich habe noch weit, und die Sonne sinkt schon gegen die Berge. Der Franciskaner schwieg und sah ihm nach; und mit eilfertigen Schritten zog jener seine Straße fort. Der schöne Spiegel des hellen Sees ward immer matter, und die Abenddämmerung fing schon an der Nacht zu weichen, als er an seiner Hütte anlangte.

Die ältesten Kinder saßen vor der Thüre und jauchzten laut auf, wie sie den Vater erblickten. Die besorgte Gattin, welcher der liebe Mann gar zu lange blieb, brachte eben die jüngsten Kinder zu Bette, als sie den lauten Jubel vernahm. Mit offenen Armen stürzte sie ihm entgegen, und schien so munter und froh, wie er sie schon lange

nicht

nicht mehr gesehen hatte. Ihr Lächeln frischte den Traum der verflossenen Nacht wieder auf; er betrachtete sie mit stillem Vergnügen, ließ sich aber nichts von seiner Erscheinung merken. Die kleinern Kinder krochen wieder aus ihren Lagern hervor, den Vater zu herzen, und die größeren drängten sich mit Getöse um ihn herum. Auf dem Tische stand ungewöhnliche Kost aufgetragen, die zu seiner Erquickung bereitet war, worüber er große Augen machte. Sogleich dankte ihm die freundliche Gattin für die reichliche Sendung, und nach stummer Verwunderung über diesen Dank erfuhr er erst, daß der Bote, den der Diener des Einsiedlers gesandt, ihr alles das, und noch mehr dazu, in seinem eigenen Namen überbracht habe.

Mit inniger Wärme pries er nun den guten

guten Diener, und wollte eben zu erzählen anfangen, als ihn die Gattin zum Essen nöthigte. Erzähle nachher! sagte sie nach ihrer freundlichen Art. Aber die Kinder ruhten nicht eher, als bis er ihnen den Einsiedler und seine Wohnung beschrieben hatte. Nach verzehrtem Abendbrod gingen die Kinder zu Bette, und nun nahm der Mann, der in diesen Augenblicken aller Sorgen vergaß, sein liebes Weib auf den Schooß, um ihr zu erzählen, was der Einsiedler verordnet und was er ihm für Hoffnungen gegeben habe. Allein die Gattin, die seine Liebkosungen herzlich erwiederte, unterbrach ihn vorher mit den Worten: Nun laß sehen, wer mehr Trost zu geben hat, ob ich, oder du!

Diese Rede machte ihn aufmerksam, allein sein Weib fragte ihm nun eines nach dem

dem andern ab, und ließ ihm keine Zeit, über ihre Erklärung wieder Fragen an sie zu richten. Er wiederholte alles, was ihm der Einsiedler gesagt und verordnet hatte, und verschwieg auch nicht, was derselbe von der theuern Arzenei erwähnt hatte, die von Grund aus heile, seufzte aber hoch empor, daß er außer Stand sei, eine solche Summe dazu aufzubringen.

In diesem Augenblick sprang die Frau von seinem Schooße auf, lief nach einem Schranke zu, holte ein zusammengeknüpftes Tuch herbei, und legte es mit Nachdruck auf den Tisch. Da, lieber Mann, sagte sie lächelnd, sieh nach, ob dieß Tuch einen bessern Trost enthält. Sogleich stand er auf, befühlte das Tuch und sah ihr starr ins Gesicht. Er fühlte, daß Geld darin war, und wußte nicht, was er davon denken sollte,

Oeffne es nur, sagte sie noch freudiger lächelnd, es ist alles unser; der liebe Gott hat es uns beschereet. Wir können nun unsern Pacht bezahlen, und dann bleiben noch immer sechszig Scudi übrig, die du auf deine Gesundheit wenden kannst. Seine Verwunderung war immer höher gestiegen, und die Frau entfaltete nun das Tuch, um ihn völlig zu überzeugen. Aber wie bist du zu allem diesem Gelde gekommen? fragte endlich der Mann mit immer zunehmendem Erstaunen, als sie das Geld vor ihm ausbreitete. Das will ich dir gleich erzählen, sagte sie; doch du bist müde, setze dich nur erst. Und hiermit setzte sie sich wieder auf seinen Schooß, und schlang ihren Arm um seinen Nacken.

Heute Vormittags, hub sie an, ohngefähr eine Stunde vor Essenszeit, trat ein Fran-

Franciskaner ins Haus, und bat um ein Stückchen Brod und einen frischen Trunk, weil er ganz abgemattet sei, und diesen Morgen noch nichts zu sich genommen habe. Ich nöthigte ihn in die Stube, und sagte ihm, daß ich ihm heute glücklicher Weise einige Stärkung reichen könne, dergleichen uns sonst selbst etwas seltenes sei, weil wir uns bloß mit Kastanien und etwas Brod behelfen müßten und Wasser unser einziges Getränke wäre. Er bezeigte sich sehr dankbar dafür, genoß aber nicht viel, gab sich mit den Kindern ab, und fragte mich, ob mir nicht wohl sei, was mir eigentlich fehle, und ob ich einen guten und fleißigen Mann habe. Ich antwortete ihm auf seine Fragen, und sagte ihm, daß du nur zu viel arbeiten müßtest, und daß du eben um unsrer beider Gesundheit willen zu dem Einsiedler gegangen seiest, und mir gestern, weil du

dort

dort hätteſt warten müſſen, alles dieſes geſchickt hätteſt, was ich ihm hier vorſetzen könnte. Von dem Einſiedler ſchien er nichts zu wiſſen; er muß alſo wohl weit her ſeyn. Der gute Mönch that ſehr mitleidig und machte auch mich ganz weichmüthig, ſo daß ich ihm nach und nach unſern ganzen Zuſtand entdeckte. Ich ſagte ihm, daß wir nächſtens würden ausziehen müſſen, weil du nur die Hälfte des Pachtgeldes hätteſt zuſammenbringen können, und weinte darüber, daß wir nun nicht wüßten, wo wir hin ſollten, und daß mir dieſer Ort einmal lieb geworden wäre, weil ich mit dir immer hier gelebt hätte. Er wiſchte ſich die Augen einmal über das andere, und meinte, der liebe Gott würde uns ſchon helfen. Ach ja! ſagte ich, wenn nur mein Mann geſünder wäre! Er hat ſich durch zu vieles Arbeiten geſchadet, und der heimliche Kummer, den er ſich nicht

merken

merken lassen will, thut auch das seinige. Er sieht wohl, daß es mit mir nicht lange mehr währen kann; und ich wollte gern sterben, wenn nur er recht gesund wäre, damit unsere armen Kinder wenigstens den Vater behielten. Das werden sie noch lange, sagte darauf der Mönch, und die Mutter dazu. Euch fehlet nichts als weniger Sorgen, und bessere Nahrung, um gesünder zu werden: das sehe ich aus allem, was ihr mir angegeben habt. Aber laßt nur den Muth nicht sinken, und vertraut auf Gott, dann wird alles gut gehen. Zum augenscheinlichsten Beweise nehmt hier dieß Päckchen Geld zu euch, was mir ein wohlhabender Mann eingehändiget hat, um es unter Nothleidende zu vertheilen. Ich glaube den Willen des Gebers nicht besser erfüllen zu können, als wenn ich euch die ganze Summe zustelle. Sie wird hinreichend

seyn,

seyn, euer Pachtgeld zu ergänzen, und das Uebrige benütze zu Wiederherstellung eurer Gesundheit und zu besserer Nahrung. Hiermit reichte er mir die Hand und ging, ohne mir Zeit zu lassen, ihm gehörig zu danken. Draußen hat er alsdenn noch mit den Kindern gesprochen und sie ermahnt, fromm und gut zu bleiben. — Sieh, lieber guter Mann, wie uns Gott auf einmal aus aller Noth geholfen hat. Sprich nun, hab' ich dir nicht guten Trost gebracht?

Ja wohl, sagte der Mann; und das alles hast du durch dein gutes sanftes Wesen bewirkt. Nein, erwiederte die Frau, das giebt uns Gott um deinetwillen: du hast immer so redlich für mich und unsere Kinder gesorgt! — Ach! was hast du erst als Mutter gethan! versetzte der Mann. Ja, ja, rief er mit Feuer aus, der Segen kömmt durch

durch dich. Er gedachte eben ſeines Traums, drückte das liebe Weib feſt an ſich, und fuhr mit Begeiſterung fort: du mußt und wirſt deinen Kindern bleiben. Morgenden Tages gehe ich wieder zum Einſiedler, und bringe ihm funfzig Scudi, um dich wieder ganz geſund zu machen.

Es erfolgte nun ein edler Wettſtreit zwiſchen beiden. Die Frau wollte die funfzig Scudi für den Mann angewendet wiſſen, und der Mann für die Frau. Sie ſtritten ſich lange darüber, und jedes glaubte die triftigſten Gründe für ſich zu haben. Laß uns nun zu Bette gehen, ſagte die Frau: du biſt müde, und der Kleine läßt mich auch noch eine Weile ſchlafen. Ich will alles thun, was der Einſiedler verordnet hat, und du mußt auch thun, was ich von dir verlange. Morgen mehr davon! verſetzte der

Mann.

Mann. — Wie ruhig war der Schlaf der guten Leute!

Am andern Morgen ſtand der Mann früh auf, um wieder zum Einſiedler zu wandern, und ihm die funfzig Scudi zu bringen; aber über das Knarren des Schranks, in welchem ſich das Geld befand, erwachte die Frau. Sie gab ſich alle Mühe ihn zurückzuhalten, und ſtellte ihm vor, der Einſiedler hab' ihm ja geſagt, er ſolle unter acht Tagen nicht wieder kommen, und da ſie willens ſei, den kleinen Jungen heute zu entwöhnen, wie der Einſiedler verordnet habe, ſo möchte er ſie doch nicht allein laſſen; überhaupt ſei es ja beſſer, die Wirkung der mitgebrachten Arzeneien erſt abzuwarten, um alsdann reiflicher zu überlegen, was weiter zu thun ſei. Nur mit vieler Mühe brachte ſie den Mann von ſeinem

Vor-

Vorhaben ab, aber unter allen Gründen, die sie anführte, war die Entwöhnung des Kindes der einzige, der seine Wirkung that.

Die beiden Eheleute waren über das Glück, was ihnen zu Theil geworden, ausserordentlich vergnügt. Die unerwartete Hülfe, die Aeußerungen des Einsiedlers, und die trostreichen Worte des Franciskaners frischten ihren Muth wieder auf. Der Mann glaubte sehr bestimmt zu wissen, woher ihnen dieser unsichtbare Beistand käme, aber er wagte es noch nicht, seiner Gattin das Geheimniß zu entdecken, zumal da sie, seiner Meinung nach, so vielen Antheil daran hatte. Er wähnte nun seinen Traum immer besser zu verstehen, und diese Zuversicht legte ihm so aufmunternde Verheißungen gegen seine Gattin in den Mund, daß sie endlich selbst wieder zu hoffen anfing.

Die

Die Verordnungen des Einſiedlers wurden auf das genaueſte befolgt, und beide glaubten davon ſchon merkliche Erleichterung zu ſpüren.

Die beſtimmten acht Tage waren nun vorüber. Der Mann ſchien ſeiner Frau der funfzig Scudi wegen nachzugeben, ſteckte ſie aber doch im Geheim zu ſich, mit dem Vorſatz, ihr gar nicht merken zu laſſen, daß dieß die theuere Arzenei ſei, die er ihr mitbringen wollte, und mit dieſer Entſchließung machte er ſich vergnügt auf den Weg. Als er bei der Wohnung des Einſiedlers angekommen war, ging er zuerſt in die Capelle, um ſeine Andacht zu verrichten und die ſchöne Madonna zu ſehen. Aber wie erſtaunte er, als er ihr Geſicht ganz verändert fand! Es war nicht mehr das holdſelige Geſicht voll ſtiller und ſanfter Erhabenheit; es

war

war ein hübſches freundliches Geſicht, wie er ſchon mehrere Madonnenbilder geſehen hatte. Das ganze Gemälde ſchien ihm anders, ob er ſich gleich, weil er das vorige Mal auf die Nebendinge nicht Acht gehabt hatte, die Verſchiedenheiten nicht angeben konnte. Dieſe Entdeckung ſtörte ihn in ſeinem Gebete, ohne daß ſein Dankgefühl den mindeſten Antheil daran hatte.

Da Niemand kommen wollte, ging er dann gerade auf die Hütte des Einſiedlers zu. Indem trat der Diener heraus und hieß ihn freundlich willkommen. Der gute Mann konnte ſeinem Freunde das Glück, was ihm begegnet war, nicht vorenthalten, und machte ihm eine umſtändliche Erzählung von den Begebenheiten der letzten acht Tage, worüber ihm der Diener ſeine Freude bezeugte. Dieſer meldete ihn hierauf beim

Ein-

Einſiedler an, und holte ihn nach einer Weile zu ihm ins Zimmer.

Der ehrwürdige Alte nahm ihn dießmal mit noch größerer Güte auf als das vorige Mal, und fragte ſogleich, ob alles, was er ihm und ſeiner Gattin verordnet habe, ſtreng befolgt worden ſei, und ob ſie ſich darauf leidlich befunden hätten. Die Antwort fiel bejahend aus. Der Einſiedler verſprach ihm nun noch andere Arzeneien und gab ihm die beſte Hoffnung. Deſſen ungeachtet erinnerte ihn der Pachter an die theure Arzenei, von der er neulich geſprochen, und erzählte ihm ſeinen Glücksfall mit aller Offenherzigkeit. Hierauf legte er ihm die funfzig Scudi auf den Tiſch, und bat, ihm dieſe untrügliche Arzenei für ſeine Gattin zu geben. Der Einſiedler rieth ihm, dieſes Geld lieber auf ſeine eigene Geſund-

ſundheit zu verwenden, weil ein Vater ſo vielen Kindern immer noch unentbehrlicher ſei, als eine Mutter. Er blieb aber dabei und meinte, vielleicht erhielte ihn Gott noch eine Zeitlang, und dann wüchſen ſeine älteſten Söhne heran, die alsdenn ſeine Stelle vertreten würden. Der Einſiedler fragte ihn hierauf, ob es ihm denn nicht hart ankomme, die Seinigen zu verlaſſen? Da drangen ihm die Thränen aus den Augen, und mit zitternder Stimme betheuerte er, daß er an dieſen Augenblick nicht denken dürfe, aber es könne nun einmal nicht anders ſeyn. So eben fällt mir noch ein Gedanke bei, ſprach der Einſiedler: wie wäre es, wenn ihr noch funfzig Scudi von eurer Pachtſumme nähmet? Vielleicht hätte der Monſignor Nachſicht mit euch, wenn ihr ihm wegen des ſchlechten Jahrs Vorſtellungen machtet; und geſetzt, ihr müßtet auch

euern Pachtort verlaſſen, ſo hättet ihr doch für eure Geſundheit geſorgt, könntet arbeiten, und vielleicht wieder auf ein anderes Grundſtück kommen. Nein, ehrwürdiger Herr, erwiederte er mit Kopfſchütteln: das wäre nicht ehrlich gehandelt, und um einen ſolchen Preis möchte ich meine Geſundheit nicht erkaufen. Der liebe Gott hat mir ſichtbar aus dieſer Noth zu helfen geſucht, und ich wäre ſeiner Hülfe nicht werth, wenn ich ſie mißbrauchte. Vielleicht hilft er mir auch wieder zu Kräften, wenn ihr mir nur ſonſt Mittel und Wege dazu an die Hand gebet.

Edler, rechtſchaffener Mann, rief der Einſiedler mit freudiger Rührung aus, indem er ſich von ſeinem Lehnſtuhle erhob, ihr verdient geſund und glücklich zu ſeyn, und mit Gott ſollet ihr beides werden. Mein Vorſchlag war nur Prüfung. Nehmet

euer

euer Geld zurück; ich hoffe eure und eurer Gattin Gesundheit völlig wieder herzustellen, denn aus allem sehe ich, daß bloß der Kummer und schlechte Nahrung sie zerrüttet haben. In Zukunft sollet ihr, so viel es Menschenkräften erlaubt ist, davon befreiet bleiben. Von heute an seid ihr mein Erbpachter, ohne daß ihr euern Wohnplatz verändern dürfet. Ich habe das Grundstück vor wenig Tagen an mich gekauft, um euch Erleichterung zu verschaffen. Selbst euern dießjährigen Pachtzinß hab' ich mir zurechnen lassen. Ich erlasse euch hiermit denselben nicht nur für dieses, sondern auch für einige folgende Jahre, bis ihr im Stande seyn werdet, euch besser zu nähren. Benützet itzt die Summe, die ihr in Händen habt, zu kräftigern Nahrungsmitteln und zu Anstellung eines Arbeiters, und das, was ihr in einigen folgenden Jahren erübrigen könnet,

net, verwendet auf die Verbeſſerung des Grundſtücks, welches, wie ich höre, noch lange nicht genug bearbeitet und angebauet iſt. Eure bisherige Denkungsart iſt mir Bürge, daß dieſer Glückswechſel keinen nachtheiligen Einfluß auf eure Gemüthsart und auf eure Wirthſchaft haben werde.

Lange war dem guten Mann die Zunge vor Erſtaunen und unausſprechlichem Dankgefühl gebunden. Er warf ſich ſeinem Wohlthäter zu Füßen; aber dieſer mochte ihn keinen Augenblick in dieſer Stellung dulden, ſondern hob ihn väterlich auf, und überließ ihn dem Diener, damit er ſich wieder erholen möchte. Wie wohl dieß alles ſeinem Herzen that, läßt ſich nicht ausdrükken. Er mußte aber verſprechen, Niemandem etwas von dieſen Verhältniſſen zu ſagen. Man ließ ihn nicht ungeſättiget hinweg.

weg, und der Einſiedler übergab ihm dann neue Arzeneien, deren ordentlichen Gebrauch er ihm nachdrücklichſt empfahl.

Bevor er den Rückweg antrat, ging er noch einmal in die Capelle, theils aus wirklichem Drang zu beten, theils um das Madonnenbild noch einmal zu betrachten. Es blieb wie vorher; es war keine Spur mehr von dem Ideale vorhanden, was er vormals geſehen, und was er ſeitdem in ſeinem Herzen mit ſich herum trug.

Zwiſchen wechſelnde Empfindungen und Betrachtungen getheilt, kam er dießmal geſtiger nach Hauſe, als das erſte Mal. Er fiel ſeiner Gattin um den Hals, und theilte ihr unter Freudenthränen den ganzen Umfang ſeines Glücks mit. Kaum hätten ſie es beide zu ertragen vermocht, wäre nicht

ihre Dankbarkeit und Freude in die ſüßeſte Pflichterfüllung übergegangen. Alles, was der Einſiedler geboten, ward auf das pünktlichſte befolgt. Nach und nach erhielt der Mann ſeine verlornen Kräfte wieder, und ſein liebes Weib blühte allmählig wieder auf. Sobald ſie es vermochte, machte ſie ſich mit ihren älteſten Kindern ſelbſt auf den Weg, um den Einſiedler ihre Dankbarkeit zu beweiſen. Dieſe Beſuche wurden von beiden Eheleuten wechſelſeitig fortgeſetzt, und beide ſahen ſie gleichſam als fromme Wallfahrten an. Das Grundſtück hob ſich immer mehr, und nach ein paar Jahren war der Ertrag deſſelben merklich geſtiegen. Der ehrliche Pachter trug nun beim Einſiedler ſelbſt darauf an, daß er mit künftigem Jahre wieder Pacht von ihm nähme; aber er ſetzte dieſen Zeitpunkt noch weiter hinaus. Der edle Greis erlebte ihn nicht. Die Trauer über

ſeinen

ſeinen Tod, als er nach und nach in der Gegend bekannt wurde, war allgemein; aber äußerſt betrübend für alle, die an ſeinen Wohlthaten den meiſten Antheil gehabt hatten. Unſer Ehepaar wurde zu ſeiner Beerdigung beſchieden, und eilte, ihm dieſe letzte Pflicht zu erweiſen.

Vermöge ſeines Teſtaments ward ſein Diener der Erbe ſeiner Beſitzung; nach deſſen Tode aber erhielten die Koloniſten, die er angeſiedelt hatte, ihren Bezirk als Eigenthum, dem Diener ſelbſt ſollte in dem übrigen Theile der zweite Sohn unſers Pachters folgen. Dieſer aber überkam ſchon gegenwärtig ſeinen Pachtſitz als Erbgut für ſich und ſeine Kinder.

Nach einiger Zeit veranlaßte der Erbe des Einſiedlers, der dieſe Familie ſehr lieb gewon-

gewonnen hatte, zwiſchen der älteſten Tochter derſelben und einem Sohn eines dortigen Koloniſten eine Heirath, die er ganz als ſein Werk betrachtete, ungeachtet ſich die jungen Leute ſeit der letzten Weinleſe ſchon im Geheim gewählt hatten. Ueberhaupt ſuchte der gute Alte den Verluſt ſeines Herrn, ſo viel als möglich, zu erſetzen, und fuhr fort, allen denen, die Vertrauen zu ihm hatten, auch fernerhin Arzneien zu reichen.

Eines Tages, als derſelbe die Pachterfamilie auf ihrem Eigenthum beſuchte, und das Andenken ihres Wohlthäters, über deſſen Geſchichte der alte Diener ein ewiges Stillſchweigen beobachtete, dankbar gefeiert ward, entwickelte ſich, daß der Franciskaner, der die Gattin des nunmehrigen Beſitzers mit der bewußten Summe beſchenkt

hatte,

hatte, ein Abgesandter des Einsiedlers gewesen war, der von ihm zu Erkundigungen und Vertheilungen seiner Wohlthaten gebraucht wurde. Da sie einmal so vertraut beisammen soßen, und das Lob des Einsiedlers ihre einzige Unterhaltung war, fühlte der glückliche Gatte und Vater auf einmal das Bedürfniß, sich seines Geheimnisses wegen des Madonnenbildes zu entledigen. Er schilderte das Bild, wie er es zum ersten Male gesehen, und wie es ihm darauf im Traume erschienen sei, wo es ihm, wie vormals seine jugendliche Gattin, zugelächelt habe, und hielt alles für eine wunderbare Erscheinung, da ihm das Bild nachher ganz anders vorgekommen und auch immer so geblieben sei.

Der Erbe des Einsiedlers lächelte, als er den Irrthum seines Freundes bemerkte, und

und klärte ihm nun das vermeinte Wunder auf. Das ſchöne Madonnenbild, was er vormals geſehen hatte, war ein Meiſterſtück von Raphael, um welches der vormalige Erbherr dieſer Beſitzung, der ein großer Liebhaber von Gemälden war, ſich ſchon längſt die größte Mühe gegeben hatte. Das herzliche Mitleiden mit der armen Pachterfamilie bewog nun den Einſiedler, ihm das Bild, ſo ungern er ſich auch davon trennte, unter der Bedingung anzutragen, falls er auf dieſes Grundſtück mit ihm in Handel treten wolle. Der Monſignor griff mit beiden Händen zu; der Handel ward ſogleich in Ordnung gebracht, und ein Madonnenbild von Carlo Maratti, das mit jenem ohngefähr von gleicher Größe war, in den Kauf bedungen. Auf dieſe Weiſe hatte zwar das ſchöne Madonnenbild zum Wohl dieſer Familie mitgewirkt, aber freilich nicht

auf

auf die wunderbare Weiſe, wie der Vater derſelben vermuthet hatte.

Das ſchöne Madonnenbild von Raphael hängt noch zu Perugia in dem Pallaſte des Monſignor, der ihn ſchon ſeit geraumer Zeit ſeinem Sohne vererbt, zwiſchen zwei Gemälden von Peruaino, welche hinlänglich darthun, daß Raphael an ihm einen bedeutenden Lehrmeiſter hatte, und der Haushofmeiſter, der die Gemächer zeigt, erzählt den wenigen Fremden, welche das Bild aufſuchen, bei Betrachtung deſſelben, die Geſchichte der glücklich gewordenen Pachterfamilie.

Der Ruf in die Stadt.

Der Ruf in die Stadt.

Wer ſeine Welt um ſich her nicht ſelbſt zu bilden vermag, und ſich darin kein Gebäude häuslichen Glücks zu errichten verſteht, wird nie eine wahre Zufriedenheit fühlen. Sein Wirkungskreis gleicht dann einem Grundſtück, deſſen ungewiſſe und ſtreitige Grenzen ſich in die Gebiete eiferſüchtiger Nachbarn verlieren, die ihm nicht ſelten Verdruß und Unannehmlichkeiten bereiten, und ihn ſogar im Genuß des unbeſtrittenen Eigenthums ſtören. Wenn aber die wahre Weisheit des

Lebens

Lebens in das Streben und Wirken des Menſchen verwebt iſt, dann gleicht der Kreis ſeiner nützlichen Thätigkeit einem fruchtbaren Garten, in deſſen Umzäunung er ſich eine friedliche Hütte erbaut, worin es ihm wohl iſt. Zwar koſten Beſtellung und Wartung des Bodens ihm Arbeit und Mühe; doch das Gedeihn ſeiner Pflanzung macht ſie ihm leicht; und zwiſchen Ausſaat und Aernte erzieht er noch manche liebliche Blume, die ſeinen Garten verſchönert und ihm Vergnügen gewährt.

So war der Wirkungskreis des Pfarrers zu Grünborn beſchaffen. Dieß beträchtliche Dorf erſtreckt ſich faſt über eine halbe Stunde in einer vortrefflichen Aue zwiſchen fruchtbaren Fluren hin, und wird in der Länge von einem fiſchreichen Flüßchen durchſchnitten, welches ohngefähr eine

Vier-

Viertelſtunde davon, aus einem reizenden Thale herabkömmt. Auf allen Seiten, wo man das Dorf durchwandert, erblickt man den ländlichen Wohlſtand, und ſowohl Gärten als Felder tragen das unverkennbare Gepräge der Thätigkeit ſeiner Bewohner. Als Rittergut nennt man Grünborn eines der ſtärkſten im Lande, und wegen noch anderer dazu gehörigen Dörfer wird auch die Pfarrei für eine der beſten gehalten.

Von dieſer Seite betrachtet war alſo der Pfarrer Sembach glücklich zu preiſen. Auch wußten die übrigen Pfarrer der Gegend bei ihren Zuſammenkünften den reinen Ertrag ſeines Amts ſehr gut zu berechnen; nur von den Beſchwerden deſſelben und von den Verdienſten des Mannes ſprachen ſie nicht. Sembach dankte dem Himmel für ſeine glückliche Lage; aber ſo ſehr er auch

den

den Werth eines reichlichen Einkommens kannte und dieß zu benützen verstand, so pries er sich doch noch glücklicher, weil es ihm so nach Wunsche gelungen war, auf seine Gemeine zu wirken, und in allem Betracht ihr Lehrer und Wohlthäter zu werden. „Und wenn ich morgen den Ruf in die Stadt als Superintendent erhielte,“ sprach er zuweilen im frohen Eifer, wenn er mit Andern über seine Verhältnisse redete, „so schlüg' ich ihn sicherlich aus.“

Sembach hatte sein Amt als eine verdiente Belohnung erhalten. Er war der Lehrer des itzigen Besitzers gewesen, und hatte ihn zur hohen Schule begleitet. Nach glücklich vollendetem Erziehungsgeschäft ertheilte ihm der alte Graf mit großer Zufriedenheit die so eben erledigte Pfarrei, und gab ihm überdieß ein beträchtliches Geschenk

zu ſeiner wirthſchaftlichen Einrichtung, welches ihm trefflich zu Statten kam, da wenigſtens die Hälfte der Pfarr-Einkünfte aus dem Ertrage der Landwirthſchaft floß, und die Uebernahme des guten Beſtands von der Wittwe keine unbedeutende Summe erfoderte.

Der neue Pfarrer gefiel den Bauern, ſowohl durch ſeinen Sprachton als durch ſeine Geſtalt und durch ſein gutes Benehmen: ein günſtiger vorbereitender Umſtand, um deſto ſichrer auf ſie zu wirken. Sembach freute ſich auch minder des behaglichen Lebens als dieſer glücklichen Lage ſeiner Beſtimmung. Er ſah gleichſam einen doppelten Wirkungskreis vor ſich, wiewohl er ſehr gut wußte, daß es im Grunde nur ein einziger war, nämlich ſeine Pfarrkinder glücklicher und beſſer zu machen. Sein guter

Wille

Wille gründete ſich nichts weniger als auf ſchwärmeriſche Begriffe, ſondern auf eine aufgeklärte Erkenntniß ſeiner Pflicht; und ſeine Einſichten vermochten denſelben auf eine kluge Weiſe zu leiten, und durch mancherlei Kenntniſſe, die er ſich zu erwerben nicht verſchmäht hatte, auch gehörig zu unterſtützen. Da ihm der alte Graf ſchon früh die Ausſicht eröffnet hatte, künftig einmal eine Landpfarrei zu erhalten, ſo war es ihm ein unterhaltendes Nebengeſchäft geweſen, von allen Theilen der Landwirthſchaft und von den gelungenen Fortſchritten in derſelben ſo viel zu erlernen, als es ihm durch gute Schriften, Unterredungen mit Landleuten und eigene Beobachtungen möglich geweſen war, um vielleicht auch einſt von dieſer Seite ſeiner Gemeine nützlich zu werden. Als er darauf mit ſeinem Zögling die hohe Schule zum zweiten Male bezog, benutzte

nutzte er diese Gelegenheit, sich einige Kenntnisse von der Arzeneiwissenschaft zu verschaffen, um wenigstens in bekannten und gewöhnlichen Fällen einige Hülfe leisten zu können, oder doch über die Erfüllung der Vorschriften des Arztes mit einiger Einsicht zu wachen.

Dieß alles konnte nun Sembach bei seinem erlangten Wirkungskreise trefflich in Anwendung bringen; allein er kannte die Stimmung der Bauern und ihre Vorurtheile zu gut, als daß er mit dieser Absicht sogleich hervorgetreten wäre. Er mußte sich erst ihr Vertrauen gewinnen, und dieß glaubte er dadurch am besten zu bewirken, wenn er vorher zu ihnen selbst ein freundliches Zutrauen äußerte. Er zog daher die erfahrensten unter ihnen zu Rathe, und schien sich hierin vollkommen auf sie zu verlassen.

laſſen. Dieß gefiel dieſen Leuten, und ſein gutes Betragen hatte einen ſo kräftigen Einfluß auf ſie, daß ſie ihm allen möglichen Beiſtand verſprachen.

Vor allen Dingen bemühte ſich Sembach, ſeinen Amtspflichten mit wahrem Eifer Gnüge zu leiſten. Seine Predigten waren ſo gut überdacht und wurden von ihm ſo überzeugend vorgetragen, daß ſie ſelbſt von einer gebildeten Gemeine entſchiedenen Beifall erhalten hätten, und doch war alles ſo einfach und faßlich darin, daß ſeine Bauern ſich wunderten, wie er das alles ſo deutlich zu machen verſtünde. „Das iſt ein anderer Prediger, wie unſer voriger Pfarrer!“ ſagten ſie dann zu einander: „Er ſpricht ſo natürlich, als wenn er mit unſer einem von Landwirthſchaft redete.“

Die

Die Schule fand Sembach in sehr schlechten Umständen. Der Schulmeister war alt, und hatte auch jung nicht viel zu dieser Stelle getaugt. Er war im Hause des Grafen Bedienter gewesen, und hatte sie, weil sie nicht schlecht war, als eine sichre Versorgung erhalten, ohne daß dabei erwägt worden wäre, ob auch die Schule versorgt sei. Sembach nahm sich daher des Unterrichts an, und ertheilte den wichtigsten selbst; und als nach anderthalb Jahren der alte Schulmeister starb, wußte er es durchzusetzen, daß von den beträchtlichen Kirchen-Einkünften noch etwas zu einer Besoldungs-Zulage bewilliget wurde, um einen tüchtigen Mann zu bekommen. Diesen fand er auch bald, und mittelst seiner Bemühung wurde die Schule nunmehr in die beste Verfassung gesetzt, und war nach einiger Zeit keine bloße Anstalt für den gewöhn-

wöhnlichen Unterricht mehr, sondern zugleich für die sittliche Bildung und für mancherlei Kenntnisse, welche den Kindern bei ihren künftigen Verhältnissen trefflich zu Statten kamen. Des Schulmeisters Gattin eröffnete zugleich für die Mädchen einen Unterricht im Spinnen, Stricken und Nähen; und so war weit und breit für die zweckmäßige Bildung der Landjugend nirgends besser gesorgt als in Grünborn.

Eines Sonntags, gleich nach geendigter Gottesverehrung, schlug der Blitz in die Scheune eines Bauers und zündete. Die Flamme nahm überhand, und drohte, sobald sich ein heftiger Wind erhob, dem ganzen Dorfe gefährlich zu werden. Sembach eilte noch in dem Priesterrocke herbei, um thätige Hülfe zu leisten. Die Feuerspritze versagte den Dienst, und die dazu bestimm-

ten

ten Waſſergefäße waren zum Theil nicht zu brauchen. Schon ſtand auch der Scheunengiebel des Nachbars in Glut; die Bauern ſchleppten Waſſer in Menge herbei, allein ſie konnten damit den Brand nicht erreichen. Hier iſt nichts mehr zu thun als niederzureißen, rief Sembach, ſonſt ergreift die Flamme ein Haus nach dem andern. Er hatte Mühe, die Bauern zu dieſem Schritt zu bewegen; denn der Beſitzer der Scheune wollte nicht willigen, weil er ſie noch immer zu retten hoffte: allein den übrigen leuchtete endlich der Rath ihres Pfarrers ein; ſie ergriffen die Haken, und riſſen die brennenden Scheunen nieder. Nun konnte das Löſchen erſt nützen; und kaum war die lodernde Glut nur einigermaßen geſchwächt, ſo erhob ſich ein heftiger Wind, der die Flamme, wie nun alle behaupteten, gewiß noch weiter verbreitet haben würde, wenn

ſie

ſie ſich nicht ſogleich des Feuers durch Niederreißung bemächtiget hätten. Sembach benützte dieß allgemeine Urtheil, um die Gemeine zu vermögen, die Zerſtörung der Scheunen als ein Opfer fürs Ganze zu betrachten, und den Abgebrannten die Wiederaufbauung derſelben erleichtern zu helfen. Alle, die um ihn waren, bezeigten ſich willig dazu, und übernahmen es auch, die übrigen zu gewinnen. Da dieſer Vorfall ſich noch im Frühling ereignete, ſo war der Verluſt nicht beträchtlich, und zur Aernte ſtanden die Scheunen ſchon wieder da. Die Feuergeräthe wurden nunmehr in beſſern Zuſtand geſetzt, und Sembach brachte den alten Grafen dahin, daß er, um künftiges Unglück zu verhüten, das Gut noch mit einer tüchtigen Feuerſprütze verſah.

Auf dieſe Weiſe vermehrte ſich die Achtung

tung und Liebe der Bauern gegen ihren würdigen Pfarrer von Tage zu Tage. Er war noch mit manchen Entwürfen beschäftiget, die er stets im Auge behielt; allein er ließ sich nicht eher etwas davon merken, als bis er glaubte, daß alles zu gehöriger Reife gediehen. Um einen gewissen Zweck zu erreichen, bemühte er sich in Gesprächen den Saamen dazu auszustreuen und die größere Anzahl der Bauern nach und nach einzeln auf seine Seite zu bringen. Er besuchte bald diesen, bald jenen, und bat dann jeden, ihn wieder zu besuchen, welches gewöhnlich des Sonntags nach der Kirche geschah; und bei solchen Gelegenheiten wußte er ihnen viel von andern Gegenden zu erzählen, welches den Bauern nicht wenig gefiel. Er that dieß zuweilen, ohne weiter ein Urtheil darüber zu fällen, oder sonst eine Vergleichung anzustellen, und so ahneten sie nicht,

was er damit beabſichtigen wollte. Fiel ja einem bei, eine Anwendung davon auf ſeine Gegend zu machen, ſo ſtellte Sembach nicht ſelten Hinderniſſe dagegen auf, die er jedoch, nach Befinden, eine Zeitlang beſtritt oder ſelbſt wieder vernichtete, je nachdem ſich der andere dafür oder dawider erklärte, und immer ward dann der gute Gedanke, hier etwas ähnliches zu thun, von ihm geprieſen, und demjenigen, der ſich dafür auf eine günſtige Weiſe geäußert hatte, als ein Verdienſt angerechnet.

So gelang es ihm endlich, daß er ſeiner Gemeine eine größere Liebe zum Obſtbau einflößte, der bis dahin faſt ganz vernachläſſiget worden war. Er hatte gleich anfangs den Grund zu einer Baumſchule gelegt, und ſich junge tragbare Obſtbäumchen kommen laſſen, womit er ſeine verwilderten Pfarrgär-

ten

gärten bepflanzte. Die Bauern sahen ihm zu, wenn er pfropfte oder impfte, und dann berechnete er, wie viel seine Gärten nach fünf bis sechs Jahren ihm abwerfen müßten. Zehen Meilen davon, erzählte er ihnen, sei eine Gemeine, die jährlich einige tausend Thaler aus guten Obstarten ziehe. Da horchten denn freilich die Bauern und wunderten sich, und erzählten es andern, wenn sie nachher in die Schenke kamen. Allmählig fing schon einer und der andere an, seinen Garten zu mustern, und nach ein paar Jahren sah Sembach fast alle Gärten bepflanzt, wobei er selbst den Bauern auf mehr als eine Weise die thätigste Hülfe geleistet hatte. Nur schüttelten sie die Köpfe, als er auch anfing, auf seine Felder Bäume zu setzen: sie warnten ihn alle und meinten, das Getreide könne nicht wachsen, wenn einst die Bäume größere Kronen bekämen.

Er

Er aber erzählte ihnen von mehreren Gegenden, wo die Felder nicht nur mit gewöhnlichen Obstbäumen, sondern sogar mit Nußbäumen bepflanzt wären, und dennoch das schönste Getreide trügen. „Und gesetzt," sprach er dann, „es stünde zuweilen auch etwas dünner unter den Bäumen, so werfen doch diese, wenn sie einst groß sind, zehnmal mehr ab, als an Getreide verloren wird."

Er erlebte bald das Vergnügen, auch hie und da junge Bäume auf den Feldern wahrzunehmen. Einige Bauern hatten sie mit ziemlicher Ueberzeugung gepflanzt; andere bloß um des Pfarrers willen, mit dem geheimen Vorbehalt, sie mit der Zeit wieder umzuhacken, wenn sie dem Getreide Schaden thun sollten; und noch andere, um damit gegen diese schädliche Neuerung dem klaren

klaren Beweis zu führen. Das Jahr darauf wollten diejenigen, die noch keine gesetzt hatten, doch auch eine Probe damit machen, und so wurde in mehrern Gegenden der Dorfbesitzungen eine bedeutende Anzahl junger Obststämme gepflanzt. Des Pfarrers Bäume hatten schon hübsche Kronen und trugen bald Früchte: die ungläubigsten unter der Gemeine beschlichen zuweilen seine Fluren, um nachzusehen, wie das Getreide unter denselben stünde — und den Herbst darauf sah man auch auf ihren Feldern Bäume. „Hätte man es doch nicht glauben sollen," sagten die Bauern nach einigen Jahren, „daß der Herr Pfarrer Recht haben würde!"

Diese gelungenen Versuche und die so sichtbare Sorgfalt ihres würdigen Pfarrers, ihr Wohl auf alle mögliche Art zu befördern,

fordern, flößte ihnen nunmehr ein unbedingtes Vertrauen gegen ihn ein. Einige, welche noch einige Zeit lang den bessern Unterricht in der Schule genossen, waren seit kurzem selbst zu Bauergüthern gelangt, und wurden treue Verfechter so nützlicher Neuerungen, wie sie bereits von den meisten erprobt worden waren. Mehrere faßliche Schriften, die Sembach den jüngern Bauern geliehen, waren schon ziemlich in Umlauf gekommen. Sembach wagte nunmehr nach solchen Vorbereitungen einen noch wichtigern Schritt, und that ihn mit allem möglichen Nachdruck. Die Gemeine besaß einen unübersehbaren Anger, der ihren Heerden mehr zum Spaziergang als zur wirklichen Weide diente, und sie noch hungriger wieder heimschickte, als sie gewöhnlich hinaus gekommen waren. Sembach that also den Bauern den Vorschlag, das Vieh in

den

den Höfen zu behalten und den Anger zu theilen, um Futterkräuter zu bauen und ebenfalls Bäume darauf zu pflanzen, die gemeinschaftlich blieben und einst durch Verpachtung für sie eine beträchtliche Summe versprächen. Er unterstützte diesen Vorschlag mit einer Beredsamkeit, die alles, was mehrere Bauern dagegen zu äußern bereit waren, wieder in sie zurückdrängte. Sie sahen sich unter einander an und verstummten. Jeder wartete darauf, was der eine oder andere vorbringen würde, aber keiner wagte zu sprechen. Sembach stellte ihnen noch vor, wie sie vor allen andern Dörfern umher sich künftig eben so sehr durch Wohlstand auszeichnen würden, als gegenwärtig durch Klugheit, wenn sie den Rath, den er ihnen so wohlmeinend ertheilte, befolgen würden. Er bat sie, ihn reiflich in Ueberlegung zu ziehen, und sich dann gemeinschaft-

ſchaftlich mit einander darüber zu berath-ſchlagen. Hierauf überließ er ſie ihren Bedenklichkeiten und Zweifeln und ging mit klopfendem Herzen nach Hauſe.

Der Sommer war ſchon zur Hälfte vorüber, und noch war nichts in der Sache beſchloſſen. Einige waren nun wohl für die Theilung des Angers gewonnen, allein der größere Theil war noch immer dagegen. Endlich nahte das Aerntefeſt. Sembach hielt eine Predigt voll wahrer Salbung und zeigte, daß Gott nur ſegnen könne, wenn Menſchen ſich der Mittel bedienten, die er ihnen durch eigene oder Anderer Einſichten zuwies, und enthielt ſich dabei auch der geringſten Anſpielung auf ſeinen Lieblingsentwurf. Aber er ſprach mit einer Feierlichkeit, die Alle bewegte. Der übrige Tag, der eigentlich dem Vergnügen beſtimmt war,

ward

ward größtentheils mit Berathſchlagungen über des Pfarrers Vorſchlag vollbracht. Die wenigen jungen Wirthe, die gleich vom Anfang an dafür eingenommen waren, verſtärkten ihre Parthei von Stunde zu Stunde, und endlich ward der Entſchluß allgemein, des Pfarrers Rath zu befolgen. Noch ehe die Sonne über den Birkenhügel vollends hinab ſank, hinterbrachten dem Pfarrer zwei junge Bauern den geſchloßnen Verein, und Sembach pries dieſen Tag als einen der glücklichſten.

„Und wenn ich morgen den Ruf in die Stadt als Superintendent erhielte,“ ſprach er am andern Morgen zu ſeiner freundlichen Gattin, „ſo ſchlüg' ich ihn aus.“ Er war ſo zufrieden mit ſeiner Lage, als glücklich in ſeinem Hauſe. Sein liebes Weib nahm herzlichen Antheil an allem, was ihn erfreute,

freute, und ſuchte ſich um die Weiber und kleinen Kinder der Bauern bei Niederkünften und Kinderkrankheiten ein gleiches Verdienſt zu erwerben, wie er um die ganze Gemeine. Ob ſie gleich nie auf dem Lande gelebt, ſo gewann ſie es doch außerordentlich lieb, und beſorgte den weiblichen Theil der Wirthſchaft mit großem Vergnügen. Ein liebenswürdiges Mädchen, in dem ſich beider Liebe verdoppelte, war ihr einziges Kind geblieben. Das ſchöne Knöspchen entfaltete ſich allmählig zur reizendſten Blume. Die Bauern meinten, ſie hätten noch nie ein ſchöneres Kind geſehen. Natürlich freuten ſich die Aeltern darüber, ſo oft es geſagt ward. Der Vater, der ſich auf gute Erziehung verſtand, gab ihrem Geiſte eine Bildung, die ihrem Körper vollkommen entſprach; und von der Mutter nahm ſie in allem die ſanfte Weiblichkeit an, welche die

Schön-

Schönheit ſo anziehend macht. Schon faſt erwachſen war ſie noch immer das Bild der kindlichſten Unſchuld, bis endlich allmählig die jungfräuliche Ahnung eines noch unbekannten Gefühls ihr den höchſten bezaubernden Reiz gab.

„Aber beſinnſt du dich denn gar nicht mehr, mein liebes Minchen,“ fragte ſie zuweilen der Vater, wenn ſie das Dorf mit ihm durchwandelte, „beſinnſt du dich denn gar nicht mehr, wie es ſonſt hier überall ausſah, als nichts wie einzelne Weiden da ſtanden?“ Minchen verneinte dann immer, wie ſie ſchon eſtmals gethan, weil das Bild von dem vormaligen Innern des Dorfs in ihrem Gedächtniß gänzlich verwiſcht war. „Iſt nicht das Ganze beinahe zum Garten geworden?“ fuhr er dann fort: „Doch ich weiß es ſchon, der Anger gefällt dir noch

mehr; da sahst du als Kind auch die Heerden so gern. Ich dächte, wir gingen zuerst durch die Mitte, und kehrten alsdann auf deinem Lieblingswege am Flusse zurück.“ Da schwebte das holde Mädchen mit heiterem Lächeln neben ihm hin, und unterhielt ihn von allem, was er gethan, und ließ sich's oftmals wiedererzählen, wie sauer es ihm geworden, die ganze Gmeine fast wider ihren Willen in solchen Wohlstand zu setzen. „Aber,“ sagte sie dann, und blickte dabei ihm freundlich unter die Augen, „dafür verehren und lieben sie dich, mein gutes Väterchen, nun auch so herzlich und wissen dir's Dank. O sieh nur, wie fett der Klee und die Esparsette hier steht, und wie die Bäume voll Birnen und Pflaumen hangen! Und dort die schönen Stettiner — wie prangen sie nicht von allen Seiten herüber!“ — Der Vater sah mit innigem Wohlgefallen

umher

umher und ſchwieg, um Minchen Zeit zu laſſen, noch immer mehr zu bemerken, und richtete, während ſie ſprach, ſein glänzendes Auge wieder auf ihre ſchöne Geſtalt und ihren himmliſchen Reiz. „Auch ſie gedieh unter deiner Pflege!“ war dann der einzige frohe Gedanke, der ihn beſchäftigte; denn über denſelben vergaß er des Dorfs und des Angers.

Dieſe fruchtbare Pflanzung, die auch noch itzt den vorigen Namen behielt, war Minchens liebſter Spaziergang. Sie glich einem freien natürlichen Garten, und war doch nur ein offnes Gefilde von Fluren; beſonders ſchön war der ſchattige Weg, der ſich an dem Fluſſe hin krümmte. Hier ging ſie oft einer Freundin entgegen, die während des Sommers mit ihrer Mutter auf einem benachbarten Landguthe lebte; und

Lott-

Lottchen, ein gutes und artiges Mädchen, ſchien ohne Minchen nicht leben zu können. Am Ende des Angers, um welchen der Fluß ſich herumbog, befand ſich ein Steg, wo ſie bei ihren Beſuchen einander gewöhnlich erwarteten, und beim Nachhauſegehn auch wieder ſchieden. So hatten ſie es ſchon mehrere Sommer gehalten, und immer trauerten ſie, wenn der Zeitpunkt ſich nahte, wo die bunter gewordenen Blätter den Bäumen entfielen, weil Lottchens Mutter das Land dann wieder verließ, und in die benachbarte Stadt zurückkehrte. Der einzige Troſt der beiden Mädchen war der gewöhnliche Winterbeſuch, den Minchens Aeltern mit ihr bey Lottchens Mutter abſtatteten, wo ſie dann immer die Summe von ihren genoſſenen Freuden zogen, und neue Plänchen für den kommenden Frühling entwarfen.

So

So nahte endlich der zwanzigſte von Minchens knoſpendem Leben, das nun, der aufblühenden Roſe gleich, im heiterſten Sonnenſchein umher lächelte. Ihr Buſen athmete ein dunkles ſüßes Gefühl, das den ſanften Wogen einer innern Bewegung glich, die ein beglückender Traum zurück gelaſſen, von welchem nichts als ein lieblicher Eindruck geblieben. Dieß holde Sehnen ſtrebte Lottchen entgegen, die nun aufs Land zurück kommen mußte, und Minchen zählte bereits die Tage bis zu ihrer Umarmung. Lottchen kam nach gewöhnlich am nämlichen Abend auf halbem Wege, beim Steg am Ende des Angers, mit ihr zuſammen, und jede der beiden Geſpielinnen ſuchte die erſte zu ſeyn, der Geliebten zu harren und ihr den Blumenkranz entgegen zu ſtrecken, den jede der andern gewunden hatte. Und wenn ſie dann kam, die früher erwartete

Freun-

Freundin, wie flogen ſie da einander in die offenen Arme! Wie glücklich waren ſie dann!

Dieſer Tag war endlich gekommen, und Minchen hatte den Kranz von Veilchen gebunden, die dießmal noch blühten. Im flatternden weißen Gewande, wie zum Empfang des Geliebten geſchmückt, und den Veilchenkranz in der Linken, durchwandelte ſie behende das Dorf nach dem Anger, um früher zu kommen als Lottchen. Die Aeltern ſahen ihr nach und lächelten ſtill, wie Glückliche lächeln, und Alte und Junge im Dorfe, die ſie freundlich begrüßte, kamen aus ihren Gehöften bis in die Mitte des Wegs, ihr ebenfalls nachzuſehen, und wußten ſogleich, wem dieſe Feier des Tages galt. —

Der Anger ſtand in der ſchönſten Blüthe. Die röthlichen Knospen der Apfelbäume durchſtrahlten den Schnee der Kirſchen und Birnen. Der Klee und die übrigen Saaten quollen empor, und das Ufer des Fluſſes, das reich an Butterblumen und Maßlieben war, glich einem grünen und weißen Teppich mit goldenen Blumen geſtickt. Es war ein bräutlicher Tag der Natur und Minchens Buſen hob ſich geſchwinder. Schon hatte ſie das Ende des Angers erreicht und freute ſich ſehr, die erſte am Stege zu ſeyn. Sie trat mit dem Veilchenkranze am Arm auf die Mitte deſſelben, wo hohe Bäume, deren Wipfel von beiden Ufern zuſammen ſich wölbten, ſchon dünne Schatten auf ſie herab ſtreueten. Da ſtand ſie nun die Freundin erwartend, und der Spiegel des Fluſſes warf rein und hell das Bild des holden Mädchens zurück. Sie

gefiel

gefiel ſich in dieſem ſchwebenden Bilde, doch, ſchien es, nur um der Freundin willen; denn lächelnd ſtreckte ſie ihm den Arm mit dem Veilchenkranze entgegen, als wär' es Lottchen, die ſie ans Herz drücken wollte.

Sie wartete lang und blickte ſtets nach dem Fußſteig, wo Lottchen herkommen mußte; doch Lottchen kam nicht. Es war bereits eine Stunde vergangen, und Lottchen kam immer noch nicht. So ſpät war ſie noch niemals erſchienen, und Minchen glaubte ſich nun in ihrer Hoffnung getäuſcht. Doch ging ſie vollends über den Steg und bis an ein kleines Gebüſch, wo der Weg ſich krümmte; aber ſo weit ſie ihn auch von dort überſehen konnte, ſo war doch Lottchen nicht zu entdecken. Sie wartete noch, allein die Freundin blieb aus, und Minchen entſchloß ſich nun traurig wieder zum Rückweg.

Lang-

Langſam ſchlich ſie zum Stege und ſenkte das Köpfchen zur Linken, den Blick auf den vergeblich gewundenen Kranz gerichtet. Sie wollte eben vom Wege wieder herabtretgn, als ein ſchöner junger Mann in artiger Kleidung um das Erlengebüſche herum kam, und im Begriff war, über den Steg hinüber zu gehen. Der unerwartete Anblick des ſchönen Mädchens wirkte ſo mächtig auf ihn, daß er Minchen unwillkührlich den Weg vertrat. Erſt nach einer halben Minute wendete er ſich auf die Seite, und grüßte das Mädchen mit ehrerbietiger Beſcheidenheit. Minchen war halb erſchrokken, und ließ bei ihrer Verneigung den Veilchenkranz fallen. Der junge Mann hob ihn auf und überreichte ihr denſelben mit den Worten: Welch ein Geſchenk, wer ihn aus dieſer Hand freiwillig erhielte! Das Mädchen ſtreckte langſam die Hand darnach

aus,

aus, und ihr holdes Gesicht schien darüber in eine Rose verwandelt. Sie lächelte Dank, und verfolgte nun mit etwas schnelleren Schritten den Heimweg.

Der junge Mann war ganz in ihrem Anschaun verloren. Er blieb wie eingewurzelt stehen, und seine Blicke folgten ihr nach. Minchen war schon eine weite Strecke gegangen, und konnte fast nicht umhin, sich einmal umzusehen, ob etwa Lottchen noch komme: da sah sie ihn immer noch stehen und drehte sich schnell wieder um. Sie ging noch geschwinder, und meinte, der Abend sei schwül, und fühlte mit ihrer Hand an die glühenden Wangen. Indem kam eine Bäuerin zwischen den Feldern mit Futter herüber gegangen; diese fragte sie, ob sie nicht einen Herrn mit rundem Hute gesehen, und wer er wohl sei?

Die

Die Bäuerin wußte Bescheid und sagte, daß es der neue Guthsherr von Markendorf sei, was anderthalb Stunden von da hinter einem beträchtlichen Buchenwald lag.

Minchen betrachtete ihren Veilchenkranz, ohne dabei an Lottchen zu denken, und eilte in einer Stimmung nach Hause, in welcher sie sich noch nie befunden hatte. Sie war unruhig, ohne genau zu wissen, warum sie es war. Sie gab sich Mühe an Lottchen zu denken; aber ehe sie sich dessen versah, drängte sich wieder ihr kleines Abentheuer dazwischen. Wenigstens schien es ihr eines, da sie auf diesem Spaziergang nur Bauern zu finden gewohnt war. Vermuthlich hat er den Anger besehen, sann sie so für sich hin, und wird ja nicht immer kommen. Aber Lottchen hätte doch Wort halten sollen! dachte sie wieder dazwischen,

und

und beſchloß, ihr morgen wieder entgegen zu gehen. Sie hatte ſich vorgeſetzt, wie Lottchen nicht kam, den Kranz in den Keller zu legen; nun aber glaubte ſie nicht, daß er friſch genug bliebe, und wollte ihn, Lottchen zur Strafe, in ihrem Zimmer aufhängen. Verwelkt wird er ſie doch nicht glücklicher machen, meinte ſie lächelnd, wenn ſie ihn gleich aus ihren Händen empfinge. Es ward ihr demnach ein friſcher Kranz von andern Blumen beſtimmt.

Minchen war ſchon gefaßt, ſich gegen Vater und Mutter ſehr zu beklagen, daß ſie Lottchen vergeblich erwartet habe; aber ſie ſchienen beide mit wichtigern Dingen beſchäftiget, als daß ſie daran viel Antheil genommen hätten, und eben deswegen beſchloß ſie auch von ihrem Abentheuer zu ſchweigen. Der Vater ſaß in dem Lehnſtuhl hinter dem Tiſche,

Tiſche, und neben ihm ſinnend die Mutter, das Nähzeug ruhig auf den Tiſch hingelegt. Vor dem Vater lag ein großes Schreiben entfaltet, das er mit funkelnden Augen betrachtete, die mehr, als der Mutter bedenkliche Blicke eine halb unterdrückte Freude verriethen. Minchen ſah eins um das andere an, und konnte ſich nicht darein finden. Die Aeltern ſchwiegen; und erſt nach einiger Zeit nahm der Vater ſie mit Freundlichkeit bei der Hand, und blickte ſogleich nach der Mutter hinüber, als ob ſie genehmigen ſollte, daß er der lieben Tochter den wichtigen Vorgang erzähle. Minchen war in der größten Erwartung; ihr Buſen, der ohnedieß noch in ziemlicher Unruhe war, klopfte noch heftiger; ſie zog das Schreiben auf ſich, und gerieth dadurch in nicht geringe Beſtürzung. „Zögſt du wohl künftig gern in die Stadt?“ fragte der Vater ſie freundlich.

lich. Minchen verſtummte, und ſtand vor ihm da wie mit Blut übergoſſen.“ Hier hab' ich den Ruf als Superintendent erhalten,“ fuhr er weiter fort: „was ſagſt du dazu? Du hätteſt dann Lottchen den ganzen Winter hindurch, und wäreſt doch auch im Sommer nicht einſam.“

Das liebe Mädchen war äußerſt betroffen. Die Gegend, in der ſie bisher ſo glücklich gelebt, ſchien ihr auf einmal noch lieber zu werden, und bei dem bloßen Gedanken, ſie nun verlaſſen zu müſſen, verquollen ihr faſt die Augen mit Thränen. Sie ſenkte das Köpfchen, um ſie zu verbergen, und ſchwieg. Des Vaters fröhlicher Blick ward etwas düſterer, und ſchlich ſich langſam von Minchens Geſicht auf ſeine Gattin hinüber, und endlich wieder zu Minchen, die immer noch ſchweigend zur Erde ſah.

ſah. Es entging ihr nicht, daß der Vater geneigt war, dem ehrenvollen Rufe zu folgen; und dieſe Bemerkung fiel ihr heute noch ſtärker aufs Herz, als es, das fühlte ſie ſelbſt, noch geſtern und andere Tage vorher geſchehen ſeyn würde. Sie war ja in voller Freude geweſen, die lang entbehrte Freundin wieder zu ſehen, und war doch ſo unerwartet getäuſcht worden. Es war natürlich, daß ſie verſtimmt war, und daß ſie heut alles, was ihr auch ſonſt nicht lieb geweſen wäre, viel tiefer als gewöhnlich empfinden mußte. Der Vater unterbrach das lange Schweigen zuerſt. „Noch ſind wir in Grünborn,“ ſprach er freundlich zur Tochter, und ſtreichelte ihr die glühende Wange. — „Dein Lottchen iſt alſo nicht gekommen?“ fuhr er liebkoſend fort: „Sie ſind vielleicht erſt des Nachmittags aus der Stadt gefahren.“ — Er ergriff ſeinen Stock,

um

um ſich noch ein wenig Bewegung zu machen, und küßte ſein ſanftes nachdenkendes Weib, das ihm einen freundlichen Abſchied nickte.

Sembach hatte zweierlei Bewegungsgründe zu ſeinem Spaziergang: theils wollte er ſeinem Herzen ein wenig Luft machen, was die Freude über den erhaltenen Ruf, die er, wie er bald ſah, vor ſeiner Gattin und Minchen nicht ausbrechen laſſen durfte, ein wenig zuſammen gepreßt hatte; theils wollte er einige Striche ſeiner wohlthätigen Schöpfung durchwandern, um ſich gleichſam ſelbſt auf die Probe zu ſtellen, ob er auch den Muth haben werde, einen Wirkungskreis zu verlaſſen, der ihm von allen Seiten die geſegneten Früchte ſeiner Pflichterfüllung aufſtellte, und in welchem er nun ſeit zwanzig Jahren, von ſeiner Gemeine

geliebt

geliebt und geehrt, ein ſo zufriedenes und glückliches Leben geführt hatte. So ſehr es ihm auch mit dieſer Prüfung ein Ernſt war, und ſo weh es ihm that, ſich eine Trennung von ſeinem geliebten Wohnort als wirklich zu denken: ſo ſchien ſich dennoch faſt wider ſeinen Willen, ein leiſer Wunſch dazwiſchen zu drängen, er möchte ſtark genug ſeyn, die angenehmen Bande zu löſen, die ihn an ſein bisheriges Amt ſo ganz gefeſſelt hatten. Zwar gab er ſich Mühe, ihn immer niederzudrücken, ſo oft er ſich in ſeine Betrachtungen miſchte: allein der Widerſtand, den er ihm that, war freilich nicht kräftig genug, um ihn zum Schweigen zu bringen.

Indeſſen war es, als wenn ſich alles vereinigte, ihm ſeinen Sieg erleichtern zu helfen. Er ſah nur zu wohl, daß ſeine Gattin, obſchon ſeine Freude ſtets die ihrige

war, über den erhaltenen Ruf nichts weniger als Vergnügen bezeigte, und daß seine Tochter durch ihre Bestürzung und Thränen sich deutlich genug dagegen erklärte. Itzt traf er auf mehrere Bauern, die sich ihm mit ehrerbietiger Gutherzigkeit näherten, und, weil sie wußten, wie gern er sonst von ihren Pflanzungen hörte, den reichen Ansatz der Blüten an allen Arten von Bäumen nicht genug rühmen konnten. Die unruhige Verlegenheit, in die er bei diesen Gesprächen gerieth, und die ihn dießmal ziemlich einsilbig machte, ermunterte nur die Bauern noch mehr davon zu erzählen, und ihm mit dankbaren Herzen zu zeigen, wie sehr sie es fühlten, was sie ihm alle zu danken hätten. Er suchte sich endlich los zu machen, und ging geschwinder durchs Dorf, um ins Freie zu kommen; aber fast jede Wohnung erinnerte ihn, daß er das friedliche

liche Glück in derſelben auf mancherlei Weiſe befördert habe. Eine Zeitlang gab er ſich ganz dieſen Betrachtungen hin; er fühlte ſich glücklich, und hielt es für Undank, aus dieſem Wirkungskreiſe herauszutreten, um einer geheimen Ehrbegierde zu ſchmeicheln, deren aufſtrebende Regſamkeit er ſich nicht mehr verhehlen konnte. Aber kaum bemühte er ſich mit dem beſten Willen ſie feſt zu halten, um ſie zu zergliedern, und ihre Nichtigkeit in völliger Blöße zu ſehen, als ſie unvermerkt eine edlere Geſtalt annahm, wozu ſie von ſeinem ſo reichen Herzen die ſchönſten Farben erborgte. Wie froh war er über dieſe Erſcheinung! Es war ja nicht Eitelkeit, die ihn zu dieſer höheren Würde reizte: es war ein edlerer Trieb, ſeine Kräfte zu brauchen, und in einem weiteren Kreiſe Glück zu verbreiten. Was konnt' er nicht künftig als Haupt der Geiſtlichkeit

wirken!

wirken! Er dachte dabei an die Schulen, auf die er alsdann den gröſsten Einfluſs bekam. Es schien ihm leicht, zum wenigsten einen Theil der Pfarrer dahin zu vermögen, das allgemeine Wohl mit wahrem Eifer befördern zu helfen; besonders waren die jüngern, die erst zu Aemtern gelangten, sehr zeitig dafür zu erwärmen. Sein künftiger Wirkungskreis war mit dem schönsten Lichte erhellt. Und Grünborn konnt' ihn nunmehr entbehren. Es kam itzt nur darauf an, die Stelle gut zu besetzen, und er getrauete sich von seinem ehemaligen Zögling, der schon seit langer Zeit im Besitze des Gutes war und einen entfernten Gesandtschaftposten begleitete, die Vollmacht zu erhalten, daſs er sich selbst einen Nachfolger wählen dürfe, mit dem die Gemeine berathen sei. Er war so zufrieden mit sich, daſs er nunmehr mit seinen Wünschen im Klaren war,

und

und daß er ſo wenig Urſache hatte, ſich ihrer zu ſchämen. — Der ehrliche Semdach! So wahr dieß alles ſeinem Herzen entfloß, ſo hatte doch immer die täuſchende Eitelkeit einen verborgenen Antheil daran. So oft er auch ſonſt geäußert: „Und wenn ich morgen den Ruf in die Stadt als Superintendent erhielte, ſo ſchlüg' ich ihn aus;“ ſo hatte nun doch der wirkliche Ruf, an welchen er nie im Ernſte gedacht, an ſich ſelbſt einen mächtigen Reiz für ihn. Und wer verzeiht es ihm nicht, zumal bei ſeinen ſchönen Entwürfen, den ausgebreitetſten Nutzen zu ſtiften?

Mit erweitertem Herzen ging er nun wieder nach Hauſe, und hoffte vielleicht auch ſeine Gattin und Tochter allmählig auf ſeine Seite zu bringen. Er ward von beiden mit Wärme empfangen, und ſein vortreffliches

liches Weib belauschte forschend seinen heiterer gewordenen Blick; doch blieb sie ungewiß, wie sie ihn deuten sollte. Er sprach mit Ruhe von dem herrlichen Abend und von den grünen und blühenden Fluren, die er durchstrichen, und mied es gänzlich von dem erhaltenen Rufe zu reden.

Am andern Morgen ersuchte Minchen die Mutter, das Frühstück in den Garten zu bringen. Der Vater war so gern in dem Garten, und alles stand in der lieblichsten Pracht. Sie führte ihn von einem Schauspiel zum andern, und wies ihm den üppigen Pfirsichbaum, als Pyramide gezogen, den er am Tage ihrer Geburt so glücklich geimpft hatte. Die jungen Früchte schwollen bereits aus den Kelchen der Blüten hervor, und Minchen konnte sich nicht satt daran sehen. Der Vater sah auf die lächelnde

Mutter

Mutter und lächelte mit. Er merkte wohl, was Minchen für Abſicht hatte, und ergriff die Gelegenheit, ſich über den unerwarteten Ruf zu erklären. Es würde mir freilich leid thun, ſprach er bedeutlich, dieſen Ort zu verlaſſen, doch mehr noch um meiner Gemeine als um meiner Gärten willen, ſo lieb ſie mir übrigens ſind; allein ein Ruf dieſer Art iſt zu wichtig, um ihn ſo leicht von der Hand zu weiſen. Zu einer höhern Beſtimmung erhoben zu werden, verdient wohl reife Erwägung. Gottlob! ich habe dieſer Gemeine genützt und meine Pflichten erfüllt. Wie viele Veranlaſſung gäbe mir aber die angetragene Stelle, um auch für andre Gemeinen zu ſorgen, und wenigſtens mittelbar nach meinen Kräften auf ſie zu wirken. Doch auch in Abſicht auf euch, ihr Lieben, ſcheint es mir Pflicht zu ſeyn, die Sache mit aller möglichen Ruhe zu überlegen;

legen; denn überlebst du mich, wie ich es wünsche, sprach er zur Gattin und schlang den Arm um sie hin, so hättest du einst, wenn ich dem Rufe gehorchte, als Wittwe mehr zu erwarten, als so. Und unser Minchen — sie tritt nun auch in das Alter, wo Aeltern sich freuen, eine Tochter glücklich versorgt zu wissen — und hier auf dem Lande — Auch könnte sie ja nicht immer hier bleiben. — Doch, wie gesagt, wir müssen es reif überlegen; man läßt mir vier bis sechs Wochen Zeit zur Entschließung; ich selbst bin noch lange nicht einig mit mir: allein nie würd' ich im neuen Amte vergnügt seyn, wenn ihr nicht beide mit willigem Herzen mir folgtet.

Gerührt und ernsthaft versetzte die Gattin: Ich folge dir willig, so ungern ich Grünborn verlasse. Um deinetwillen entwehnte

wohnte ich freudig der Stadt, und werde um deinetwillen auch wiederum an die Stadt mich gewöhnen. Du weißt ja am beſten, was nützlich und gut iſt, und welche Pflichten die wichtigern ſind. Wie könnt ich dir in Vollbringung derſelben hinderlich ſeyn, oder dir nur eine unzufriedene Stunde bereiten? Das Weib iſt einmal beſtimmt, dem Manne zu folgen, und, glaube mir, wo du auch biſt, da werd' ich immer mit Freuden ſeyn. Sembach umarmte ſein treffliches Weib und ſchwieg; drauf ſah er nach Mincheu ſich um, allein voll Unruhe im Herzen war ſie hinweggegangen und hatte ſich in dem Garten verloren. Ihr mußt du verzeihen, ſagte die gütige Mutter, wenn der Gedanke ſie traurig macht, den theuern Geburtsort verlaſſen zu müſſen; er iſt ja die Welt ihrer Jugend, und ſelbſt der Bekümmerte trennt ſich nicht gern von der Welt,

die

die er kannte, geſchweige der Glückliche. Sie wird ſich, glaube mir, willig ergeben, wenn ſie nur einmal mit dem Gedanken der Trennung vertraut iſt. Der erſte Eindruck hat auf die Weichheit ihres gefühlvollen Herzens zu mächtig gewirkt; die Zeit wird ihn ſchwächen. Es iſt ihr erſter Verluſt, über welchen ſie trauert.

Der zärtliche Vater war eben willens, das liebe Töchterchen aufzuſuchen, als Lottchen mit frohem Geſichte in den Garten trat. Sie hatte nicht länger warten können, die theure Freundin zu ſehen und in ihr Herz ein Geheimniß niederzulegen, welches, ſo jung es auch war, in ihrem eigenen Herzen ſchon nicht mehr Raum genug hatte. Sembach und ſeine Gattin empfingen ſie, wie man die traute Freundin einer geliebten Tochter empfängt. Lottchen ſah ſich ſogleich

gleich auf allen Seiten nach München um und wollte ſie ſuchen; aber freundlich bat ihn Frau Sembach zu bleiben, und ging, das arme Mädchen auf Lottchens Ankunft vorzubereiten, damit ſie nicht etwa mit weinenden Augen erſchiene.

Sie fand ſie träumend auf ihrem Zimmer in einem Armſtuhle ſitzend, den welken Veilchenkranz auf dem Schooſe, und freute ſich heimlich, ſie ſchon gelaßner zu finden als geſtern. München ſprang auf, als ſie hörte, daß Lottchen gekommen, und eilte zu ihrer Freundin hinab; doch verſchloß ſie vorher den Kranz, was die Mutter mit Lächeln bemerkte und als einen Zug von Zerſtreuung deutete. Wärmer wie jemals flogen die beiden Mädchen einander in die offenen Arme, und ſchienen innig erfreut, daß ſie nun wieder beiſammen waren. München erzählte

ihrer

ihrer Geſpielin, daß ſie ihr geſtern entgegen gegangen und ſie am Stege und über dem Buſche vergeblich erwartet habe, und Lottchen ſchlug die Hände zuſammen und ſagte: Das hab' ich gedacht; wir kamen ſo ſpät auf das Guth, da band ich geſchwind einen Kranz von Veilchen, die ich ſchon längſt zu pflücken beſtellte, um dir ihn zu bringen, und eilte dann, was ich nur konnte, zum Steg; allein da war nirgends ein Minchen zu ſehen. Du hätteſt mich wohl noch erwarten können, du furchtſames Mädchen! ſetzte ſie drohend hinzu: Die Sonne war ja noch nicht untergegangen. Minchen aber vertheidigte ſich und wiederholte, wie lang ſie vergebens geharrt, und verſicherte, daß ſie ihr auch einen Kranz von Veilchen gewunden, wie Vater und Mutter bezeugen mußten, die lächelnd die beiden Mädchen betrachteten und ihres zärtlichen Streits ſich freuten.

Kaum

Kaum ſahen ſich dieſe allein, ſo entle-
digte ſich Lottchen ihres angenehmen Ge-
heimniſſes. Denke nur, ſprach ſie, was
mir geſtern begegnet iſt. Als ich dich ſo er-
wartete und nach dem Anger hin ging, kam
ein artiger Herr mir entgegen und grüßte
mich freundlich. Er hatte mich ſtehen ſehen
und fragte, ob ich auf Jemanden warte,
und war ſo höflich, daß ich ihm freilich wohl
ſagen mußte, woher ich gekommen und was
ich hier wollte. Er äußerte drauf, er würde
uns nächſtens beſuchen und meine Mutter
um gute Nachbarſchaft bitten. Da erfuhr
ich denn endlich, daß es der neue Beſitzer
von Markendorf war. Es iſt ein artiger
Mann, fuhr Lottchen fort, mit blauen Au-
gen und blondem Haar. Ich dachte, die
Mutter würde wohl ſchmählen, wie ichs ihr
ſagte, allein ſie ſchien darüber vergnügt, zu-
mal da er nicht verheirathet iſt; denn du

weißt, daß meine Mutter ſich nicht gern mit allen Weibern einlaſſen mag, die nicht ſo ganz nach ihrem Sinne ſind, wie deine vortreffliche Mutter.

Minchen hörte dieß alles mit klopfendem Herzen, und ſcherzte nicht mit der Freundin, wie ſie wohl ſonſt zu anderer Zeit gethan haben würde. Sie äußerte nichts davon, daß er auch ihr auf ihrem Rückweg begegnet ſei. Mit blauen Augen und blondem Haar — wiederholte ſie ſich im Geheim; es war ihr, als hätte er braunes Haar und ſchwarze Augen gehabt. Allein er war ja ſo ſchnell bei ihr vorüber gegangen; mit Lottchen hingegen hatte er lange geſprochen, und die Bäurin ſagte ihr auch, daß es der nämliche ſei. Lottchen war viel zu beſchäftigt mit ihrer Begebenheit, als daß ſie an Minchen hätte bemerken können, wie

verlegen

verlegen ſie war. Ich muß dir nur ſagen, fuhr ſie nach einer Weile fort und erröthete: ich hatte den Kranz ſo am Arme, und als wir Abſchied nahmen, ſo faßte er mich bei der Hand und küßte ſie, und bat um den Kranz, wenn er nicht einem andern beſtimmt ſei. Was konnt' ich da machen? Ich gab ihm denſelben, um nur nach Hauſe zu kommen: er hätte ja ſonſt wer weiß was denken können!

Das hätt' ich doch nicht gethan! verſetzte Minchen, und war zufrieden mit ſich, daß ſie ſogleich nach ihrem Kranze gegriffen. Er muß ſonach wohl ein Freund von Veilchen oder von Kränzen ſeyn! ſagte ſie laut, und meinte heimlich, er möchte wohl ein Modeherr ſeyn, dem jedes Mädchen gefiele. Sie ſchloß es ſchon daraus, daß er Lottchen verſchwiegen, ſie an dem Siege getroffen zu haben;

haben; da hätte doch Lottchen gewußt, woran sie sei. Nun war sie berechtigt zu schweigen, sonst hätte sie's gern der Freundin gestanden, daß sie ihn eher gesehen als sie. Das gute Lottchen war über die Mißbilligung ihrer Freundin doch ein wenig betroffen; sie schlang den Arm um sie her und fragte: Bist du mir böse? Da sagte Minchen voll Herzlichkeit: Nein! und umarmte sie freundlich. Auch war ihr Lottchen noch eben so lieb. Sie war nur bang ihr eigenes Herz zu verrathen. O wüßtest du, sprach sie, was mich hier drückt! und wies auf das klopfende Herz. Die Art, mit der sie es sagte, beängstigte Lottchen; sie bat sie, sich ihr ganz zu vertrauen, und Minchen entdeckte ihr nun den Ruf ihres Vaters. Lottchen tröstete sie, und schien anfangs in Beziehung auf sich nichts unangenehmes darin zu finden, denn sie besaß alsdann die

Freun-

Freundin im Winter; aber nachdem ſie ein Weilchen geſonnen, hätte ſie Minchen doch lieber in Grünborn behalten.

Lottchens Beſuch war nur ein Morgenbeſuch; ſie hatte der Mutter zeitig zurück zu kommen gelobt, und verſprach in einigen Tagen wieder beim Steg einzutreffen, wenn Minchen ſie nicht früher beſuchte. Minchen hielt ſie dießmal nicht auf. Sie wünſchte allein zu ſeyn, und hatte ſo dringend zu thun, daß ſie ſelbſt nicht wußte, was ſie am erſten zur Hand nehmen ſollte. Sie kramte lange auf ihrem Zimmer herum, und vergrub den verſchloſſenen Kranz unter mancherlei Sachen, die gleich zu finden wären, wenn ſie ſie brauchte. Dann half ſie der Mutter mit ernſter Geſchäftigkeit und machte ſich Abends im Garten zu ſchaffen. So gingen einige Tage vorüber; ſie dachte

nicht an den Anger, und ging nur höchstens ins Dorf. Der Zustand ihres Vaters glich einigermaßen dem ihrigen, ob er gleich ganz von demselben verschieden war. Bald trug er gelehrte Werke herbei und las, bald ging er ins Freie; bald war er fröhlich, bald ernsthaft. Die Mutter war die ruhigste im Hause; sie sah der Wahl ihres Mannes gelassen entgegen.

An dem mit Lottchen verabredeten Tage ging Minchen zum ersten Male wieder nach dem Anger, um ihre Freundin zu treffen; allein ein Bote kam ihr mit einigen Zeilen entgegen, worin sie ihr meldete, daß der bewußte Besuch, von dem sie neulich gesprochen, sie heut zu kommen verhindere, indem die Mutter gewollt, daß sie bleibe. Minchen wollte darüber gleichgültig seyn, und suchte sich selbst zu bereden, daß sie es wäre; allein

allein ſie verſtand ihr eigenes Herz nur halb, und ſcheute ſich es näher zu prüfen. Er ſcheint nicht lange auf ſich warten zu laſſen! dachte ſie ſo vor ſich hin. Und eben heute! ertönte ein Weilchen darauf von ihren Lippen. Aber eben dieß berechtigte ſie verdrüßlich zu ſeyn. Der Frühling fing ſich für ihren Umgang mit Lottchen nicht ſonderlich an: allein ſie meinte dann, es würde ja nicht lange mehr wären.

Zwei Tage darauf kam der Pfarrer von Markendorf, ein Mann von gewöhnlichem Schlag, der öfter zu ihrem Vater kam als dieſer zu ihm, mit einer Bürde von Neuigkeiten beladen, an welchen er ſelbſt einen wichtigen Antheil nahm. Er hatte von Sembachs Rufe Nachricht erhalten, und ſtattete ihm den gebührenden Glückwunſch ab. Mit Erſtaunen vernahm er, daß dieſer

ſer noch unentſchloſſen war, dem Rufe zu folgen, und ſtellte ihm ſeine künftige Würde von allen Seiten mit prieſterlicher Beredſamkeit dar. Sembach ſchämte ſich itzt, daß er ihn vormals für neidiſch gehalten, und drückte ihm herzlich die Hand für alle die Wärme, mit der er ihm zuſprach. Er geſtand ihm, daß der Gedanke, von Grünborn wegzugehen, ihn täglich bänglicher mache; doch Pfarrer Wohler bemerkte, daß er es künftig bereuen könnte, wenn der Käufer von Grünborn, der leicht hier wohnen dürfte und öfters muntre Beſuche habe, ihm etwa unwillkommen wäre. Der Käufer von Grünborn? rief Sembach mit Verwunderung aus, und Mutter und Tochter ſchauten erwartungsvoll von ihrem Nähzeuge auf. Ei nun, erwiederte Wohler, Sie werden ja wiſſen, daß Grünborn verkauft werden ſoll: ich hab' es auch erſt kürzlich

lich gehört, und gewaltig müßt' ich mich irren, wenn Grünborn und Markendorf künftig nicht einerlei Herrn gehörte. Drum hat er auch den Anger beſehen, dachte hier Minchen und gerieth darüber in äußerſte Unruhe. Das kann nicht ſeyn, erwiederte Sembach, der Graf hätte mir ſicher darüber geſchrieben, wenn er Grünborn zu verkaufen gedächte; indeſſen erinnerte er ſich, daß der Pachter ihm letzthin geſagt, der neue Herr, der Markendorf habe, ſei neulich zu ihm gekommen, und habe ſich ſehr nach dem Guthe erkundigt. Allein dieß war vielleicht auch der Nachbarſchaft wegen geſchehen. Kurz, Sembach konnt' es nicht glauben. Hingegen Wohler meinte, es ſei ſchon ſo gut als richtig, er hab' es aus mehreren Dingen geſchloſſen, und könne nicht läugnen, daß er einigermaßen darüber befragt worden ſei. Es iſt auch, wie mir ſcheint,

noch

noch eine andere Sache im Werke, ſetzte er ſchmunzelnd hinzu; doch das wird Minchen beſſer wiſſen als ich. Die Aeltern ſahen verwundert auf Minchen, und das geängſtete Mädchen war wie mit Blut übergoſſen. Nicht wahr, Lottchen hat es Ihnen vertraut? ſprach er ſchalkhaft zu Minchen. O ich merkte das gleich; er iſt ganz eingenommen von ihr; und der Jäger hat mir geſteckt, daß er ſie ſchon einige Male geſprochen. Minchen verſicherte, daß Lottchen ihr nicht das geringſte vertraut; doch Wohler lobte ſie lächelnd, daß ſie zu ſchweigen verſtünde. Das angſtvolle Mädchen ſchien ganz empfindlich darüber und ging zum Zimmer hinaus.

Sembach ſuchte nun Wohlers Behauptung näher zu prüfen, und vernahm von dem Pachter und einigen Bauern, daß der

Mar-

Markendorfer Guthsherr das ganze Revier schon mehrere Male allein beſrhen, und auch mit Andern beritten habe. Es ſchien ihm nun ſelbſt, daß Wohler Recht haben könne, und einige Tage darauf ward ſeine Vermuthung zur vollen Gewißheit. Er erhielt einen Brief von dem Grafen, worin er ihm meldete, er ſei genöthigt, das Guth zu verkaufen, weil er bei ſeinem Poſten bedeutende Schulden gemacht, und bei dem geſtiegenen Gütherpreiſe ſich dieſer entledigen könne, ohne von ſeinem ererbten Vermögen zu viel zu verlieren. Der Name des Käufers war nicht genannt. Es ſchien als ſetzte der Graf voraus, daß Sembach davon ſchon einige Wiſſenſchaft hätte. Nun war denn freilich nicht länger an der Sache zu zweifeln. Sembach erkannte darin einen Wink, dem höhern Rufe zu folgen, und Minchen fing itzt an, den Vater ruhig zu

fragen,

fragen, ob er wohl künftig auch einen Garten bekomme, und ob nicht ihr schöner Pfirsichbaum nebst andern seltenen Bäumen, die er gezogen, dahin zu verpflanzen sei. Der Vater freute sich sehr über Minchens Ergebung, und glaubte nun vorläufig schreiben zu können, er werde vermuthlich das schmeichelhafte Vertrauen, womit man ihn so höchlich beehre, durch Uebernehmung des geistlichen Oberamts zu verdienen suchen, doch werde er sich noch vor Verlauf der zugestandenen Frist erst ganz entscheidend erklären.

Dieß war von Sembach, so entschlossen er auch itzt schien, sehr weise gehandelt; denn bald fing er an in seinem Entschlusse wieder zu wanken. Das Gerücht seines Weggangs hatte sich unter den Bauern verbreitet. Sie hatten es erst nicht glauben können,

können, aber nun, da ſich daſſelbe immer von neuem beſtätigte, kamen mehrere ſelbſt und fragten ängſtlich, ob es denn wahr ſei. Sie ſagten ihm rührend, die ganze Gemeine ſei darüber erſchrocken, und viele hätten behauptet, es könne nicht ſeyn, er werde ſie gewiß nicht verlaſſen. Mit Wehmuth hörten ſie nun, er habe zwar noch nicht völlig darüber entſchieden, allein er halte es doch für Pflicht, einem Rufe zu folgen, der ihm Gelegenheit gebe, noch mehreres Gute zu wirken. Sie ſtanden beſtürzt vor ihm da und meinten, er hätte genug an ihnen gethan, und brauchte nicht nach gröſſern Thaten zu trachten. Auch Weiber kamen mit weinenden Augen, als ſie es hörten, und meinten, er nähme dann allen Segen mit ſich hinweg. So ging es faſt täglich, und Sembach ward immer weicher und unentſchloſſener. Auch ſeine Gattin war innig gerührt, doch ließ

ſie

ſie es weniger merken. Nur Minchen allein blieb ruhig dabei; ſie, die vorher in Thränen darüber zerfloß, ermunterte itzt den wankenden Vater, dem höhern Wink zu gehorchen, und ſchmeichelte ihm mit ſchönen Bildern der Zukunft.

Dieſe bekümmernde Lage ward endlich durch eine Einladung von Lottchens Mutter unterbrochen, und Minchen nahm ſich zuſammen, um ruhig und ſtandhaft zu bleiben. Das liebe Mädchen glaubte wenigſtens, daß ſie es ſei, allein ſie täuſchte ſich ſelbſt. Ehemals hüpfte ſie immer voraus, wenn es nach Weſig ging, was Minchens Mutter gehörte; dießmal aber ſchlich ſie mit bangem klopfendem Herzen hinter den Aeltern einher. Sie waren zum Mittageeſſen geladen, und Sembach hoffte bei dieſer gütigen Wirthin ſich etwas Frohſinn zu holen. Sie wur-

wurden auch alle mit herzlicher Freundſchaft empfangen, und Lottchens Freude war groß, denn ſie fühlte ſich glücklich. Die Mutter kündigte Sembachs die Geſellſchaft des Herrn Goldeck von Markendorf an, wobei es auf einmal München ward, als müßte ſie in die Erde verſinken. Sembach freute ſich deſſen Bekanntſchaft zu machen, allein er hat von ſeinem Ruf als Superintendent, der eben erwähnt ward, gegen ihn nichts zu äußern, da es ihm noch ganz an Entſchloſſenheit mangele, ſich völlig darüber erklären zu können. Von Grünborn wollte er nun ſelbſt nichts erwähnen, da es freilich das Anſehn hatte, als ſei zwiſchen Goldeck und Lottchen eine Verbindung im Werke, und Lottchens Mutter ſchwieg gänzlich davon. Indem kam ein offener Wagen gefahren, von welchem Goldeck mit einem Freunde herabſtieg, den er mit vieler Entſchul-

ſchuldigung der Frau vom Hauſe zuführte, weil er nur erſt vor einigen Stunden gekommen, und ſich die Erlaubniß dazu nicht früher hätte erbitten können. Sie nahm ihn mit vieler Artigkeit auf, und drauf ward zwiſchen den beiden Herren und Sembachs ſogleich Bekanntſchaft geſtiftet, die beiden Theilen angenehm ſchien. Minchen und Lottchen waren indeß in einem Nebenzimmer geweſen, und kamen ſo eben wieder zur Geſellſchaft zurück. Minchen erröthete hoch als ſie Goldeck erblickte, und Hellburg, Goldecks Freund, gerieth in gleiche Verlegenheit, da er in Minchen Goldecks Geliebte vermuthete. Es war ein Augenblick der ſonderbarſten Verwirrung, die beide auf das empfindlichſte täuſchte: aber wie freudig wurden ſie nicht überraſcht, als das Räthſel ſich endlich entwickelte.

Am nämlichen Abend, wo Hellburg den Anger von Grünbern umging und Minchen am Stege begegnete, war Goldeck beim Pachter geweſen, und beide Freunde hatten ſich am Eingange des Thals, durch welches der Weg nach Markendorf führte, einander wieder zu treffen verſprochen. Die Bäurin, welche Minchen befragte, hatte nur letztern geſehen, und Lottchens Begebenheit traf völlig damit überein. Hellburg befand ſich in ähnlicher Täuſchung. Goldeck hatte erwähnt, er habe ein artiges Mädchen mit einem Veilchenkranze getroffen; doch Hellburg hatte geſchwiegen, zumal da Goldeck ſogleich von Dingen geſprochen, welche die wichtige Abſicht dieſes Spaziergangs betrafen. Hellburg reiſte den andern Morgen von Markendorf weg, ohne daß weiter etwas zwiſchen ihnen über das Mädchen mit dem

Kran-

Kranze zur Sprache kam; aber Hellburg nahm ihr reizendes Bild in seinem Herzen mit sich hinweg. Diesen Vormittag war er nun wieder zurückgekommen, und Goldeck hatte ihn gebeten, ihn in die Nachbarschaft zu begleiten, und alle Entschuldigung auf sich genommen; aber erst unterwegs hatte er ihm vertraulich entdeckt, er habe das Mädchen, was ihm an jenem Abend mit dem Veilchenkranze begegnet, so lieb gewonnen, daß er, seitdem ihre nähere Bekanntschaft gesucht und bereits gänzlich entschlossen sei, sie zur Gattin zu wählen, indem er bemerke, daß auch das Mädchen ihm gut sei. Hellburg war über dieses Geständniß äußerst betroffen, und wünschte sich weit aus dieser Gegend hinweg; allein es war nicht zu ändern, und Freundschaft und Klugheit riethen ihm beide zu schweigen. Er fühlte bloß, er habe das

liebens-

liebenswürdige Mädchen zu ſeinem Unglück geſehen.

Welch eine Lage für Hellburg und Minchen, als ſie unter ſolchen Verhältniſſen einander wieder erblickten! Hellburg glaubte, er müſſe vergehen, als er den Engel ſah, der ſeinem Freunde das Leben zum Himmel machen ſollte. Minchen fürchtete nichts als ihre Angſt zu verrathen. ſo wenig war ſie ſich ihrer Gefühle bewußt. Beide bemerkten ihren Irrthum nicht gleich. Sie wurden ſchon mehrere Male bei ihren Namen genannt, bevor die Verwechslung ſie aufmerkſam machte. Aber welch eine Veränderung ging nun in ihren beklommenen Herzen vor, als ſie es ahneten, daß hier ein bethörender Zufall im Spiele ſeyn müſſe. Minchen erkannte den Irrthum zuerſt, denn Lottchen hatte ihr Goldeck mit blauen An-

gen und blonden Haaren beſchrieben. Hellburg zog ſeinen Freund einen Augenblick an das Fenſter, und fragte ihn, welches von beiden Mädchen denn ſeine Geliebte eigentlich ſei. Goldeck bezeichnete Lottchen, und plötzlich kehrte in Hellburgs männlichſchönes Geſicht die heiterſte Freude zurück.

Die Wirthin nöthigte eben zu Tiſche. Hellburg ſetzte ſich zwiſchen Minchen und ihre Mutter, und Goldeck hatte ſein vergnügtes Lottchen zur Seite. Beide Paare waren einander werth; doch Hellburg und Minchen gehörten nur für einander. Mit leiſen Worten pries er ſich glücklich, daß endlich ſein Wunſch, ſie wieder zu ſehen, erhört ſei. Minchen erröthete ſanft und lächelte freundlich zu Lottchen hinüber. Auch Minchen ward munter und ſprach mit Hellburg wie mit den andern. Hellburg

ward von ihrem Geiſte entzückt. Minchen fand ihn eben ſo liebenswürdig als ſchön. Sie hörte mit Aufmerkſamkeit zu, wenn ihn ihr Vater in ein ernſtes Geſpräch verwickelte, aber ſie hörte faſt nur auf ihn. Goldeck und Lottchen ſprachen ungezwungener mit einander; Hellburg und Minchen beſchäftigten einander mehr. Die Ruhe war in ihre Herzen zurück gekehrt, um die ſeligſte aller Empfindungen darin zu nähren.

Man ſaß länger bei Tiſche als gewöhnlich. Sembach hatte dießmal viel Schuld daran; er hatte ſeine ganze Superintendentur darüber vergeſſen. Der übrige Nachmittag ward im Grünen zugebracht, und die jungen Leute hatten dann und wann Gelegenheit, einander lieber und verſtändlicher zu werden. Die

Zeit des Abſchieds rückte mit großer Schnelligkeit herbei. Goldeck und Lottchen ſchienen angenehme Unterhandlungen gepflogen zu haben. Hellburg und Minchen hatten einen Bund zuſammen geſchloſſen, ohne ihn noch ihren Lippen zu vertrauen. Man mußte ſich endlich trennen, und ſchied vergnügt und glücklich aus einander. Sembach und ſeine Gattin nahmen die Ankündigung eines baldigen Beſuchs der beiden Herren mit vieler Freundlichkeit auf. Minchen hatte ihr ſchönes holdes Auge noch nie ſo offen zu Hellburg erhoben, als ſie es im letzten Augenblick ihres Abſchieds von ihm that.

Sembach hatte ſich zerſtreut und war mit ſeinem Tage ſehr zufrieden. Minchen fühlte ſich ihrem Herzen wieder gegeben, und feierte die Pracht der ſchönen

Natur

Natur mit lauter Freude. Sembach scheute sich nicht vor Goldeck und seinen Freunden, wenn er sonst nur in Grünborn zu bleiben entschlossen gewesen wäre. Goldecks wahrscheinliche Verbindung mit Lottchen ließ ihn sogar die angenehmsten Verhältnisse erwarten. Aber ein neues schmeichelhaftes Schreiben aus der Stadt, worin er gebeten ward, seine Entschließung, die man schon als beifällig ansah, nicht noch weiter zu verschieben, schien seinem bisherigen Schwanken das Uebergewicht zu geben.

Hellburg und Goldeck blieben ihren versprochenen Besuch nicht lange schuldig. Minchen saß bei ihrer Mutter und nähte, als der Vater mit langem Halse nach dem Hofthore zublickte und die Ankunft der beiden Freunde verkündigte. Er ging ihnen

nen sogleich entgegen, und Minchen, die sich ihrer reinlichen Kleidung wegen immer sehen lassen durfte, empfing sie an der Seite ihrer Mutter mit der sittsamsten Freundlichkeit, jedoch nicht ohne Erröthen. Hellburg warf seinen ersten Blick auf sie, und dieser Blick sagte ihr mehr, als was sein Mund ihr hätte sagen dürfen. Nach den Versicherungen des lebhaftesten Vergnügens über die nähere Bekanntschaft einer so würdigen Familie, erklärte Hellburg, daß ihm bang gemacht worden sei, sie schon so bald und gerade zu einer Zeit wieder zu verlieren, wo er gehofft hätte, nach und nach eine dauerhafte Freundschaft daraus erwachsen zu sehen. Er machte ihnen hierauf bekannt, daß er seit gestern Besitzer von Grünborn sei, und daß die Uebergabe des Guths in wenig Tagen erfolgen werde. Diese unerwartete Nachricht

richt überraſchte die ganze Familie, aber Niemanden mehr als Minchen. Sembach und ſeine Gattin fielen ihm in die Rede, und wünſchten ihm Glück zu einer ſo vortheilhaften Beſitzung. Erſterer empfahl ihm ſeine Gemeine mit gerührtem Herzen. Wenn Sie nur ihr Vater bleiben wollten! rief Hellburg bittend aus. Der Pfarrer Wohler hat mir eben geſtern entdeckt, daß Sie den Ruf als Superintendent erhalten haben und auch geneigt ſeien, denſelben anzunehmen. Er hat mich gebeten, ihm Ihre Stelle zuzuſichern; aber ich geſtehe, es würde mir weh thun, wenn Sie derſelben entſagen ſollten, ob ich gleich nicht wagen darf, einen ſo ehrenvollen und vortheilhaften Ruf aufzuopfern, da es ihrem Herzen gewiß ſchon ſchwer genug fallen wird, eine Gemeine zu verlaſſen, die Ihnen, wie ich gehört habe, ſo von Her-

zen zugethan ist, die Ihnen aber auch, so wie ich weiß, überaus viel zu danken hat. Doch eine Bitte wage ich wenigstens zu thun: Geben Sie ihr entscheidendes Wort nicht eher von sich, als bis Sie mich vorher davon unterrichtet haben. Sembach versprach es, und schloß sein ganzes Herz vor ihm auf. Hellburg half ihm manche seiner Empfindungen ordnen, und wiederholte dann seine Bitte nochmals. Sembach ersuchte ihn nebst seinem Freunde, am Tage der Uebergabe des Guths das Mittagsessen bei ihm einzunehmen, und die Einladung ward mit sichtbarem Vergnügen aufgenommen.

Dem weichen Minchen hatte bei dieser Gelegenheit das Herz nicht wenig geklopft. Die bedeutenden Blicke, die Hellburg von Zeit zu Zeit auf sie geworfen,

zumal

zumal wie er ihren Vater bat, ihn erſt zu benachrichtigen, bevor er ſein Verſprechen von ſich gäbe, waren ihr nicht entgangen. Er hatte nur wenig mit ihr geſprochen, aber das Wenige war ſo vielſagend geweſen und hatte einen ſo tiefen Eindruck auf ſie gemacht, daß ſie darüber in Träumereien verfiel, die ihr bald Vergnügen, bald Bangigkeit erregten. Ihre liebevolle Mutter, der es nicht an weiblicher Scharfſichtigkeit mangelte, hatte die Veränderung in Minchens Thun und Weſen ſchon ſeit dem Beſuche bei Lottchens Mutter bemerkt, und heute hatte ſie auch Hellburgs Blicke und ſein ganzes Betragen gegen Minchen belauſcht. Wer weiß, ſagte ſie beim Schlafengehn zu ihrem Gatten, wer weiß, ob Hellburg nicht ein Mann für unſer Minchen wäre, wenn ſie einander näher kennen lernten! Der zärtliche Va-

ter

ter ward durch diesen Gedanken aus allen seinen Betrachtungen gerissen. Er sah sein liebes Weib mit großen Augen an. Ja dann, sprach er nach einem Weilchen: wer das wüßte! Ja, dann wollte ich die Superintendentenstelle mit Freuden fahren lassen.

Der Tag der Uebergabe kam. Frau Sembach hatte alle ihre Küchenkünste dazu aufgeboten. Lottchen und ihre Mutter waren ebenfalls geladen, auch Pfarrer Wohler von Markendorf. Sie waren schon alle zugegen, als Hellburg und Goldeck, der den Kauf des Guths vorbereitet hatte, nach verrichteter Uebernahme in das Zimmer traten. Alle kamen ihm mit Glückwünschen entgegen, nur Minchen blieb in einiger Entfernung und schwieg. Wünschen Sie mir nicht auch Glück? sprach er mit sanfter Freundlichkeit, indem

er

er ſich ihr näherte. O von Herzen! erwiederte das erröthende Mädchen. Hierauf faßte er ſie bei der Hand und drückte ſie mit dem Ausdruck der innigſten Zärtlichkeit. Aber ich habe einen wichtigen Auftrag, ſprach er, indem er ſich wieder zu Sembach wendete, deſſen ich mich nun entledigen muß. Die Gemeine hat Bevollmächtigte an mich geſandt, um mich zu bitten, daß ich Sie doch zu bewegen ſuchen möchte, Grünborn nicht zu verlaſſen. Die guten Leute ſind ſehr bekümmert darüber, und erbieten ſich, Ihnen Ihre Einnahme zu erhöhen; ſie ſind mir bis vor Ihren Hof gefolgt, und wollen da die Antwort erwarten. Darf ich Sie wohl um eine kleine Unterredung auf Ihrem Studierzimmer bitten?

Sembach folgte ihm ſogleich, und

kaum

kaum ſah ſich Hellburg mit ihm allein, ſo ergriff er ſeine Hand und ſagte: Die Bauern bitten Sie durch mich, ihr Vater zu bleiben, und ich nähre den ſehnlichen Wunſch, Sie möchten der meinige werden. Der Beſitz Ihrer liebenswürdigen Demoiſelle Tochter iſt ſeit dem erſten Augenblick, wo ich ſie ſah, mein einziger Wunſch. Ich würde Ihnen denſelben erſt dann entdeckt haben, wenn Sie und Ihr vortreffliches München mich etwas näher kennen gelernt hätten. Allein da der Zeitpunkt ſo nahe iſt, wo Sie ſich über Ihren wichtigen Ruf entſcheidend erklären müſſen, hielt ich es meines Herzens wegen für nothwendig, Ihnen dieſen Wunſch ohne Aufſchub zu eröffnen, und Sie zu bitten, falls es Ihnen immer möglich iſt, ſowohl über mein Glück als über Ihre Wahl noch heute zu entſcheiden.

Vielleicht gebe ich Ihnen dadurch eine Veranlaſſung mehr, ſich über Ihre Entſchließung mit ſich ſelbſt zu vereinigen; denn es iſt mir ſehr wahrſcheinlich, daß eine Neigung oder Abneigung Ihrer liebenswürdigen Tochter gegen mich Sie bald zu einer oder der andern beſtimmen werde. Für mich aber wäre es ein unbeſchreibliches Glück, wenn ich an dieſem Tage, wo mir dieß ſchöne Guth übergeben ward, auch das wünſchenswürdige Kleinod, was es enthält, aus Ihren Händen empfinge. Und welch ein Recht würde ich mir zugleich auf die Liebe der ganzen Gemeine erwerben, wenn ich den Abgeordneten derſelben, mit Minchen an der Hand, die Verſicherung geben könnte, daß, indem Sie auch mein Vater geworden wären, Sie von nun an nie aufhören würden, der ihrige zu bleiben.

Sein-

Sembach war außerordentlich gerührt. Wie könnt' ich noch wanken! rief er aus. Und was könnt ich lieber wünschen, als meine Tochter einem so edlen Manne zu geben! Doch sie selbst mag entscheiden, und von ihrem Ausspruch soll zugleich meine Wahl abhängen. Darf ich sie mit ihrer würdigen Mutter zu Ihnen schicken? fragte Hellburg mit freudiger Eile. Sembach stand einen Augenblick an. In Gottes Namen! rief er dann mit vollem Herzen: das gute Mädchen wird freilich sehr überrascht werden, und wenn sie sich nicht sogleich erklären könnte, so müssen Sie ihr schon verzeihen. Vermag sie es aber gleich, so hol' ich Sie selbst, damit Sie ihr Geständniß aus ihrem eigenen Munde empfangen.

Minchen kam eben die Treppe herauf, als

als Hellburg aus der Thüre trat. Ihr würdiger Vater, sprach er mit sanftem Lächeln, wünscht Sie und Ihre Frau Mutter über eine wichtige Angelegenheit zu sprechen, und erwartet Sie auf seinem Zimmer. Handeln Sie ganz der Offenheit Ihres schönen Herzens gemäß. — Minchen ward feuerroth und ging die Treppe hinab, ihre Mutter zu rufen.

Nach einer Viertelstunde kam Sembach in das Gesellschaftszimmer zurück. Wollten Sie wohl so gefällig seyn, sprach er zu Hellburg, noch auf einige Minuten auf mein Zimmer zu kommen? Hellburg folgte ihm mit freudiger Hoffnung. Das reizende Mädchen lag in den Armen der Mutter, als sie beide wieder ins Zimmer traten. Das Herz meiner Tochter hat für Sie entschieden, sagte der Vater, und folglich

folglich auch für mich und meine Gattin: sie ist ganz entschlossen, die Ihrige zu werden. Hellburg war außer sich vor Entzücken, und Vater und Mutter führten sie ihm mit Freudenthränen zu. Also können Sie mich lieben, vortreffliches Mädchen? fragte Hellburg mit zärtlicher Stimme. Ja, sagte sie leise, und sank aus den Händen ihrer Aeltern mit züchtiger Ergebung in seine nach ihr ausgestreckten Arme. Gott! wie glücklich hast du mich gemacht! rief Hellburg aus, als er ihr mit einem langen Kusse die liebevollste Treue versichert hatte. Und Sie bleiben nun bei uns in Grünborn? wendete er sich zu Vater und Mutter. Bis an meinen Tod, versetzte Sembach.

Es erfolgten nun einige beneidenswürdige Minuten; aber dann erinnerte

die besonnene Wirthin, daß es nöthig sei, sich wieder zur Gesellschaft zu verfügen, denn es möchte ihr die Zeit zum Essen schon ein wenig zu lang geworden seyn. Hellburg fragte, ob er seine Geliebte als Braut aufführen dürfe. Es sind ja lauter Freunde, sagte Sembach: nicht wahr, mein liebes Töchterchen? Warum sollte ich Bedenken tragen, erwiederte sie mit holder Anmuth, Jedermann zu gestehen, daß ich glücklich bin. Hellburg drückte sie dafür an sein freudetrunkenes Herz. Du sollst es werden, lieber Engel, sprach er leise, wenn Dich unendliche Liebe glücklich machen kann.

Wünschen Sie mir Glück, sagte Hellburg, als sie sämmtlich wieder ins Gesellschaftszimmer traten: Minchen ist meine Braut und unser guter Vater bleibt in

Grün-

Grünborn. Alle, außer Goldeck, hatten die Unterhandlungen bloß auf den letztern Umstand gedeutet und waren nicht wenig über Hellburgs Erklärung verwundert. Lottchen flog Minchen in die Arme, und diese fragte sie flüsternd: Wenn folgst du mir nach? Der Pfarrer Wohler machte ein langes Gesicht dazu. Sie sehen nun selbst, lieber Herr Pfarrer, sagte Hellburg zu ihm, daß ich Ihren Wunsch nicht erfüllen kann. Darf ich die Abgeordneten der Gemeine herauf rufen? sprach er zu Sembach. Von Herzen gern, erwiederte dieser. Mit ernsten erwartungsvollen Gesichtern traten sie zur Thüre herein. Er bleibt, rief Ihnen Hellburg entgegen, und hat mir sein liebes Minchen zum Unterpfande gegeben: sie ist meine Braut. Gott sei tausendmal Dank! sprachen sie alle mit Wärme, und reichten Sembach,

der

der nicht zu reden vermochte, die Hand. Drauf wünschten ſie Hellburg und Minchen alles erſinnliche Glück, und einer von ihnen ſetzte mit Nachdruck, auf Minchen weiſend, hinzu: Die iſt noch mehr werth als Grünborn!

Frau Sembach bat nun zum Eſſen zu kommen, und alles war heiter am Tiſch bis auf Wohler, der ſich auch gleich nach dem Eſſen empfahl. Die Bauern hatten indeſſen die frohe Nachricht im Dorfe verbreitet, und Knaben und Mädchen hatten, auf des Schulmeiſters Rath, den Pfarrhof während der Mahlzeit mit Blumen beſtreut, was Alle nicht wenig erfreute. Goldeck und Lottchen ſehnten ſich beide nach gleicher Entwicklung, und Sembach ſchlug ſich, auf Hellburgs Eröffnung, ins Mittel, mit Lottchens Mutter zu reden. Die Sache war

 bald

bald ins Reine gebracht, und beide Paare fühlten sich glücklich. Man sprach dann über den Ursprung ihrer Bekanntschaft, und scherzte über den obgewalteten Irrthum. Goldeck erwähnte bei dieser Gelegenheit seines empfangenen Kranzes, und erhob sich damit gegen Hellburg. Da entfernte sich Minchen und kam mit ihrem vertrockneten Veilchenkranze zurück. Sie reichte ihn ihrem Geliebten und sagte: er war mir werth, drum hob ich ihn auf.

Gott segne uns Alle, sprach Sembach mit erhabener Stimme, und laß uns, wenn wir uns glücklich fühlen, nie höheres Glück verlangen. Fast hätt' ich mich selber getäuscht. Itzt fühl' ich es ganz, daß das wirkliche Glück des Lebens in häuslichen Freuden und in einem friedlichen Wirkungskreise beruht.

Die vortreffliche Hausfrau.

Eine wahre Begebenheit.

Die vortreffliche Hausfrau.

Eine wahre Begebenheit.

Wie viel Einfluß ein verſtändiges, ſanftes und pflichtliebendes Weib auf die Verfaſſung, Einrichtung und Beſchaffenheit ihres häuslichen Cirkels habe, iſt ſchon öfters in unterrichtenden Schriften, wie in anmuthigen Darſtellungen gezeigt worden. Noch größern Werth aber haben belehrende Beiſpiele aus der wirklichen Welt, weil ſie tiefer und nachdrücklicher auf das Herz wirken, und lebhafter zur Nachahmung ermuntern. Die Begebenheit, die ich hier erzählen

len will, betrifft zwar nur das edle und merkwürdige Verhalten einer Bäuerin; aber eben deswegen iſt ſie deſto merkwürdiger.

In einer der geſegnetſten Gegenden des Markgrafthums Baden lebte vor zwanzig Jahren auf einem Dorfe, nicht allzuweit von Baſel, ein junges Ehepaar, das bei ſeiner Verbindung ein Gegenſtand des Neides aller Nachbarn, einige Jahre lang ein Ziel ihrer Schadenfreude und doch endlich wieder ein Beiſpiel allgemeiner Erbauung war.

Der junge Mann kam frühzeitig in den Beſitz eines anſehnlichen Bauerguthes, welches ihm ſein Vater in der vortheilhafteſten Verfaſſung hinterließ; denn er hatte immer darauf geſehen, daß ſeine Kühe die

ſchön-

ſchönſten im Dorfe, ſeine Klee- und Getraideſelder die fetteſten, ſein Weinberg und Baumgarten am beſten unterhalten waren. Auf ſeinen an einander grenzenden Feldern ſtanden in langen Reihen die ſchönſten Nuß- und Obſtbäume, die einen beträchtlichen Ertrag abwarfen, und worunter die Kirſchbäume, außer dem ſtarken Verkauf der friſchen Kirſchen nach Baſel, Colmar und Breyſach, noch immer ein hübſches jährliches Einkommen an gebranntem Kirſchwaſſer lieferten.

Es konnte nicht fehlen, daß ſich Jakob (ſo hieß der junge Bauer) nun recht ernſtlich nach einer Gehülfin umſah. Zwar hatte er dieß ſchon bei ſeines Vaters Lebzeiten gethan, aber dieſer hatte ſeinen Sinn anderswohin gerichtet; wie es denn öfters zu geſchehen pflegt, daß Väter und Mütter

in

in solchen Fällen allzeit besser zu sehen glauben als die Söhne und Töchter, ohne dabei zu bedenken, daß sie eben deswegen, weil ihre Augen nicht für sich selbst, sondern für Andere forschen und suchen, wohl auch zuweilen falsch sehen. Jakob mochte das vielleicht ebenfalls gemeint haben, ohne jedoch seines Vaters Augen dahin zu richten, wohin die seinigen schauten. Nun, da seine Wahl von ihm allein abhing, folgte er seiner Neigung und bot seine Hand einem sehr hübschen Bauermädchen auf einem benachbarten Dorfe an, das er sich schon längst auserkohren hatte, und das ihm von ganzem Herzen zugethan war. Rose, (so hieß das hübsche Mädchen,) die älternlos war und bei ihrem Vormund lebte, hatte seinetwegen schon manchen Freier abgewiesen, der sich ihr und ihren fünfhundert Gulden, die sie besaß, angetragen hatte. Schwierigkeiten

ten von Seiten des Vormunds waren nicht zu erwarten, da sich für Rosen keine vortheilhaftere Gelegenheit finden konnte, und Jakob übrigens ein wohlgestalteter und ordentlicher Mensch war. Der Antrag ward also geziemend angenommen, und die Hochzeit nach der in solchen Umständen erforderlichen Frist, mit allem dem Pomp gefeiert, wie er bei wohlhabenden Landleuten üblich ist.

Jakob und Rose hatten einander herzlich lieb, und waren auch einander gänzlich werth. Sie hatten beide sich aus Neigung gewählt, und ihr beiderseitiger Wohlstand war ihnen nur Nebensache gewesen. Uebrigens war Rose für ihr Hauswesen eben so wirksam und geschäftig, wie Jakob in Betreibung seiner Landwirthschaft und in dem vortheilhaften Vertrieb ihres Ertrags. Alle

Abende theilten sie sich einander mit, was sie den Tag über gethan hatten, und berechneten den daraus zu hoffenden Gewinn. Rosens Capital ward zu Erlangung eines schönen Stücks Waldung angelegt, die Jakobs Guthe noch abging, und eine sehr vortheilhafte Verbesserung desselben war. Alle Nachbarn sahen scheel dazu, und selten begegneten sich einander ein paar Gevatterinnen, ohne daß sie beisammen stehen blieben, und die Gelegenheit, sich über Jakob und Rosen zu äußern, vom Zaune brachen. Das junge Paar schien es nicht zu bemerken, wenigstens sich nicht darum zu bekümmern, und fuhr muthig fort, seine gute Bewirthschaftung und Verbesserungen fortzusetzen, worüber es jedoch die erlaubten Annehmlichkeiten des Lebens keinesweges vergaß. Statt daß Andere des Sonntags in die Schenke gingen, und die Weiber und Kinder

der derselben zu Hause Wasser tranken, blieb Jakob nach der Kirche fein zu Hause bei seinem lieben Weibchen, und theilte mit ihr den Genuß irgend einer Erquickung, die sie sich ohne großen Aufwand verschaffen konnten. Er pflegte dann seinen Obst- und Küchengarten und beschäftigte sich mit seiner Baumschule, oder er nahm seine Rechnungen vor, die er stets in der Ordnung zu erhalten suchte, wie es sein Vater gethan hatte. Bald bekam er noch eine angenehmere Beschäftigung dazu, denn seine Rose gebahr ihm einen wackern Jungen, den er gern auf seinen Armen herum trug, und ihn oft der vergnügten Mutter abjagte.

So wahr und rein findet man häusliches Glück nur selten, wie in der Wohnung dieser glücklichen Landleute. Es war durch keine Kunst aufgeputzt, durch keine Feinheit

erhöhet;

erhöhet; es war ein Werk der Natur ohne alle Verschönerung. Wer sollte nicht glauben, daß ein solches Glück immer dauern müßte? Und wer sollte nicht trauern, daß Menschen, die im Besitz desselben sind, sich durch Leidenschaften verleiten lassen, es gegen einen Schatten oder ein Blendwerk aufzuopfern?

Jakob hatte von seinem Vater etwas geerbt, was demselben, so wie ihm bisher, wahren Vortheil gebracht hatte, und in dem mäßigen Grade, in welchem dieses Erbstück genützt worden war, in der That lobenswürdig genannt werden konnte. Es bestand in einem gewissen erlaubten Stolze, der wohlhabendste, ordentlichste und thätigste Bauer im Dorfe zu seyn. Ob sich nun gleich zu Behauptung dieser Ansprüche auch Wirthschaftlichkeit gesellen mußte, so konnte

man

man doch nicht ſagen, daß ſie den mindeſten Anſtrich von Geiz gehabt hätte. Jakob war nicht nur bemüht, dieſe Vorzüge in ſeiner Familie zu erhalten; ſondern er glaubte ſie ſeinerſeits noch vermehren zu müſſen. Der heimliche Neid ſeiner Nachbarn, die ſich zuweilen laut über ihn luſtig machten, daß er ſo zuſammen geize und des Lebens nie froh werde, ſpornte ihn nur noch mehr dazu an, auf Vergrößerung ſeiner Grundſtücke und Bereicherung ſeiner Umſtände bedacht zu ſeyn. Er ſchien in dem Grappbau, bei dem ſich damals die Elſaſſer Bauern ſo wohl befanden, ein untrügliches Mittel zu finden, das zu dieſem Ziele führe, und begab ſich zu dieſem Behuf ſelbſt ins Elſaß, um hinlängliche Kundſchaft davon einzuziehen. Hier ward er mit Bauern bekannt, die von der Lottoſucht angeſteckt waren, und deren einer nicht lange vorher eine Terne gewon-

gewonnen hatte. Jakob ward dadurch hingeriſſen, ſein Glück ebenfalls zu verſuchen, und verlor. Der Verluſt war ihm unangenehm, und da er ihn nicht einbüßen wollte, ſo verſtärkte er von Zeit zu Zeit ſeinen Einſatz. Zuweilen gewann er einmal einen Auszug, und dadurch ward er immer aufs neue angefeuert. Seine Roſe ſchien wenig von dieſem Bereicherungsmittel zu hoffen, und ließ es ihm merken, ohne ſich darüber zu ereifern.

Da Jakob den Grappbau gleich im Großen bei ſich eingeführt hatte, ſo konnte der jährliche Ertrag von ſeinen Grundſtükken nicht anſehnlich ſeyn, indem er den Gewinn von ſeinem Grappbau erſt nach vier Jahren zu hoffen hatte. Das Obſt wollte einige Jahre hinter einander nicht gerathen, welches ſonſt einen erheblichen Gegenſtand

ſeiner

ſeiner Einkünfte ausmachte. Jakob ſah ſich alſo von Zeit zu Zeit genöthiget, etwas zu borgen, und gerieth unvermerkt in Schulden, die er, wenn ihm das Glück günſtig ſeyn würde, mit dem gehofften Gewinn, oder doch wenigſtens mit ſeiner Grappärnte zu tilgen dachte. Er betrieb demnach das Lottoſpiel immer ernſthafter, und nun mußte auch ſein ſchönes Stück Waldung herhalten, um ihn in den Stand zu ſetzen, bei jeder neuen Ziehung immer mehrere Numinern zu belegen, wodurch er wenigſtens ſeinem bisherigen Verluſte wieder beizukommen hoffte.

Lieber Jakob, ſagte ihm eines Sonntags ſeine Roſe, ich dächte, du vergäßeſt das, was du ſchon verloren haſt, und ſetzteſt nicht mehr in das betrügliche Lotto. Sieh, es hat dich ſchon in Schulden geſtürzt, und

wird dich noch tiefer hineinbringen. Der liebe Gott hatte uns so reichlich gesegnet, daß wir mehr hatten, als alle unsere Nachbarn! Wir waren so vergnügt dabei, weil wir es uns angelegen seyn ließen, das zu erhalten, was er uns gegeben hatte, und wir sahen, daß es sich durch unser Schaffen und Thun wirklich vermehrte. Mir ists immer, als könnte es dem lieben Gott nicht gefallen, wenn man ohne Mühe und Arbeit reich werden will. Setze doch nicht wieder ins Lotto! Hörst du, lieber Jakob? Unser schönes Holz hat es auch schon verzehrt, und für den Grapp hast du ebenfalls schon das meiste Geld weg. Du siehst ja, der liebe Gott will es nicht haben. Wir wollen schon sehen, wie wir unserm Schaden durch Fleiß und Arbeit wieder beikommen. Ich habe dir immer gefolgt: folge du mir auch einmal, mein guter Jakob.

Sie

Sie ſetzte ſich auf ſeinen Schooß, ſtreichelte ihm die Backen, und bemühte ſich, ihm das Herz ſo leicht als möglich zu machen.

Jakob fühlte wohl, daß ſeine Frau Recht hatte; aber er konnte ſeinen Verluſt nicht ſo verſchmerzen, daß er zu deſſen Erſetzung das einzige Mittel, was ihm möglich ſchien, gänzlich hätte aufgeben ſollen. Auch hatte es ja dem und jenem zuweilen geglückt, etwas anſehnliches zu gewinnen: warum ſollte er nicht die nämliche Hoffnung hegen dürfen? Der Ehrgeiz, oder vielmehr die Schaam vor ſeinen Nachbarn, gab ſeinen Gründen vollends das Uebergewicht; doch gelobte er ſeiner Frau, alsdenn nie wieder ins Lotto zu ſetzen, wenn er nur einmal ſeinen Schaden wieder ausgewetzt hätte. Roſe ſchlich ſich traurig von ſeiner Seite, überließ ſich ihren finſtern Ahnungen, und dachte

mit ſchwerem Herzen an die erſten glücklichen Zeiten ihres Eheſtandes.

Solcher Auftritte gab es mehrere. Roſe veranlaßte ſie nie von ſelbſt, ſondern ſie benützte bloß die Gelegenheiten, die ſich ihr darboten, zumal wenn ſie ihren Mann nachdenkend fand, und dann that ſie immer freundlich dabei, und ließ nie einen Vorwurf über ihre Lippen gleiten.

Deſſen ungeachtet wich Jakob ſeiner Frau, ſo oft er es konnte, immer mehr aus, und die Schenke, wo ſein Hang zum Lotto noch genährt wurde, ward nun ſein beſtändiger Zufluchtsort. Er nahm an Kartenſpielen Theil, um ſich zu zerſtreuen, und vertrank oft ſo viel, daß er mit ſeiner Frau und Kindern einige Tage davon bequem hätte leben können.

Sein Einsatz ins Lotto wurde von Zeit zu Zeit gesteigert; er berechnete immer, was er gewinnen konnte, aber nie, was er schon verloren hatte und was er noch verlieren könnte. Er träumte von Nummern, besetzte sie, fand sich getäuscht, träumte von neuem, und ließ sich ferner täuschen. Darüber vernachlässigte er seine Wirthschaft; seine Obstbäume wurden von den Raupen abgefressen; seine Baumschule verwilderte; sein Weinberg blieb ungepflegt, und das Einkommen ward immer geringer. Der Grapp war verspielt; von der Getraideärnte behielt er kaum den Saamen übrig; er hatte schon ein Capital auf Consens genommen, und war auch außerdem schuldig, ohne zu wissen, wie er bezahlen sollte. Er sah ein, daß er zu Grunde ginge, wenn nicht bald ein Glücksfall erfolgte, aber er konnte nicht mehr zurück.

Das

Das arme Weib, welches nun ihr viertes Kind unter dem Herzen trug, jammerte und weinte heimlich über die Weigerungen ihres Mannes, den sie immer noch herzlich liebte, und arbeitete über ihre Kräfte, um nur das Nothdürftigste herbei zu schaffen. Sie war wohl überzeugt, daß er ihr nicht untreu war, aber sie litt doch nicht weniger, da sie bemerkte, daß er zu Hause keine Ruhe mehr habe, und sich nun bloß seiner Spielsucht und dem Trunke überließ.

Als ihm Niemand mehr borgen wollte, so wurde das letzte Stück Holz vollends niedergeschlagen und verkauft, so daß er nun selbst keines mehr hatte. Dann kam die Reihe an Stroh und Futter, ob er ihrer gleich selbst bedurfte. Endlich wurden ein Paar Kühe auf den Viehmarkt getrieben; und nun kam die Reihe sogar an einige gute

Sachen,

Sachen, die der Frau gehörten. Das gierige Lotto verſchlang gewöhnlich das meiſte davon, und gab nichts wieder von ſich.

Gerade um die Zeit, wo die Umſtände am verworrenſten und traurigſten wurden, kam Roſe mit einer Tochter nieder. Man mußte verſchiedenes in Geld verwandeln, was beinahe unentbehrlich war, um nur die nöthigen Koſten herbeizuſchaffen, und dennoch litt die arme Wöchnerin faſt am nothwendigſten Mangel. Sie raffte ſich einige Tage nach ihrer Niederkunft wieder auf, um nur für die allernöthigſten Bedürfniſſe zu ſorgen, und von nun an war ſie es beinahe allein, die durch ihren unermüdeten Fleiß Mann und Kinder ernährte. Sie hatte, ſelbſt in den letzten Zeiten, ihrem Manne an nahrhafter Speiſe ſo wenig als möglich abgehen laſſen und lieber ſelbſt gedarbt;

darbt: itzt konnte ſie das, auch bei der größten Anſtrengung, nicht mehr bewerkſtelligen; und Jakob, wenn er auch nichts darüber äußerte, ſchien doch wenigſtens immer etwas beſſers zu erwarten, als aufgetragen wurde. Roſe verlor deſſen ungeachtet ihre Sanftmuth nicht, aber es war ihr deutlich anzuſehen, wie viel Mühe ſie ſich gab, ihren Kummer dahinter zu verbergen.

An einem Morgen, den das vortreffliche Weib ſchlaflos herangeweint hatte, rief ihr Jakob noch unterm Thorwege zu, er werde des Mittags nicht heimkommen, ſie ſolle ihm daher das Eſſen aufs Feld hinaus bringen. Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er ſeinen Weg fort, und vertiefte ſich in ſeinen betrüglichen Speculationen.

Die gute Frau ſann bedenklich hin und her,

her, wie ſie ihrem Manne ein erträgliches Mittagsmahl bereiten wolle, aber ſie konnte nichts erfinden. Die letzten Groſchen waren am geſtrigen Tage in der Schenke verſpielt und vertrunken worden; die Vorräthe waren aufgezehrt, der Wirth borgte nicht mehr; und von den ſchadenfrohen Nachbarn, denen ſie kaum in die Augen ſehen konnte, war auch nichts zu hoffen. In dieſer verzweifelten Lage überließ ſie ſich eine Zeitlang ihrem ganzen Gram. Der Mittag rückte heran; ſie machte den Kindern eine Mehlſuppe, und ſäugte troſtlos das arme Mädchen, welches hierauf an der mütterlichen Bruſt ſanft entſchlummerte.

Auf einmal kam ihr ein Gedanke in den Sinn, den ſie mit Haſtigkeit feſthielt und wirklich auszuführen beſchloß. Sie war ja nicht bloß Gattin; ſie war auch Mutter, und

und eine Mutter von vier Kindern, die nun fast dem gänzlichen Mangel am Nothdürftigsten bloß gestellt waren. Vielleicht, dachte sie, ach! vielleicht, seufzte sie, wird er dadurch gerührt werden, und von seiner Spielsucht zurückkommen! — Diese schuliche Hoffnung belebte sie ganz, und muthig unterdrückte sie daher die Empfindungen, die ihr Vorwürfe zu machen schienen, daß sie ihrem Manne eine so grausame Scene bereite. Mit bebender Eil, als wenn sie fürchtete, sie möchte ihren Entschluß wieder bereuen, legte sie das schlafende Kind in ein Körbchen, worinn sie ihrem Manne gewöhnlich das Essen brachte, wenn er des Mittags nicht heim kommen wollte, und machte sich auf den Weg.

Jakob hatte sich schon einige Male umgesehen, ob Rose noch nicht komme, und

darauf

darauf wieder nach der Sonne geſchaut, um ſich zu überzeugen, ob die Uhr ſeines Magens wirklich ſchon auf Mittag deute. Endlich ſah er ſeine Frau mit dem bekannten Körbchen zwiſchen den Feldern heran kommen. Seine Hoffnung, ein gutes Mahl zu erhalten, ſtimmte ganz mit ſeiner Eßluſt überein, und beide zuſammen verbreiteten eine gewiſſe Heiterkeit über ihn, die von Roſens ſchwermüthigem Ernſte, mit dem ſie ſich näherte, gänzlich abſtach. Schweigend ſetzte ſie das Körbchen auf den Feldrand hin; Jakob nahm daneben ſogleich Platz, zog ſeinen Huth herunter und verrichtete ſein Tiſchgebet.

Aber welch ein mächtiges Erſtaunen ergriff ihn, als er das Tuch vom Körbchen wegzog, und darin keine Speiſe, kein Getränke, ſondern ſein ſchlafendes Kind erblickte!

blickte! Mit ſtummer überraſchender Empfindung blickte er zu ſeinem Weibe hin, die ihm in einiger Entfernung gegenüber ſtand, und ihn mit ſtarren überſtrömenden Augen anſchaute. Iß, ſagte ſie mit einem feſten, aber erſchütternden Tone, du haſt ja noch größeres Recht daran als der Hunger, der den armen Wurm ohnedieß bald verzehren wird: ich habe ſonſt nichts mehr, was ich dir zu bringen vermöchte. Du haſt mir nichts weiter gelaſſen, wovon ich dich und deine Kinder ſättigen könnte; du haſt geſtern die letzten Groſchen in der Schenke verthan, die noch auf einige Tage hingereicht hätten: ſättige dich nun an deinem eigenen Kinde!

Jakob ward durch dieſe Reden bis ins Mark erſchüttert. Mit ſtummem Entſetzen ſtarrte er eine Zeitlang auf den Boden hin, und ſah den Abgrund vor ſich, an den

er

er ſich und die Seinigen gebracht hatte. Plötzlich ſprang er auf und fiel ſeinem trefflichen Weibe um den Hals. O vergieb mir, meine Roſe, rief er ſchluchzend aus, o vergieb mir, wenn du kannſt! Bei Gott! ich will nie wieder ſpielen; ich will Tag und Nacht arbeiten, um mich aus dem Unglück herauszureißen, in das ich mich ſo blindlings geſtürzt habe. Glaube nur, daß es mir Ernſt iſt; ich will dir in Allem folgen. Ach! hätte ich es doch immer gethan!

Roſe freute ſich ihres ſchönen Siegs, und ließ ihren leidenden Mann nicht lange in Ungewißheit, ob ſie ihm gänzlich verzeihe. Sie ſchlang ihre Arme feurig um ihn herum und überhäufte ihn mit Liebkoſungen. O mein Jakob, rief ſie rührend aus: ſieh, nun biſt du wieder mein. Ach ſeit langer Zeit wareſt du es nicht mehr! Schon lange

waren

waren deine Kinder so gut als verwaiset! Nicht wahr, lieber Jakob: du willst nun ihr Vater wieder seyn?

Jakob konnte diese Reden kaum ertragen; sie vollendeten seine plötzliche Sinnesänderung aus dem Grunde. Für Rosen war dieser Tag ein zweiter Hochzeittag, so sehr auch ihr häuslicher Zustand von jenem ehemaligen verschieden war. Es ward ihr auf einmal, als wenn man ihr einen schweren Stein vom Herzen gehoben hätte. Mit ruhiger Heiterkeit suchte sie die trüben Wolken von ihres Mannes Stirne zu verscheuchen, und ruhte nicht eher, als bis es ihr wenigstens in etwas gelungen war. Sie zeigte ihm, auf welche Weise sie sich bald wieder helfen könnten, und erweiterte dadurch seinen durch Sorgen und Mißmuth eingeengten Gesichtskreis nicht wenig.

Jakob

Jakob hielt Wort: er ſetzte nicht mehr ins Lotto, ging nicht mehr in die Schenke, und ward ganz wieder der arbeitſame und ordentliche Mann, der er ſonſt geweſen war. Roſe gab ihm darin nichts nach, und die mühſamſten und ungewohnteſten Arbeiten wurden ihr leicht. Nie erwähnte ſie etwas von ihrer vorigen Lage, und wollte ihr Mann zuweilen davon anfangen, ſo hielt ſie ihm den Mund zu und ſchäkerte mit ihm. Jakob wollte ſchlechterdings, daß ſie alle Groſchen in Verwahrung nähme, und ſie that es eine Zeitlang, ſo ſehr ſie ſich auch anfangs widerſetzte; ſobald aber die erſte dringende Schuld abgetragen werden konnte, mochte ſie nun mit der Einnahme weiter nichts mehr zu thun haben; ja ſie ſchien ſich gar nicht mehr darum zu bekümmern. Es währte nicht lange, ſo konnte wieder eine Kuh angeſchafft werden, und bald darauf

eine zweite. Die kleinen Schulden wurden zuerſt getilgt, und dann kam die Reihe an die größern. Jakob ſammlete eifriger, als wenn er einen Schatz anzulegen hätte. Einige fruchtbare Wein- und Obſtjahre ſetzten ihn in den Stand, einen anſehnlichen Theil ſeiner größern Schulden zu bezahlen, und nun konnte er ſchon berechnen, in wie viel Zeit er ſein Guth wieder ganz frei zu machen hoffte. Nur ſeine Waldung, die er ſo geliebt hatte, konnte er ſo bald nicht wieder herſtellen; ihr Anblick blieb ihm der einzige Vorwurf über ſeine Thorheiten.

So ward allmählig der Wohlſtand und das häusliche Glück dieſer Familie durch Roſens ſanftes und kluges Benehmen gänzlich wieder hergeſtellt, ohne welches ſie augenſcheinlich zu Grunde gegangen wäre.

Alle

Alle Nachbarn wurden dadurch erbauet; kein Menſch ſprach mehr von Jakob und Roſen geringſchätzig; und keine Nachbarin ſah Roſen mit ſcheelen Augen an, wenn ſie ſchon zuweilen ſich von ihrem Manne gefallen laſſen mußte, daß er ihr Roſen als ein Muſter einer vortrefflichen Hausfrau aufſtellte.

Die Angebinde.

Die Angebinde.

Es war einer der ſchönſten Morgen, wie ihn jemals eine heitere und ſtille Sommernacht in ihrem Schooſe getragen hatte; ein Morgen, deſſen holde Reinheit den herrlichſten Tag bereitete, um auf deſſen goldenen Schwingen, gleich einem ſchönen Bilde der Vergangenheit, in den lieblichen Abend hinüber zu ſchweben.

Die Sonne ſchien ſo freundlich neben der hohen Linde zum Fenſter herein, wo der Amtmann Dorner noch in ruhigen Schlummer

mer versunken war, gleich als wollte sie ihn in den sanften Träumen belauschen, die auf seinem Gesichte sich malten, und ihn dann zu einer glücklichern Wirklichkeit wecken. Dem Bette gegenüber stand ein Tischchen mit mancherlei Sommer-Levkojen und schönen Nelken besetzt, zwischen welchen sich aus der Mitte ein herrlicher Rosenstock mit vielen Rosen erhob. Nicht lange hatte sie erst die liebe Tochter, auf leisen Socken, ins Zimmer getragen, und harrete nun des frohen Erwachens des besten der Väter bei der guten geschäftigen Mutter im Nebenzimmer.

Dorner schlief heute länger als sonst, denn er war spät erst entschlummert. Er hatte, als er sich schlafen legte, eine genaue Abrechnung mit seinem Gewissen gehalten, und über die Zukunft wegen der Seinigen mit Vatersorge gedacht. Endlich öffnete sich

sein

ſein heiteres Auge, blickte lächelnd nach dem Blumentiſchchen hin, und dann mit innigem Dankgefühle zum Himmel empor.

Vater, gütiger Vater, hub er leiſe zu beten an, wie ſollen dir Empfindungen danken, die ſich vor lauter Fülle einander ſelbſt nicht begreifen, und in ein Wechſelgefühl von Glückſeligkeit und Liebe für dich zuſammenfließen! Mit einem einzigen Blick durchſchaue ich itzt mein glückliches Leben, und fühle ſo ganz, daß du auf jedem Pfade mich leiteteſt. Vergieb mir, wenn ich zuweilen die mühevollen Jahre, die ich durchlebte, mit ſtillen Seufzern betrachtete und hoffnungslos in die Zukunft blickte. O nun fühl' ich es ganz, daß ich ihnen meine beſſern Gefühle, meine Thätigkeit, mein ganzes itziges Glück und meine Zufriedenheit danke. Funfzig Jahre ſind nun von meinem

nem Leben dahin; und ich genieße einer festern Gesundheit als sonst. Ich bin ein glücklicher Gatte, ein glücklicher Vater, und habe Gutes in meinem Amte gestiftet. O gieb mir ferner die thätige Kraft, um in demselben nützlich zu wirken, und erhalte den edlen Fürsten bei seinen guten Gesinnungen und mir sein Vertrauen. Dieß eine wag' ich, gütige Vorsehung, heute von dir zu erbitten. Wohl dacht' ich vor vielen Jahren — und Wünsche nährten den schmeichelhaften Gedanken — ich würde vielleicht nach meinem funfzigsten Jahre mehrere Ruhe genießen und mehr mir selbst und den Meinigen leben können; und nun würde ich das nicht wünschen, wenn ich auch könnte. Das Bewußtseyn, Gutes in meinem Amte zu leisten, und die geliebte Sorge für eine treue Gattin und liebe Kinder, erleichtern mir alles, und machen mir selbst die

beschwer-

beſchwerlichſten Arbeiten lieb. Auch dieß erkenn' ich für Glück, und danke dir, Vater, mit gerührtem Herzen dafür. Iſt noch ein Wunſch, der meine Seele beſchäftiget, ſo iſt er bloß auf meine Kinder gerichtet. Es iſt dem väterlichen Herzen ſo wichtig, ſie glücklich zu wiſſen. O leite du ihr Schickſal, gütige Gottheit! Weniger bin ich beſorgt um meinen Sohn, wenn er fortfährt, auf deinen Wegen zu wandeln; denn Männer haben, trotz der größern Beſchwerden, doch manches voraus, ihr Glück zu begründen. Lenke deshalb, wohlthätiger Vater, alles das Gute, womit du mich ſo unendlich beglückſt, nun mit zu dem Guten, was du meiner geliebten Tochter beſtimmteſt. O gieb ihr einen redlichen Gatten, der ihres vortrefflichen Herzens werth iſt, und der ſie glücklich zu machen verſteht. Ihr edles fühlendes Herz — es würde zerriſſen werden,

den, wenn es ein Mann von rauher Gemüthsart nicht zu würdigen wüßte. O möchte — doch ich wage den Wunsch meines Herzens nicht auszusprechen: es geschehe dein Wille, lieber himmlischer Vater!

So betete der Amtmann Derner und mischte seine Betrachtungen so vertraulich darein, als spräche er mit einem Freunde, dem er den Inhalt seiner Wünsche recht nachdrücklich ans Herz legen wollte. Er war es gewohnt, in den Stunden stiller Betrachtung sich so mit Gott zu unterhalten, und glaubte die Hand seiner Vorsehung in allem, was ihm begegnete, auf überzeugendste wahrzunehmen. In alle Geschäfte, in alle Freuden des Lebens mischte sich dieses Gefühl, und drum war er immer heiter und froh.

Er hatte die letzten Worte ſeines Gebets mit wahrer Herzenserhebung geſprochen, und Gattin und Tochter hatten den Laut davon im Nebenzimmer vernommen. Leiſe öffnete letztere die Thüre, und flog, als ſie den lieben Vater erwacht fand, in ſeine gegen ſie ausgeſtreckten Arme. Eilig kam nun auch die Mutter herbei, und ſchalt mit Lächeln das Mädchen, daß ſie die erſten Morgenküſſe hinweg genommen, die ihr doch gehörten. Freundlich ſtreckt' er nun auch die Arme nach ihr hin und drückte ſie lang an ſein liebetrunkenes Herz.

Da erfolgten nun von Mutter und Tochter die innigſten Glückwünſche zum wiedererlebten frohen Geburtstage des theuern Gatten und Vaters. Wie herzlich floſſen ſie nicht aus jedem Munde! Wie miſchten ſich die wahren Gefühle des Danks

so rührend darein! Die Gattin hatte sich zu ihm aufs Bette gesetzt, und hielt seine rechte Hand in ihrer Linken, während das freudige Mädchen die andere faßte und dem zärtlichen Vater die Wangen streichelte. Laßt uns der Vorsehung danken, unterbrach er die sanften Liebkosungen seiner Geliebten; denn sie ists, die uns alle so glücklich macht. Bewahre dein reines Herz, meine Adolphine, sprach er zur Tochter, dann wird sie auch dir ein dauerhaftes glückliches Schicksal bereiten. Das gab sie mir schon, mein Väterchen, sagte das reizende Mädchen, und schmiegte sich, den bedeutenden Blick auf die vergnügte Mutter gerichtet, mit aller Wärme der kindlichen Zärtlichkeit an die emporgehaltene Wange des lieben Vaters, der sie mit sanftem Ernst und Vergnügen betrachtete.

Komm, Adolphine, ſprach nun die Mutter, der Vater muß aufſtehn. Suſanne hat ſchon den Kaffee gebracht, und die Butter zur Semmel wird wieder weich. Da folgte ſie ihr in das Zimmer, und holte den Lehnſtuhl zum Tiſche, wo ſich Taſſen und Kaffee befanden und ein großer und breiter Kuchen bereit ſtand, wie Dorner ihn gern aß. Nicht lange darauf trat er mit dem Roſenſtocke herein und lobte die herrlichen Roſen, die ſich erſt aufzuſchließen begannen, und ſetzte ihn neben den Kuchen, den er nun erſt bemerkte. Iſt das die Butter zur Semmel? ſagte er freundlich ſcherzend zur lachenden Gattin, und küßte ſie dankbar. Heut iſt ja Geburtstag, erwiederte ſie, ich muß dir doch auch ein Anoebinde verehren, ſonſt ſticht Adolphine mich ganz aus. Da hüpfte das holde Mädchen zur Mutter und küßte ſie ſcherzend, und

hurtig ſetzte ſie ſich dann wieder zum Vater.

Das Frühſtück wurde unter vergnügten Geſprächen genoſſen, welche die Gegenwart und auch die Vorzeit betrafen. Dorner lobte das Glück des Mittelſtandes und zeigte, wie bei einem thätigen Leben und Mäßigkeit jeder Genuß ſich erhöhe, und wie eine gute Wirthſchaft bei ſparſamen Einkünften auch manches erlaubte Labſal möglich zu machen wiſſen. Schmeckt uns nicht heute, ſprach er, ein Stückchen Kuchen beſſer, als wenn wir ihn täglich genießen könnten? — Aber er iſt auch wirklich vortrefflich! Beſſer verſteht ihn Niemand zu backen als du, nickte er mit verſichernder Miene der ſchmunzelnden Gattin zu, und nahm noch ein Stückchen.

Nach einer Weile äußerte Dorner, es sei nun Zeit, an seine Geschäfte zu denken; allein die Mutter meinte, es sei ja noch früh, und winkte der Tochter aus dem Zimmer zu gehen. Könntest du nicht, fragte sie drauf den Mann, am heutigen Tage dich aller Arbeit entledigen? Der Fürst, ich weiß es, hat gewiß nichts dagegen, denn du fehlest ja nie, und an einem Jubeltage, wie heute, geht es wohl an. Nein, liebes Weib, versetzte er freundlich; es ist oft viel an einem Tage gelegen, und überdieß ist verschiedenes auszufertigen, was denen, die es betrifft, zu wichtig ist, um es bis morgen zu verschieben. Der Pachter zu Wendingen hat freiwillig einen Schadenersatz erhalten, und die Gemeine zu Lingen das Niederwäldchen zurück bekommen, dessen der vorige Fürst sich angemaßt hatte. Noch heute muß ich ihnen die frohe Nachricht ertheilen,

theilen, damit sie durch meine Schuld nicht einen einzigen Tag an der Gerechtigkeit unsers itzigen Fürsten zweifeln. Nun, ein paar Stunden des Vormittags lass' ich es gelten, erwiederte sie, aber die ganze übrige Zeit bist du unser. Schüttle nur nicht, heut hilft es dir nichts; denn Kindern, weißt du, darf man den Willen nicht lassen, Und im Ernste gesprochen, wir sind für Mittag und Abend zu Gaste geladen: rathe von wem?

Dorner rieth auf einige Freunde, aber er konnte den rechten nicht treffen. Nun so muß ich dir's sagen, versetzte sie mit wichtiger Miene: der Kaufmann Follert hat uns auf seinen Garten gebeten. Follert? rief Dorner mit einiger Verwunderung aus: wie mag denn das kommen? Erklären kann ich mir's wohl, gab sie zur Antwort: der

junge

junge Follert ſcheint Adolphinen ein wenig ins Auge geſehen zu haben; vermuthlich ſind die Aeltern nicht abgeneigt, und ſuchen nun einen nähern Umgang mit uns, um den Handel in Gang zu bringen. Hm! Hm! ertönte aus Dorners Munde; es ſchien ihm die ganze Sache nicht recht zu ſeyn, aber er mochte doch nichts dagegen äußern. Und weiß Adolphine von dieſer Abſicht? fragte er ruhig. Ja, verſetzte die Gattin, ich habe mit ihr darüber geſprochen, und ſie ſcheint den jungen Follert leiden zu können. Dorner erwiederte nichts darauf, und ſchüttelte bloß ein wenig mit dem Kopfe. Was meinſt du dazu? fragte ſie ihn vertraulich, und that als ob ſie nicht merkte, daß er darüber kein Vergnügen bezeigte. Was ich meine, ſprach er: ich denke, der junge Follert paſſe nicht recht für Adolphinen; ſie iſt ſo ſanft, ſo weich, ſo

zart in ihren Empfindungen, und er — vermag diesem Herzen unmöglich Gnüge zu leisten. Zwar weiß man gerade nichts übels von ihm; aber sein ganzes Benehmen zeugt von einer sehr gewöhnlichen Denkart, und kurz, er scheint mir nicht für unsere Adolphine zu passen.

Freilich, hub die Mutter nach einigen Secunden wieder an, der Rath Delmhorst wäre so ganz für sie gewesen; aber daran ist nicht mehr zu denken. Weißt du das schon gewiß? versetzte Dorner: er benimmt sich doch immer so aufmerksam gegen unsere Tochter. Ja, gefallen mag sie ihm wohl, gab sie zur Antwort, und wenn die Fürstin nicht wäre, so hätten sie wohl ein Paar werden können: aber noch vorgestern sprach ich die Kammerfrau, die mich versicherte, die Hofdame selbst habe ihr kürzlich

vertraut,

vertraut, es ſey nun ſo gut als richtig mit ihr und dem Rath. Und geſtern, als Delmhorſt erwähnte, er würde uns morgen bei Follerts ſehen, ließ ich ihm meine Vermuthung merken, und gab auf ihn Acht, wie er das aufnehmen würde: aber er fand es natürlich, und ſchien ſich gewiſſermaßen darüber zu freuen.

Sonderbar, rief Dorner mit Gelaſſenheit aus: Adolphine und Delmhorſt wären, dem Anſcheine nach, ein glückliches Paar geworden; und ſie mit Follert, und er mit dem Fräulein, ſcheinen, nach menſchlicher Einſicht, es niemals werden zu können. Wie wunderbar doch des Himmels Fügungen ſind! Vielleicht trennt er nur deswegen edle Gemüther von einander, damit jedes für ſich einen andern Wirkungskreis fülle, und durch ſeinen Einfluß andere Menſchen

veredle. Der Lohn kömmt dort, ſetzte er langſam hinzu: hier iſt ja alles nur Mittel zu höherem Glück.

Du ſiehſt es alſo wohl nicht gern, daß wir heute zu Follerts gehen? ſagte die Gattin etwas verlegen. Ich ſchlug die Einladung anfangs aus, und ſchützte deinen Geburtstag vor; aber ſie beſtanden, als ſie das hörten, nur deſto dringender darauf, und wünſchten, du möchteſt es nicht eher erfahren, als heute. Was konnt' ich da machen? Und da ich bedachte, daß Follerts Sohn nun der einzige iſt, der eine Parthie für unſere Tochter wäre, ſo glaubte ich wenigſtens, Follerts durch eine abſchlägige Antwort nicht beleidigen zu dürfen. Hätte ich aber gewußt —

Sei ruhig, liebes Weib, ich tadle dich nicht;

nicht; du haſt vernünftig gehandelt. Und übrigens iſt ja mit dieſem Beſuche noch nichts verſehen. Wer weiß ſogar, ob deine Vermuthung gegründet iſt, denn Follert ſcheint einen großen Werth auf Vermögen zu ſetzen. Es kömmt hier Alles auf Adelphinen an: ich werde ſie heute bemerken, und gelangt dann ein Antrag an uns, dann werd' ich ihr unverhohlen meine Bedenklichkeit ſagen, damit ſie ſich prüfe, und keine Verbindung eingehe, von der ſie vielleicht ein größeres Glück ſich verſpricht, als ihr dieſelbe zu gewähren vermag. Bliebe ſie aber entſchloſſen dazu — denn Adelphine kann nicht leichtſinnig handeln — ſo werd' ich, wenn ich auch andere Wünſche gehegt, der Vorſehung nie widerſtreben. Ich werde es vielmehr für eine Wohlthat erkennen, wenn Adelphine, die Delmhorſten auf keine gewöhnliche Weiſe zu ſchätzen ſchien, ihn

ehe:

ohne Kummer vermiſſen kann; denn Männer, wie er, ſind zu ſelten, als daß ihn ein Anderer ihr leicht erſetzen könnte. Hätte ich ihn Schwiegerſohn nennen dürfen: er wäre mein Stolz geweſen. Gewiß würde ſein edles Herz, was ſo mächtig auf unſern jungen Fürſten gewirkt, daß er ihn zu ſeinem vertrauteſten Freunde und Rathgeber gewählt, in Adelphinen, auf die ich eben ſo ſtolz bin, einen reizenden Lohn gefunden haben.

Seine gerührte Gattin trocknete ſich die Augen, und ſchien ihm in die Arme fallen zu wollen, als eben der junge Derner, der bei einem Sachwalter wohnte, um ſich zur nämlichen Laufbahn vorzubereiten, ins Zimmer trat, ſeinem würdigen Vater die Wünſche ſeines Herzens zu bringen. Sie wurden nicht weniger herzlich empfangen als

aus-

ausgesprochen. Du giebst mir Hoffnung, mein Sohn, redete der Vater ihn an, ein brauchbarer und redlicher Mann zu werden. Der Weg, den du zu deiner Bestimmung gewählt, ist schlüpfrig; aber wenn du dich niemals von Recht und Pflicht entfernst, wenn du das Deinige völlig verstehst, um selbst durch Unwissenheit Niemandem zu schaden, der sein Recht in deine Hand niederlegt, um es für ihn zu behaupten, und wenn du die schändliche Streitsucht durch bessern Rath und gewissenhafte Vergleiche so viel als möglich zu hindern suchst: dann ist auch deine Beschäftigung eine der würdigsten. Glaube drum nicht, du werdest dabei verhungern, wie viele Sachwalter ihre wahren Gesinnungen zu beschönigen suchen: die Vorsehung wird gewiß für dich sorgen, und ein nothdürftiger Unterhalt, der dein Gewissen nicht drückt, gewährt dir

einen

einen frohern Genuß, als wenn du von unrecht erworbenen Gütern ſchwelgteſt. So lang ich lebe, will ich dich gern unterſtützen, ſo viel ichs vermag, damit du beim Anfang deiner Practik nie in Verſuchung geräthſt, von dieſer Richtſchnur zu weichen.

Vater! Vater! kam Adolphine eilig ins Zimmer gelaufen, der Kammerdiener des Fürſten wünſcht Sie zu ſprechen, und unten im Hauſe ſind ebenfalls Leute, denen er zu warten befahl. Vielleicht eine dringende Sache, gab Dorner zur Antwort: laß ihn hereinkommen, und ihr, meine Lieben, geht indeſſen hinaus; er hat gewiß in Geſchäften mit mir zu ſprechen.

Die Familie hatte ſich entfernt, und der Kammerdiener trat zur Thüre herein. Der Fürſt hat mich geſandt, war ſeine Anrede,

Ihnen

Ihnen dieſes Schreiben nebſt beifolgendem Schächtelchen zu überreichen. Laſſen Sie ſich nieder, verſetzte der Amtmann, und langen Sie indeſſen ein Stückchen Kuchen zu: es iſt mein Geburtstagsgeſchenk. Ich werde ſogleich nachſehen, ob auf des Fürſten Befehle etwas zu erwiedern iſt. Hierauf entfaltete er das Schreiben und las:

„Mein würdiger Amtmann!“

„Ich halte es für Pflicht, Ihnen zu Ihrem heutigen Geburtstage meinen Glückwunſch zu machen, und bitte Gott, mir und meinen Unterthanen noch lange einen Mann zu erhalten, der ſeit fünf und zwanzig Jahren in ſeinem Amte die unverbrüchlichſte Rechtſchaffenheit bewieſen, und der trotz mancher Bedrängniſſe, die er nicht abzuwenden vermochte, von allen meinen Unterthanen, wie mir hinlänglich bekannt iſt,

als ein wahrer Vater verehrt wird. So allgemeine Beweise von Achtung könnten mich eifersüchtig machen, wenn ich nicht einsähe, was für wichtige Vortheile auch für mich daraus erwachsen. Ich werde mit Ihnen wetteifern, die Liebe der Unterthanen zu verdienen, aber Sie muß ich bitten, mir sie erwerben zu helfen. Seyn Sie ferner mein treuer Rathgeber, und empfangen Sie mit und in dieser Dose, welche Ihnen mein Kammerdiener überreichen wird, ein geringes Merkmal meiner Freundschaft und meines guten Willens. Heute wünsche ich, daß Sie sich aller Geschäfte enthalten, um Ihren Geburtstag im Schooße Ihrer Familie mit ungestörtem Vergnügen zu begehen. Ich sende Ihnen in dieser Absicht zugleich einige Flaschen alten guten Wein, um darinn meiner Gemahlin, die Sie ihrer aufrichtigsten Theilnahme versichert,

ſichert, und meine Geſundheit zu trinken. Wir werden in Gedanken mitten unter Ihnen zu ſeyn, und auf das lebhafteſte Ihres heutigen Glücks uns freuen.“

Ihr
erkenntlicher Freund,
Wilhelm Guſtav.

Dornern ſtanden die Augen voll Waſſer, als er das Schreiben geleſen hatte, und der Mund verzog ſich in ein Lächeln, worin eine Miſchung von inniger Freude und Rührung lag. Welch ein vortrefflicher Herr! rief er mit Begeiſterung aus, und erhob ſich eilig von ſeinem Stuhle. Den Augenblick will ich mich anziehen, um ihm ſelbſt den Dank meines vollen Herzens darzubringen. Er iſt eben aufs Land gefahren, ſagte der Kammerdiener, und wird vor Abend nicht wieder kommen. So bitt' ich

Sie,

Sie, versetzte der Amtmann, den gnädigsten Fürsten, wenn er zurückkömmt, vorläufig meiner tiefsten Dankbarkeit zu versichern, und ihm zu sagen, daß es mich drücke, sie ihm erst morgen persönlich äußern zu können. Ich habe Ihnen auch, versetzte der Kammerdiener, funfzig Flaschen alten Rheinwein und fünf und zwanzig Flaschen Tokaier zu überliefern; sie stehen noch unten im Hause, weil sie doch in den Keller gebracht werden müssen. Hier rief der Amtmann seine Gattin und Kinder herbei, um sie sogleich in Empfang zu nehmen.

Als er allein war, durchlas er das Schreiben des Fürsten noch einmal. Es wäre Vermessenheit, solche Gefühle, wie sich in seinem Herzen zusammen drängten, durch Worte schildern zu wollen. Mit gefaltenen Händen ging er das Zimmer auf

und

und ab, und äußerte nichts, als die Worte: Das kömmt von dir, mein himmliſcher Vater!

So ging er noch lange herum und hatte eben das Schreiben zum dritten Male durchleſen, als Frau und Kinder wieder ins Zimmer traten. Das iſt ein köſtliches Geſchenk, verſetzte die erſtere; das ſoll dich laben, du guter Mann, wenn dich häufige Arbeit geſchwächt hat. Der Fürſt hat beide Weine aus ſeinem Mutterfäßchen zu geben befohlen; der Rheinwein ſoll Achtundvierziger, und der Tokaier, wie der Kammerdiener ſagte, noch älter ſeyn.

O der gnädige Fürſt! rief Dorner mit gehobener Stimme. Aber das iſt nur eine Kleinigkeit gegen dieß Schreiben. Leſet es ſelbſt; es enthält unendlich mehr, als ich ver-

verdiene. Adolphine ergriff es behende, und las es laut mit freudiger Rührung. Drauf küßte sie das edelmüthige Schreiben und sagte: Das ist doch ein Fürst! Allein was sind Sie ihm auch, mein vortrefflicher Vater!

Und wo ist denn die Dose? fragte die Mutter. Ja, bald hätt' ich sie über das Schreiben vergessen, erwiederte Dorner; da steht sie noch eingesiegelt. Sie öffnete nun die Schachtel, indeß sich die übrigen neugierig herbeidrängten, und Alle brachen in laute Bewunderung aus, als sie die prächtige goldene Dose mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Fürsten erblickten.

Fast so schön als die Gabe selbst! sagte Adolphine, da sie so von einer Hand in die andere ging. Aber doch noch nicht so schön

als

als das Schreiben! verſetzte der Vater. Wie ſie wohl von innen ausſieht? fiel die Mutter ein. Der Sohn, der die Doſe eben in der Hand hielt, öffnete ſie. Es lag ein mehrmals zuſammengelegtes Papier darin, welches er ſogleich dem Vater übergab, dem itzt der Ausdruck mit und in dieſer Doſe, deſſen er ſich erſt bei dem Bildniß wieder erinnerte, etwas ſtärker auffiel. Aber wie groß war ſeine Verwunderung, als er das Papier aus einander gelegt hatte! Es enthielt eine jährliche Gehaltszulage von zweihundert Thalern für ihn.

So willkommen auch dem Amtmann dieſe Zulage ſeyn mußte, weil ſeine bisherige Beſoldung, wenn er ſchon an einem kleinen Orte wohnte, nur zu einer ſehr mäſſigen Haushaltung hinreichte, und alſo mit

der Wichtigkeit seines Amts in keinem Verhältnisse stand: so war seine Freude darüber dem Vergnügen über das Schreiben immer nur untergeordnet. Der guten Frau hingegen war es freilich nicht übel zu nehmen, wenn sie dabei fröhlich ausrief: Das Beste kömmt zuletzt! Sie hatte es bisher allerdings sehr klug angefangen müssen, denjenigen Theil der Besoldung, der für die Wirthschaft bestimmt werden konnte, dergestalt auszudehnen, daß er sich über alles erstreckte, und noch dann und wann die Feier einer frohen häuslichen Begebenheit gestattete. Nun kann doch mein lieber Vater alle Tage ein Gläschen Wein trinken! äußerte Adolphine. Meiner Meinung nach muß in unserer Wirthschaft keine bedeutende Veränderung vorgehen, sprach der Vater; was wir uns zuweilen erlauben dürfen, muß nicht zur Gewohnheit werden. Nun soll die

Mutter

Mutter etwas für dich zurücklegen, sagte er zu Adolphinen; und dich, mein Sohn, kann ich um so bequemer mit dem Nothwendigsten versehen, wenn die erlaubte Aernte deiner redlichen Bemühungen zu deinem Unterhalte anfangs nicht hinlänglich seyn sollte. Die Mutter hörte dieß mit an, ohne eine Silbe dazu zu sagen. Alle priesen die Güte des Fürsten, weil dessen geringe Einkünfte, wegen Abtragung der großen Schuldenlast, die auf seinem kleinen Gebiete haftete, eher Einschränkungen nöthig machten, als größere Ausgaben erlaubten, zumal da den Unterthanen so manches erlassen worden war, was die vorherigen Einkünfte ohnedieß sehr geschmälert hatte. Niemand wußte dieß besser als der Amtmann, und darum rechnete er dem Fürsten diese Zulage so hoch an, ohne sich dabei in den Sinn kommen zu lassen, daß er wohl eine weit größere verdiene.

Aber

Aber nun muß ich wirklich an meine Geschäfte gehen, hub er an. Du willst also dennoch arbeiten, versetzte die Mutter, ungeachtet dich der Fürst selbst davon losgesprochen hat? Der Fürst wohl, gab er zur Antwort, aber mein Gewissen nicht. Siehe, liebes Weib, ich würde heute nicht so recht vergnügt seyn können, wenn ich nicht die beiden Ausfertigungen noch zu Stande bringen und an ihre Behörde übersenden könnte. Nun so halte dich nur fein dazu, erwiederte sie, denn wir sollen schon um eilf Uhr im Garten seyn.

Dorner ging nunmehr in die Amtsstube und vollendete, was er sich vorgenommen hatte. Der Amtsfrohn war schon bereit, und mußte, sobald die Berichte gesiegelt waren, sich gleich damit auf den Weg machen. Die Zeit ließ es zu, noch einige andere Sachen

chen vorzunehmen, die zwar nicht dringend waren, aber doch einmal ausgefertigt werden mußten.

Indessen waren die übrigen Glieder der Familie äußerst geschäftig, sich zu der großen Feierlichkeit zu rüsten, die itzt bevorstand. Die Mutter suchte ihr zierliches Brautkleid nebst den Blondenmanschetten herbei, die sie nur bei Gevatterschaften trug, und langte aus dem großen nußbaumenen Schranke eine Schachtel herab, die ihren Schmuck verwahrte, welcher aus einer schmalen goldenen Halskette, Ohrringen von böhmischen Granaten, und gewässerten Bandschleifen bestand. Dann mußte ihr Adolphine gleich die Haare zurecht machen und die neugesteckte tiefe Haube aufsetzen, bevor sie ihren eigenen Putz in ihrem Schlafzimmer beginnen durfte. Dem Sohne hingegen wur-

den Aufträge außer dem Hauſe ertheilt, die er mit vielem Vergnügen verrichtete.

Kaum ſah Adolphine ſich endlich allein, ſo warf ſie ſich neben ihr Bette auf einen Stuhl und überließ ſich ihren frohen Gefühlen. Freilich waren ſie nicht von einerlei Art, aber ihr weichgeſchaffenes Herz erzeugte und nährte ſie alle mit einerlei Wärme. Bald hing ſie das Köpfchen mit ſanftem Lächeln, und nichts bewegte ſich da an dem ſchönen ruhigen Körper, als das bebende Halstuch, was ſüße Regung glücklicher Liebe verrieth. Bald ſchaute ſie munter umher, als wenn ſich ihr Blick ſchon voraus an einem froh überraſchenden Auftritte weidete. Bald ſah ſie wieder ſo ſchmachtend, ſo hold vor ſich hin, wie eine Braut in den glücklichſten Augenblicken des Lebens, und höher färbten ſich unvermerkt

die

die roſigen Wangen. Dann fuhr ſie, nach ſo ſchönen Minuten, wieder froher lächelnd, zuſammen, und ſchien ein neues naives Bild der heiterſten Freude zu haſchen.

Schon hatte eine ziemliche Weile das holde Mädchen ſo lieblich verträumt, als die ſorgſame Mutter, die mit Suſannen noch manches Geſchäfte betrieben, emſig zur Thüre hereintrat, nach dem geputzten Mädchen zu ſehen. Ih Adolphine! rief ſie erſtaunt; ich glaube, du ſchläfſt. Oder ſchwatzeſt du etwa gar in Gedanken mit Follert? ſetzte ſie ſcherzend hinzu. Da ſprang das Mädchen hurtig vom Stuhle und verneigte ſich muthwillig vor der ſchmälenden Mutter. Warte nur, ſprach ſie, Follert ſoll alles erfahren. Geſchwind kleide dich an, ſonſt ſchließ' ich dich ein, und du bleibſt bei Suſannen.

Das

Das wirſt du doch nicht, du böſes Mutterchen! verſetzte das ſchmeichelnde Mädchen. Eh die Katze ein Ei legt, bin ich geputzt, und neige mich ſtattlich vor der lieben Mama. Sogleich fielen ihr die braunen Locken vom Haupte, und die natürlichen Ringel ſpotteten des geglätteten Kamms. In wenig Minuten war das ſeidene Haar ſo lieblich geordnet, als hätten ihr die Huldgöttinnen geholfen, und ein ſchmales lichtblaues Bändchen unterbrach ſein glänzendes Braun. Das ſchleierweiße Gewand, das ſchon ſeit frühem Morgen bereit lag, ſchmiegte ſich züchtig an den reizenden Körper, der größere Schönheit verrieth, je weniger Abſicht dabei war ſie zu verrathen; und unter dem Buſen ſchlang ſich ein breiteres Band um den Leib, wie das in den Haaren, aber von gleichem gefälligen Blau. Das Mädchen war fertig, und ſchön wie ein Engel.

Mit

Mit ſteifem Rücken trat ſie zur Mutter hinein, bei welcher Suſanne über die unter gezogenen Röcke Muſterung hielt, und verneigte ſich tief, mit den Worten: Hier bin ich, liebe Mama. Dann hüpfte ſie ſchnell zu der Mutter, die ſie von oben bis unten betrachtete, und legte das Haupt auf die Schulter, gleich als wenn ſie ſich ſchämte, daß ſie ſo ſchön ſei. Drauf ſprang ſie einige Schritte zurück und belächelte loſe den modiſchen Staat des vorletzten Vierteljahrhunderts an der prangenden Mutter. Du ungezogenes Mädchen! ſagte die Mutter: du darfſt dich wohl zeigen in deinem lappigen Putz. Sonſt trug man doch Kleider, wie ſichs gehört; itzt ſehen die Mädchen aus, wie ſonſt die Bräute, wenn ſie am Hochzeitabend dem Bräutigam ins Bette geliefert wurden. Gutes, beſtes Mutterchen, rief Adolphine, und hing ſich ihr um den

Hals,

Hals, rede doch nicht so. Sieh nur die großen Glocken am Arme, und wie breit du auf einmal von hinten und vornen geworden: soll ich nicht lachen?

Indem trat der Vater zur Thüre herein, und Adolphine floh ihm entgegen. Er umfaßte sie zärtlich mit seiner Rechten, und betrachtete sie mit innigem Wohlgefallen. Jage sie fort, das häßliche Mädchen, sprach die Mutter zum Vater: du verhätschelst sie eben. Macht sich das junge Ding doch über die Mutter lustig! So was kann Adolphine nicht thun, erwiederte lächelnd der Vater. Also glaubst du ihr mehr? versetzte sie wieder: nun, das ist weit gekommen! Susanne hat es gehört. Nein, liebes Väterchen, sagte Adolphine mit ernstem traulichen Wesen, ich mußte nur lachen, daß die Mutter an jeden Arm ein

kleines

kleines Schleppkleid gezogen. Iſt das etwas Böſes? Warte nur, Mädchen! drohte die lachende Mutter; und die treue Suſanne hätte ſich beinahe todt darüber gekichert.

Schon lagen Kleider und Wäſche nebſt den geputzten ſilbernen Schnallen für den Vater bereit. Er nahm ſie und fragte: Warum ſo in Staat? Weil heute Geburts- und Jubeltag iſt, gab die Mutter zur Antwort; und wie mir Suſanne geſagt, iſt eine Schweſter der Follert mit ihrer Tochter gekommen; da läßt es doch nicht, wenn man ſo alltäglich erſcheint. Drum hab' ich dir auch ſchon Tabak in die goldene Doſe gethan, damit ſie doch ſehen, wie viel der Fürſt auf dich hält. Wider die Doſe hatte nun Dorner am meiſten einzuwenden; aber auch Adolphine trat nun auf die

Seite der Mutter, und so ergab er sich endlich darein.

In kurzem erschien der Vater völlig gekleidet, und mittlerweile war auch der junge Dorner gekommen. Die ganze Familie wollte schon das Zimmer verlassen, als der Vater, der sich an seiner Tochter nicht satt sehen konnte, geschwind wieder umkehrte, und die schönste Rose vom Stocke schnitt. Hier, Adolphine, sagte er freundlich, es fehlt dir noch etwas zu deinem Putze, und du hast die Rosen so gern. Mit einem Blick der kindlichsten Liebe küßte sie ihm stillschweigend die Hand, und nun verließ man das Zimmer, nachdem die Mutter Susannen noch einmal das Haus gehörig empfohlen hatte.

Von diesem Augenblick an wurde die

muntere Adolphine ſinnig und ſtumm. Mit niedergeſchlagenen Augen ging ſie neben dem Vater einher, und vergaß oft den ehrerbietigen Grüßen zu danken, die von allen Seiten erfolgten. Es war ihr auf einmal ſo voll im Herzen geworden, daß ihr ſogar die Stimme verſagte, wenn ſie antworten ſollte. Dem Vater entging dieſe Veränderung nicht. Die Mutter hat doch wohl recht, dachte er bei ſich ſelbſt, und ging mit ernſterer Stimmung neben ihr hin. Er hätte ſeinen Geburtstag hundertmal lieber zu Hauſe unter den Seinigen gefeiert. So heiter und glücklich, ſprach er zu ſich ſelbſt, wird dir die zweite Hälfte des Tages wohl nicht verfließen, wie die erſte. Dann meinte er wieder, Adolphine müſſe den jungen Follert vielleicht von einer beſſern Seite kennen wie er. Dieſer Gedanke beruhigte ihn wenigſtens einigermaßen; und ſo kamen

ſie

ſie ſämmtlich, indeß die Mutter ſich ſtets mit dem Sohne unterhielt, bei Follerts Gartenhauſe an.

Hier wurden ſie gleich an der Thüre auf eine ſehr einnehmende Weiſe von einer ältlichen Frau empfangen, die vielmals um Entſchuldigung bat, daß Niemand von ihrem Schwager noch da ſei, weil eben die Ankunft wichtiger Waaren ſie aufgehalten, wobei ſie ſich zugleich ſelbſt als die Schweſter der Wirthin ankündigte. Während hierauf die beiderſeitigen Höflichkeiten gegen einander gehörig ausgewechſelt waren, kam der Rath Delmhorſt mit einem ſehr artigen Mädchen, welches die ältliche Frau für ihre Tochter erklärte, aus dem Garten herbei. Dorner und Delmhorſt umarmten ſich herzlich, und darauf führte erſterer letztern bei Seite, und erzählte ihm mit lebhafter

hafter Rührung von den Geſchenken des edelmüthigen Fürſten, worüber Delmhorſt, der ihn nun ſeiner beſten Wünſche verſicherte, ſehr ſchmeichelhafte Bemerkungen machte, die ſeines Freundes Verdienſte betrafen. Die Frauenzimmer hatten ſich indeſſen ebenfalls in den Garten gewendet, und Dorner ſtutzte nicht wenig, als er einmal nach ihnen hinſah, und wahrnahm, daß Adolphine von der ältlichen Frau ſo innig ans Herz gedrückt wurde, und darauf aus ihren Armen in die Arme der Tochter ſank.

Dorner verfiel darüber in tiefe Gedanken, und hörte nur halb, was Delmhorſt ihm ſagte. Sollten ſich Mutter und Tochter verſtehen, dacht' er bei ſich, und bereits weiter gegangen ſeyn, ohne dich dabei zu Rathe zu ziehen? Er ſetzte zu viel Vertrauen

trauen auf seine Gattin und Adolphinen, um dieses zu glauben; und dennoch war der Anschein so stark. Woher diese innige Herzlichkeit zwischen den fremden Frauenzimmern und Adolphinen, da sie einander vorher doch nie gesehen? Oder hätten sie wohl gar einander gekannt? Es war ihm alles ein Räthsel; und so viel er auch sann, so konnte er es dennoch nicht lösen. Ueberdieß hinderte Delmhorsts Gespräch, daß er sich seinen Betrachtungen ganz überlassen konnte.

Das ältliche Frauenzimmer nahte sich itzt den beiden Herren und schlug einen Spaziergang im Garten vor. Der Vorschlag ward mit Vergnügen ergriffen. Dorner ging neben ihr, die Frau Amtmannin neben dem Rath, und Adolphine hatte mit ihrem Bruder das fremde Mädchen in die

Mitte

Mitte genommen. Es war ein angenehmer Garten, zwar nur von mäßigem Umfang, aber der Platz war vortrefflich benützt und alles gut unterhalten. Seine vornehmste Zierde bestand in herrlichen Obstbäumen von allen Arten und Größen, die alle voll Früchte hingen, und worunter sich itzt die Kirschbäume, deren viele mit Netzen umzogen waren, mit ihren schwarzen, rothen und weißlichten Kirschen vortrefflich ausnahmen. Zwischen den hohen Bäumen waren niedrige gepflanzt, deren Früchte man mit den Händen erreichen konnte; und an der Morgen- und Mittagsseite der Gartenmauer wechselten Aprikosen- und Pfirsichbäume mit Weinstöcken ab. Auch Blumen waren in Menge vorhanden, und alle Gemüße standen in üppigem Wuchs.

Dornern ging allmählich das Herz auf, als er so zwischen den schönen Bäumen einherging und ihren Reichthum betrachtete. Er wußte jede Art zu benennen, so klein auch die Früchte noch waren, und bestimmte die Zeit ihrer Reife und ihrer Behandlung. Nicht weniger freuten ihn die Aprikosen und Pfirsiche, die er von jeher, für Bäumen und Auge vorzüglich geliebt, am meisten aber die strotzenden Trauben, worunter manche Arten eine ungewöhnliche Größe versprachen. Ja, so einen Garten hab' ich mir immer gewünscht, rief er sehnsuchtsvoll aus. Es muß doch hübsch seyn, so einen Garten zu haben!

Schon waren sie alle Gänge, bis auf ein schönes schattiges Plätzchen durchwandelt, zu welchem der Weg an der Mauer hinleitete. Es war ein kleines wildes Gehölze,

hölze, mit hohen Rosen gemischt, was ein gerundetes Rasenplätzchen umgab. In der Mitte desselben stand ein kleiner Altar von einfacher Form, der von den höheren Bäumen fast überwölbt war. Man sah ihn nicht eher, als bis man sich vor ihm befand. Die ganze Gesellschaft trat eben in dieses kleine Gehölze; doch alle übrige hatten sich vorgedrängt, so daß der Amtmann Dorner der letzte war. Auf einmal traten sie auf die Seiten, und Dorner sah den Altar und las mit Erstaunen die unerwartete Inschrift: Meinem Dorner.

Er war unglaublich überrascht, der edle beneidenswürdige Mann! Daß ihm dieses Denkmal galt, das zeigte sein Name, das las er auf allen Gesichtern. Wer konnte das thun? und zumal hier? war alles, was er hervorzubringen vermochte, und ein

Gedanke

Gedanke durchkreuzte den andern. Wie oft verglichen ſich Vermuthung und Zweifel in einer noch nicht vollen Minute, und entzweiten ſich immer von neuem. Wer thats? rief er aus. Und plötzlich unterbrach ſeine würdige Gattin, ihm an die Bruſt ſinkend, die bisherige Stille und ſagte: Wer anders als die, der du ewig gehörſt! Biſt du nicht mein? — Mit dem Ausdruck des tiefſten Gefühls ſah er ihr ſtarr ins Auge und ſchwieg. Dann ſprach er erſtaunt: Du thateſt es? und hier in einem fremden Garten? — Nein, mein Theuerſter, gab ſie lächelnd zur Antwort, in keinem fremden, in deinem eigenen Garten. Er iſt dein; nimm ihn zum Angebinde von mir. Zum erſten Male verzog ſich nun ſein Mund wieder zum Lächeln. Wie kannſt du auch ſcherzen! ſprach er: bald hätteſt du mich getäuſcht. Getäuſcht?

verſetzte die Gattin: Nein! ich täuſche dich nicht; der Garten iſt wirklich dein. Ich kauft' ihn von Follerts, die ſich ſeiner entledigen wollten, von meinem Erbtheil, was, wie du weißt, aus achthundert Thalern beſtand, und was ich durch einen Theil der geſammleten Zinſen um die Hälfte vermehrte. Du überließeſt es mir zu meinem Gebrauch, und wollteſt, wenn ich auch bat, nie das geringſte davon in die Wirthſchaft verwenden. Hier nimm es nun in dieſer Verwandlung; ſchon lange war es zu einem Garten beſtimmt, weil ich wußte, daß er dich freuen würde.

Nun verſchwanden die Zweifel mit allen Vermuthungen, welche die Phantaſie aus Möglichkeiten gebildet und eben ſo ſchnell wieder verworfen hatte. Er umarmte die glückliche Gattin, und tief einmal über das andere:

andere: Was verdank' ich dir nicht, mein vortreffliches Weib! Er konnte nicht müde werden, ihre Sorgfalt und Liebe zu preisen, und hielt sie immer umschlungen, und drückte sie immer fester an sich. Die Uebrigen wünschten ihm Glück zu der neuen Besitzung, und freuten sich der so gelungenen Ueberraschung. Mein Schwager und meine Schwester, sprach das ältliche Frauenzimmer, werden es innig bedauern, daß sie nicht ebenfalls Zeugen von diesem Auftritte waren.

Es wäre doch Schade, fiel nun Delnhorst ein, wenn dieser Altar nicht heute noch durch ein Opfer eingeweiht würde. Hat Niemand ein beßres, so möge dieß Blatt die Stelle desselben vertreten. Doch betrachten Sie mich, mein würdiger Freund, nur als den Priester, der es vom Geber empfangen,

um

um es Ihnen zu opfern. Dorner vermuthete ein Gedicht oder ſonſt einen Glückwunſch, und ergriff das Papier mit der vollen Erwartung, wozu ihm Delmhorſts Geiſt und deſſen Freundſchaft für ihn vollkommen berechtigten. Aber noch ehe er es ganz entfaltet hatte, nahm er das fürſtliche Siegel wahr, und ließ die Hand, in der er es hielt, mit den Worten herabſinken: Soll ich denn heute dem Dank oder der Freude erliegen? Auch ſelbſt die Uebrigen wurden nun noch begieriger darauf; denn Niemand von ihnen wußte, was es enthielt. Er las es ſchweigend, und ſeine Miene ſprach dann in Delmhorſts Umarmung beredter von der Wichtigkeit des Geſchenks, als es Worte vermocht hätten. — Es war die Ernennung ſeines Sohns, des jungen Dorner, zum Amtsadjunctus mit dreihundert Thalern Gehalt.

Man

Man denke sich die Bewegungen, welche diese neue frohe Begebenheit in allen Gemüthern hervorbrachte! Der junge Dorner war ganz erschrocken vor Freude; der gerührten Mutter stürzten die Thränen aus den Augen; auch die fremden Frauenzimmer nahmen sehr warmen Antheil daran: nur Adolphine drückte dem lieben Bruder schweigend die Hand, aber ihr Busen klopfte gewaltig.

Der Fürst, sprach Delmhorst zu Dorner, glaubte Ihnen eine Erleichterung schaffen zu müssen, und verspricht sich in Ihrem Herrn Sohne einen Mann, der, durch das Beispiel seines würdigen Vaters gebildet, schon früh unter Ihrer Leitung sich eigne Verdienste erwerben werde, um Ihren wohlthätigen Einfluß auf das Beste des Ganzen mit Ihnen zu theilen und fortzupflan-

pflanzen. O der vortreffliche Fürſt! brach Dorner mit ſtarker Empfindung aus: aber hierin, edelmüthiger Mann, fuhr er gegen Delmhorſt fort, erkenne ich Ihre wirkende Hand. Sie dürfen mich nur als Werkzeug betrachten, erwiederte Delmhorſt: der Fürſt wollte Sie heute für Ihre großen Verdienſte nach ſeinen Kräften belohnen, und ich that nichts dabei, als daß ich ſeine Geſinnungen lenken half. Wie wollen wir nun, da Sie ſich itzt vieler Geſchäfte entledigen können, gemeinſchaftlich an den Verbeſſerungen arbeiten, die dem Fürſten und Lande bald wieder aufhelfen müſſen! Es iſt ein Troſt, daß hier noch manches zu thun iſt, wie wir ſchon oft mit einander beſprochen haben!

Donners väterlicher Blick fiel itzt, vielleicht von ohngefähr, auf die Tochter ſeines Herzens, die mit ſichtbarer Unruhe ihm in einiger

einiger Entfernung zur Seite ſtand. Sie ſenkte den Blick zur Erde, und hohe Röthe färbte ihr ganzes Geſicht. Freueſt du dich nicht auch, Adolphine? fragte der Vater ſie zärtlich. Wie ſollt' ich nicht, mein gütiger Vater! erwiederte ſie mit ſanfter Stimme: ich freue mich unausſprechlich Ihres heutigen Glücks. Aber muß mir's nicht weh thun, ſetzte ſie mit einer naiven, halb muntern, halb leidenden Miene hinzu, muß mir's nicht wehthun, daß man mich mit dieſen köſtlichen Angebinden ganz in Schatten geſtellt? Was ſind meine Blumen dagegen! — Du gabſt dich mir ſelbſt, verſetzte der Vater, indem er ihr freundlich die Hand darreichte; und alle dieſe Geſchenke, die mich doch gewiß unendlich beglücken, ſind mir noch lange nicht das, was du mir biſt. — O mein Herz weiß nur zu gut, wie ſehr du mich, mein gutes Väterchen,

liebſt,

liebſt, ſprach ſie mit weicher Stimme, und ſchmiegte ſich ſanft an ihn an. Aber eben deswegen muß ich dir auch ein Angebinde verehren, was alle die andern weit übertrifft. Hätteſt du wohl für einen zweiten Sohn noch Liebe genug? — Dieß ſagte ſie mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck, wobei ſie zugleich Delmhorſts Hand ergriff, und ſie in die Hand des überglücklichen Vaters legte.

Gott! rief Dorner mit erſtickter Stimme, als nun Delmhorſt mit Adolphinen in ſeinen Armen lag; ſo haſt du auch den liebſten meiner Wünſche erfüllt! Kaum hab' ich Kräfte genug, ſo vieles Glück zu ertragen. Das kummervollſte Leben würde mit einem ſolchen Tage völlig vergütet ſeyn, und mir gabſt du doch immer häusliches Glück und innere Ruhe. Glücklicher kann ich nun in meinem Leben nicht werden, als ich es heute bin.

bin. Delmhorſt mein Sohn! Wie ſtolz bin ich auf dieſen Namen! Ja, Adolphine, kein Angebinde war doch das beſte. Kommt her, meine Kinder, zu dieſem Altare, der mir ewig ein heiliges Denkmal bleiben wird. Vergeſſet es nie, daß ihr hier alle ſo glücklich wurdet! Hier, Delmhorſt, empfangen Sie von meiner Hand Ihre Adolphine. Iſt ſie gleich meine Tochter, ſo darf ich's doch ſagen: ſie iſt ein Kleinod, und iſt Ihrer werth.

Es wäre ſchwer zu beſtimmen, wen Rührung und Freude mehr überwältiget hatten, die Tochter oder den Vater; und wer ſich glücklicher fühlte, der Vater, Adolphine, oder Delmhorſt. Die Amtmannin, die bloß um die Anſtellung des Sohnes keine Wiſſenſchaft hatte, flog von Gruppe zu Gruppe, und alles umarmte ſich nun durch einan-

einander, ſo daß es vom Amtsadjunkt und dem jungen artigen Mädchen, die Niemand anders als Delmhorſts Schweſter war, aus Verſehen vielleicht ſchon zum dritten Male geſchah. Die beiden Mütter vertrauten einander das Gefühl ihres Glücks, ſolche Kinder geboren zu haben; und der Amtmann rief mit Freudenthränen im Auge: Hätt' ich doch nicht geglaubt, als ich unſere Wohnung verließ, daß ich heute noch glücklicher werden ſollte, als ich dieſen Vormittag war!

Man zog ſich nun aus dieſem geweihten Plätzchen in den Garten zurück. Die ganze Geſellſchaft hielt an einander, als wenn ſie ſich nie wieder trennen wollte. Nach und nach wurde dem Amtmann alles entwickelt, was ihm noch dunkel ſeyn konnte; und Adolphine, die reizende, glückliche Adolphine,

bat mit geheimnißvollem ernſten Weſen den lieben Vater tauſendmal um Verzeihung, daß ſie Delmhorſten liebe. Doch hab' ich dich noch eben ſo lieb, mein Herzensväterchen; ſetzte ſie in ihrem traulichen Tone mit lauterer Stimme hinzu.

Itzt brachte Suſanne die Nachricht, das Eſſen ſei ſchon lange bereit. Sie waren die einzigen Gäſte dazu; denn Alle, die um das Geheimniß gewußt, waren der Meinung geweſen, es wäre beſſer, dieſen glücklichen Tag unter ſich zu genießen. Der Amtmann bezeigte hierüber ein großes Vergnügen. Das Häuschen gefiel ihm; es war bequem und geräumig genug, um im Sommer zur Wohnung zu dienen. Nachdem er alles beſehen, ging man zu Tiſche. Der Fürſt, der mit Allem, was vorgehen ſollte, bekannt war, hatte ſich ausbedungen,

die

die Tafel von ſeinem Koch beſorgen zu laſſen. Suſanne trug vom Achtundvierziger Rheinwein auf, und mehrere Flaſchen davon, nebſt altem Tokaier, waren ins Kühle geſetzt. Die Freude hatte den Vorſitz am Tiſche. Man konnte nicht müde werden von allen den Gegenſtänden zu ſprechen, die Aller Herzen beſchäftigten. Dem Amtmann fielen itzt alle die Mittelchen ein, die ſeine Gattin angewandt hatte, um ihn zu täuſchen. Haſt du auch mit geholfen? ſprach er zu ſeinem Sohne, der Delmhorſts Schweſter fröhlich zur Seite ſaß. Ja! ſagte die Mutter ſtatt ſeiner. Schön! verſetzte der Vater; das werde ich dir nicht eher vergeben, als bis du mir auch einmal ein ſolches Augenbinde verehrſt, wie Adolphine. Da ſtieg ihm eine glühende Röthe ins Geſicht, die ſelbſt auf den Wangen ſeiner jungen artigen Nachbarin einen merkli-

chen

chen Wiederschein gab. Dein künftiges Angebinde! sagte nachher Adolphine, als man Gesundheiten trank. Die beiden Familien schienen in eine zusammen geschmolzen, und nie sah man wohl glücklichere Menschen beisammen.

Es war schon spät. Man hatte so vergnügt bei einander gesessen, und rückte eben die Stühle zum Aufstehen, als plötzlich dem Hause gegenüber ein Wagen hielt. Der Fürst und die Fürstin! riefen alle zugleich, und die Männer stürzten beinahe die Treppen hinab, während die Frauenzimmer am Fenster freundlich von ihnen begrüßt wurden. Bloß ein Bedienter war abgestiegen, und der Wagen fuhr wieder fort. Er überbrachte Adolphinen im Namen der Fürstin ein Schächtelchen mit der Aufschrift: der liebenswürdigen Braut.

Als

Als ſie es öffnete, fand ſie einige ſchöne Juwelen von Werth. Alle waren entzückt von der Art, die Geſchenke zu geben, und prieſen das edelmüthige fürſtliche Paar.

Nun mußte Dorner doch ſeinen Garten noch muſtern, denn vorher hatte er ihn mit fremden Augen beſehen. Alle begleiteten ihn und nahmen herzlichen Theil an ſeinem Vergnügen. Delmhorſt und Adolphine ſchlichen ſich endlich wieder in ihr liebes ſchattiges Plätzchen, und die Sonne war ſchon untergegangen, als der entzückte Vater ſie rief.

Welch ein Abend! Und welch ein Abſchied, als man ſich trennte! —

Himmliſcher Vater! rief Dorner empfindungsvoll aus, wie er ſich ſchlafen legte:

du gabſt mir ſchon einen Himmel auf Erden! Mein ganzes Leben ſoll ein unaufhörliches Dankgebet ſeyn.

Inhalt.

Theseus.
Das Madonnenbild.
Der Ruf in die Stadt.
Die vortreffliche Hausfrau.
Die Angebinde.